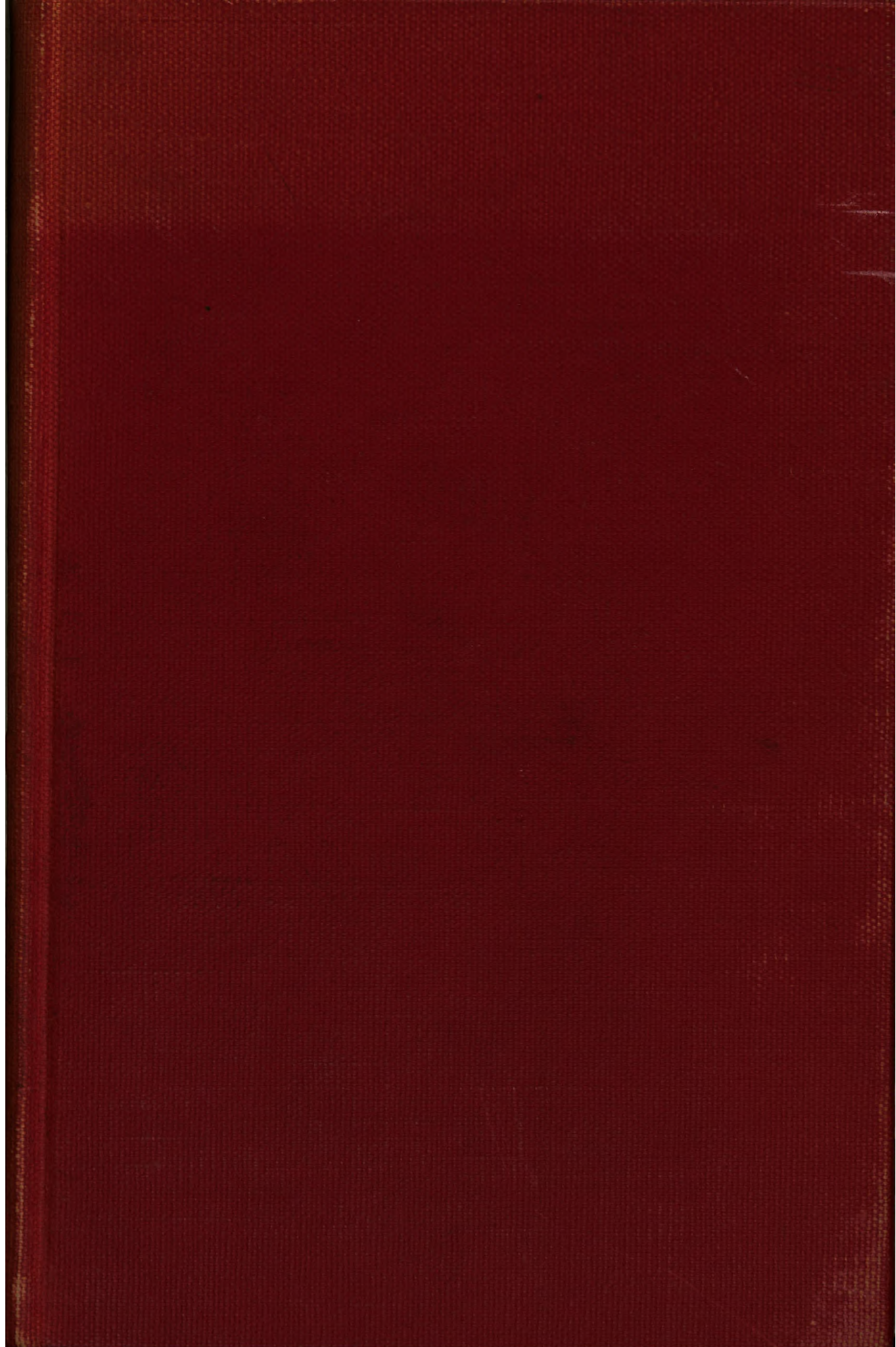




INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Ludwig Gurl



Gerechtigke
für
Karl May

Gerechtigkeit für Karl May

Von

Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Ich will den Leser nicht von außen fe[...]
halten, sondern will Eintritt nehmen in sei[...]
Inneres, in sein Gemüt. Sonnenschein wi[...]
ich in die Häuser und Herzen meiner Les[...]
bringen. (Karl Mays Ges. Werke Bd. 34 „Ich“[...]



Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

OTTO HARRASSOWITZ

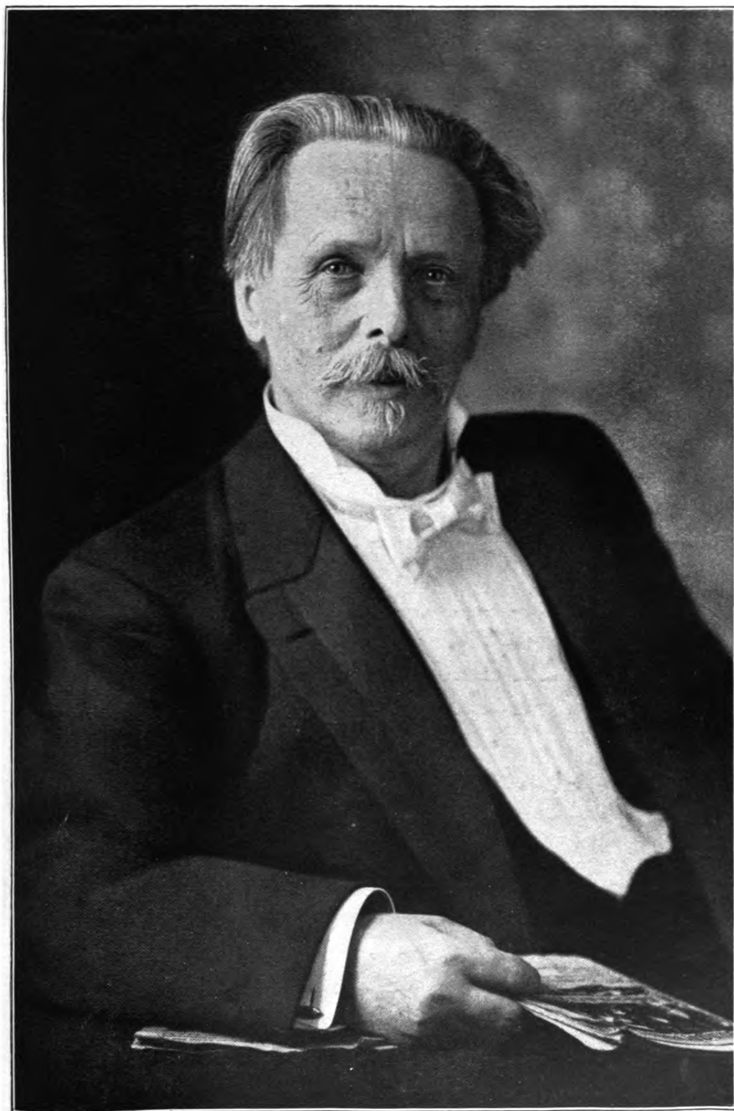
691279

PT 2625
.A848Z6

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen
bleibt vorbehalten
Copyright 1919 by Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

Hoffmannsche Buchdruckerei, Felix Krais, Stuttgart

Inhaltsverzeichnis.



Dr Karl May

Der Herrgottsschnitzer.

Hab all mein Lebtag stets gedacht,
Dass man aus Holz die Heilande macht,
Doch nun im Alter kommt mirs bei,
Dass noch was Anderes nöthig sei.

Im Holz da liegt zwar auch was drin,
Denn jeder Kopf hat seinen Sinn,
Jedoch der Sinn von diesem da,
Der reicht wohl nicht bis Golgatha.

Dort ist noch heut für alle Welt
Das Kreuz und Elend aufgestellt,
Und wer zu beiden Zeichen muss,
Bekommt zuvor den Judaskuss.

Drum ists das Richtige, was ich thu:
Nichts geb ich eine Thräne zu
Und denke dabei allzeit:
Nun hat der Schmerz das Holz geweiht.

Wenn ich's sodann fast fertig hab,
Denk ich an des Erlösers Grab
Und daß er nach so kurzer Frist
Gleich wieder auferstanden ist.

Da kommt so recht aus Herzensgrund
Ein Seufzer mir in den Mund;
Den schreib ich, kaum zu sehn, so fein,
Dem Herrgott mit dem Messer ein.

Und habe ich mein Werk vollbracht,
So fromm, wie ich es mir gedacht,
Dann freu ich mich als Mensch und Christ,
Daß es mir gut gelungen ist.

Und wer es gleichso bringen will,
Der greif zum Holz und werke still,
Bis sich die Thräne bei ihm zeigt;
Der Seufzer, der kommt dann leicht.

Aus Karl Mays Ges. Werken Band 34 „Ich", Seite 248.

Vorwort.

Ich weiß, daß ich hier eine Arbeit beginne, die ich zu einem endgültigen Abschluß nicht bringen kann. Und doch unternahm ich sie. Der Antrieb dazu liegt in meinem Sinne für Gerechtigkeit.

Kurz vor seinem Tode wandte sich der Schriftsteller **Karl May** an mich mit der Bitte, mich seiner seit Jahren hart verfolgten Ehre anzunehmen. Seitdem habe ich mich immer wieder mit dieser jedenfalls sehr eigenartigen Persönlichkeit beschäftigt und mir ihr Wesen und Wirken zu erklären versucht. Was dazu die ihm feindliche Presse lieferte, erregte meinen lebhaftesten Widerspruch. Der Haß ist ein Karikaturist, seinen Bildern darf man nicht trauen. Die Liebe sieht gewiß heller, aber ihr Bild steht in dem Verdacht der Schönfärberei. Wenn der Biograph nun sogar zugleich der Geschäftsnachfolger ist, wie in diesem Falle Herr Dr. E. A. **Schmid**, der jetzige Mitinhaber des Karl-May-Verlages und Herausgeber von Karl Mays selbstbiographischem Werke „Ich“, so ist eine mißgünstige Kritik schnell mit ihrem ablehnenden Urteile fertig. Wer ruhig prüft, der muß zu der Einsicht kommen, daß Schmid eine durchaus ehrliche und treue Arbeit über den verstorbenen Schriftsteller geliefert hat, zu dem er sich von klein auf als Leser seiner Schriften hingezogen fühlte. Ich habe sogar den Eindruck, als habe Schmid, aus der Besorgnis heraus, als blinder Bewunderer Mays oder als übereifriger Geschäftsspekulant angesehen zu werden, seiner Liebe zu May ganz unnötige Fesseln angelegt. Ich wünschte, er hätte sich noch freier bekannt und seinen eigenen Beobachtungen mehr Raum gegönnt, da ich selbst den jedenfalls bedeutenden und vom Leben wunderbar geschüttelten Schriftsteller May leider persönlich nicht kennen gelernt habe, und für jedes Zeugnis aus dem Munde derer, die ihm nahestanden, dankbar wäre.

Ich war mit der Aufgabe beschäftigt, Mays literarische Bedeutung und seinen Einfluß auf unsere breiten Volksmassen, zumal auf die Jugend, zu untersuchen, mich dabei mit der Persönlichkeit Mays und seinen Lebensschicksalen möglichst wenig zu befassen, als mir dieser Plan durch neue Angriffe auf seinen Charakter zerstört wurde.

In der Meinung, daß das Werk des Menschen untrennbar von seiner Persönlichkeit sei, haben alte und neue Gegner Mays, die seinen Schriften mit ihrem moralischen und sittlichen Gewissen nicht gut beikommen konnten, den Angriff auf seinen Charakter aufgenommen, um

dabei auch neuerdings all den Schlamm wieder aufzurühren, mit dem sie schon den Lebensabend des armen, müden Kämpfers getrübt und vergiftet hatten. Sie sagen: wie der Baum, so seine Früchte. May war eine Verbrecher- und Schwindlernatur, daher sind auch seine Schriften Schwindelfabrikate. Sie erachten es als ihre Pflicht, das deutsche Volk vor ihm als einem Geschmackverderber und Seelenvergifter zu warnen.

So darf ich mich denn auch um diese Frage nicht scheu herumdrücken, sehe mich vielmehr gezwungen, die feindlichen Urteile voranzustellen, um mich zuerst mit ihnen auseinanderzusetzen. Das ergibt zwar einen ungeschickten Plan, aber es führt doch wohl zu einem guten Ende, nämlich zu dem, daß wir Karl May und sein Wirken gerecht und richtig einschätzen lernen.

Nur noch ein Wort über die Methode, die ich zu befolgen habe. Es sind altanerkannte methodische Grundsätze, daß jeder Schriftsteller so viel wie möglich aus sich selbst erklärt werde, daß man ihm zutraue, er habe sich wahr, richtig, einfach und natürlich ausgedrückt, daß man Zeugnisse von anderer Seite her mit großer Vorsicht benutze, und daß man eigene Ansichten in religiöser, ethischer, wissenschaftlicher und ästhetischer Beziehung nach Möglichkeit zurückstelle.

Das erfordert einen objektiven, eben einen rein wissenschaftlichen Sinn, dem es nur um Erkenntnis zu tun ist. Wer den nicht aufbringen kann, der sollte die Finger davon lassen. Ich verwahre mich aber dagegen, daß man aus meiner Wertung von Karl May Rückschlüsse auf meine Person mache. Ihn richtig zu erkennen, darauf kommt es mir hier an, nicht aber, Selbstbekenntnisse abzugeben und für irgend welche geistige Bewegung Propaganda zu machen.

August 1918.

Ludwig Gurlitt.
München 46.

Nachtrag.

Diese Arbeit wurde Mitte 1918, also noch während des Krieges, abgeschlossen, kam aber wegen Druckschwierigkeiten erst im Deutschen Volksstaate in die Presse. Ich wollte sie trotzdem nicht ändern, konnte aber zumeist in den Fußnoten noch allerlei anfügen, was sich mit dem inzwischen Erlebten und über Karl May neuerdings Veröffentlichten flüchtig auseinandersetzt.

Juni 1919. L. G.

Nekrolog auf Karl May.

Was die Tagespresse und was die zahllosen kunstkritischen, theologischen und pädagogischen Zeitschriften, Blätter und Blättchen über Karl Mays Person und Lebenswerk in den letzten 30—40 Jahren geschrieben haben, das wird bald vergessen und verschollen sein. Nicht so der Nekrolog, der über ihn im XVIII. Bande des „Biographischen Jahrbuches und deutschen Nekrologs“ (vom 1. Januar bis 31. Dezember 1913) veröffentlicht worden ist. Aus diesem gelehrten Sammelwerk, das sich nach allgemeinem Urteil durch verläßliche, wohlerwogene und unparteiliche Berichterstattung auszeichnet, wird sich in Zukunft jeder wissenschaftliche Forscher über May zunächst Rat holen, umsomehr, wenn dieser Nekrolog von unseren Zeitgenossen unbeanstandet bleiben würde. Verfasser dieses inzwischen aus dem Biographischen Jahrbuch beseitigten „Nekrologs“ war Professor Dr. Alfred Kleinberg, Teschen. Was lesen wir da?

May, Karl Friedrich (Ps. K. Hohenthal, E. v. Linden, Latreaumont, Kapitän Ramon Diaz de la Eskosura usw.), Schriftsteller, * 25. Februar 1842 zu Ernsttal-Hohenstein (Sachsen, Erzgebirge), † 30. März 1912 zu Radebeul bei Dresden. — Mays Vater war ein mittel- und oft beschäftigungsloser, auch wenig arbeitslustiger Weber, der sich später auf Taubenhandel, Vogelfang u. dgl. warf; für den Unterhalt der neunköpfigen Familie sorgte eigentlich die als Hebamme tätige Frau M. Die Phantasie des Knaben, der bis in sein 6. Lebensjahr blind war, wurde durch Märchenerzählungen seiner Großmutter M. angeregt, durch wahllose Lektüre veralteter geographischer und naturhistorischer Werke aber irregeleitet, durch den „Rinaldo Rinaldini“ und andere Räuberromane dauernd verdorben. Allerlei Auswüchse des Ernsttaler Lebens wie Alkoholismus, Falschspielerei, Lügenhaftigkeit taten noch ein übriges, so daß M. als ein in seiner moralischen Widerstandskraft Gebrochener 1856 das Lehrerseminar in Waldenburg bezog. Obwohl er aus diesem wegen Diebstahls ausgeschlossen wurde, konnte er seine Studien in Plauen vollenden und 1862 eine Lehrstelle an der Fabrikschule in Altchemnitz übernehmen. Hier stahl er seinem Wohnungsgenossen die Uhr, erhielt dafür 6 Wochen Gefängnis (16. September bis 20. Oktober 1862) und sank nun immer tiefer: denn am 14. Juni 1865 mußte er eine auf 4 Jahre 1 Monat Arbeitshaus lautende Strafe antreten, die das Bezirksgericht Leipzig wegen Betruges über ihn verhängt hatte; am 13. April 1870 verurteilte das Bezirksgericht Mittweida den inzwischen (November 1868) Begnadigten, doch sofort wieder Rückfälligen wegen ähnlicher Verbrechen zu 4 Jahren Zuchthaus und 2 Jahren

Polizeiaufsicht. (Auch Einbrüche und Raubanfälle dürfte sich M. haben zuschulden kommen lassen. Die Akten wurden 1904 eingestampft.) Aus dem Gefängnis entlassen, wandte er sich, nachdem er auch schon vorher mit Humoresken, Dorfgeschichten u. dgl. literarisch tätig gewesen war, ganz dem Schriftstellerberuf zu, und lebte seit 1883 in Dresden bzw. Dresdens Vorstädten, zuletzt in seiner Villa „Old Shatterhand“ in Radebeul. Hier empfing er Briefe und Verehrer aus aller Welt und allen Kreisen, selbst Fürstlichkeiten zählten zu seinen Besuchern. 1898—1900 weilte er zum erstenmal außerhalb Europas. Am 14. Januar 1903 wurde er von seiner Gattin Emma geb. Pollmer, die er am 17. August 1880 geheiratet, und mit der er noch 1896 durchaus glücklich zu sein („Deutscher Hausschatz“) bekannt hatte — nach Mitteilungen von Freundesseite auf ihren Wunsch hin — geschieden und ehelichte unmittelbar darauf die Witwe Klara Plöhn, die im Scheidungsprozeß als Kronzeugin aufgetreten war und ihrer Vorgängerin die abscheulichsten Dinge nachgesagt hatte. Außer in diesen war M. während seines letzten Jahrzehnts noch in mehrere andere Prozesse verwickelt, die seine Ehre als Mensch und Schriftsteller zerstörten. Man wies ihm nach, er lasse sich als „katholischer Dichter“ feiern, sei aber Protestant, er habe trotz abenteuerlicher Photographien niemals wilde Gegenden betreten, führe den Doktortitel fälschlich und vor allem: daß er zugleich mit seinen frommen Werken die unsäglich schmutzigen Kolportageromane „Waldröschen“ (1882), „Der verlorene Sohn“ (1884), „Die Liebe des Ulanen“ (1884), „Deutsche Herzen, deutsche Helden“ (1885) und „Der Weg zum Glück“ (1887) verfertigt habe. In all' diesen Prozessen war M.s Kampfesweise die gleiche: milde Worte für die Oeffentlichkeit, keckes Leugnen, ein Abwälzen der Schuld auf unglaubliche Unterlassungen — um den Verleger nicht Lügen zu strafen, will sich M. gegen den Doktortitel nicht gewehrt haben, zumal er (aber erst 1902!) aus Chicago ein Diplom erhalten (= gekauft) habe; das k. (katholisch) im „Kürschner“ sei ihm entgangen; die „Wahrheit“ der Reiseromane sucht er nun mittels einer verschwommenen Zweiseelentheorie in der Wahrheit des inneren Erlebnisses; von den Kolportageromanen habe er weder die Korrektur noch die fertigen Hefte gelesen (!) und so die unsittlichen Einschübe des Verlegers Münchmeyer nicht bemerken können; bezeichnenderweise unterließ er es aber, die Einsichtnahme in die Manuskripte, deren Herausgabe er erzwang, irgend jemand zu gestatten —, dann ein Abbiegen auf Nebengeleise, um Scheinerfolge zu erzielen und diese mit meisterlicher Zeitungsreklame ausnutzen zu können, und endlich Geständnisse. Aber diese Geständnisse „Meine Beichte“ (1907) und die nachgelassene „Selbstbiographie“ verhüllen alles Tatsächliche so scheinheilig mit Phrasen und Selbstbeweihräucherung, daß in dieser verlogenen Aufmachung auch alles vielleicht Wahre ungeglaubt verhallt. Doch muß gesagt werden, daß sich M. auch ab und zu als großzügiger Wohltäter bewährt und sein ganzes Vermögen einer Stiftung für werdende Schriftsteller hinterlassen hat. Ob es sich dabei um eine grandiose Reklame handelt oder hier doch ein guter, durch traurige Umstände an der Entwicklung gehinderter Kern hervorbricht, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls spannte er seine Schützlinge gründlich vor seinen Ruhmeswagen. Sascha Schneider z. B. lieferte einen Bilderzyklus zu M.s Werken, von Selmar Werner stammt das Grabmonument mit der von M. selbst verfaßten, bezeichnenden Inschrift:

Sei uns gegrüßt! Wir, deine Erdentaten,
Erwarteten dich hier am Himmelstor,
Du bist die Ernte deiner eignen Saaten
Und steigst mit uns nun zu dir selbst empor.

M.s Ruhm beruht auf seinen „Reiseromanen“ (41 Bände; u. a. „Durch die Wüste“, „Durchs wilde Kurdistan“, „Winnetou“ (4 Bände), „Weihnacht“, „Im Reiche des silbernen Löwen“, die er ab 1878 im katholischen „Deutschen Hausschatz“ (Pustet, Regensburg) zu veröffentlichen und seit 1892 mit zunehmendem Erfolg in Buchform zu sammeln begann. Sie reihen ohne notwendige innere Verbindung, doch geschickt mit dem Stoffhunger anspruchsloser Leser rechnend, eine Unzahl von Abenteuern aneinander, die M. in Asien als „Kara ben Nemsi Effendi“, in Amerika als „Old Shatterhand“ bestanden haben will. Aus dieser Täuschung an sich kann man ihm gewiß keinen Vorwurf machen, wohl aber aus der künstlerisch völlig überflüssigen, eitlen Betonung der Identität des Verfassers mit seinem von Edelmut, Kraft und Weisheit triefenden Helden. Die Charakteristik der Gestalten wirkt einfach kindisch, so sehr entbehren sie einer Entwicklung oder der gewöhnlichsten psychologischen Wahrscheinlichkeit: Old Shatterhand sieht, hört, weiß und kann alles, seine Freunde besitzen unter oft rauher oder komischer Hülle das edelste und frommste Herz, seine Gegner, mögen sie sich nun glatt oder gemein betragen, sind innen schwarz wie die Hölle. Ebenso schematisch ist die Handlung gebaut, sie läßt immer wieder nervenaufreizend auf eine Spannung, die mit einer unglaublichen Heldentat „motivierte“ Entspannung folgen. Daß in diesem mit kitschiger Poesie und salbungsvoller Frömmigkeit aufgeputzten Wust von Abenteuern der Aufschwung der Seele von Erdenstaub zu Wahrheit und Reinheit dargestellt sei, ist eine jedenfalls kühne Behauptung M.s. Ebensowenig schöpferische Phantasie wie in den Vorgängen verspüre ich in den von M.s Anhängern gerühmten Landschaftsschilderungen. Sie häufen wohl verschwenderisch die Farben, aber zur zwingend-einheitlichen Anschauung schließen sich diese höchst selten zusammen. Handelt es sich darum, Naturbilder den Lesern und besonders der Jugend zu geben, so hat man viele reinere und unmittelbarere Quellen als M.s abgeleitete Afterkunst. Auch seine glatte, aber breite, charakterlose und oft flüchtige Sprache empfiehlt ihn nicht.

Es folgt noch die Angabe der Literatur, wobei aber fast nur die gegnerischen Stimmen genannt waren; vgl. hierzu Dr. Schmid, „Eine Lanze für Karl May“, S. 13 und 80.

Dieser Nekrolog wird bei unzähligen Verehrern Karl Mays Entrüstung erregen, weil er offensichtlich aus feindlicher Gesinnung geboren ist und mit Eifer alles zusammensucht, was gegen May spricht. In der Regel nimmt man an, daß in Nekrologen, die der Nachwelt ein abgeschlossenes Lebensbild festhalten sollen, die Leidenschaftlichkeit nicht mehr zu Wort kommen darf. Dieser Nekrolog aber stellt sich dar wie ein Auszug aus dem Verbrecheralbum und man fragt erstaunt, weshalb er überhaupt erscheinen mußte, wenn über den Toten, dem er gilt, nur Verächtliches zu sagen war [1]).

Ich sehe Mays Leben und Wirken wesentlich anders und fühle mich deshalb zum Retter seiner Ehre berufen. Dabei schwebt mir nicht

[1]) Ein heftiger literarischer Streit ist über diesen Artikel ausgebrochen, von dem hier aber abgesehen werden soll, da Dr. Schmid ihn in einer eigenen Broschüre „Eine Lanze für Karl May“ ausführlich behandelte.

691279

etwa eine Aufgabe vor, die man als Mohrenwäsche auffassen könnte. Ich suche nichts anderes als wahre Erkenntnis und stelle an diese Arbeit dieselben wissenschaftlichen Ansprüche wie an jede andere literarhistorische.

Ich habe Karl May persönlich nicht gekannt und mit ihm in keiner geschäftlichen oder sonstigen Beziehung gestanden. Was mich zum erstenmal veranlaßte, mich mit ihm zu beschäftigen, das habe ich kurz nach seinem Tode in der Hamburger Zeitschrift „Allgemeiner Beobachter" 1912, S. 377 erzählt. May hatte, um es hier kurz zu wiederholen, von seinem Rechtsbeistand, Herrn Justizrat Dr. Sello in Berlin, erfahren, daß ich mich anerkennend über den Einfluß seiner Bücher auf die Jugend geäußert hätte, und mir brieflich seine Freude darüber ausgesprochen, daß ich mich seiner in seinem harten Kampfe gegen die ihm feindliche Presse annehmen wollte. Die beiden Briefe, die darüber handeln, habe ich an genannter Stelle abgedruckt[*]).

Wie ich also mit ihm weder verwandt, verschwägert noch befreundet bin, so auch nicht feindlich gestimmt gegen den Verfasser des Nekrologes, von dem ich bei diesem Anlaß zum erstenmal hörte: Herr Professor Dr. Kleinberg ist Lehrer in Teschen. Das ist alles, was ich von ihm weiß.

Kein Persönliches scheidet also aus: es handelt sich nur um Sachliches.

---

*) Nachdruck hier im Anhang.

Kritik des Nekrologes.

Ich zweifelte anfangs nicht daran, daß es Herrn Prof. Kleinberg (ich werde in Zukunft nur K. setzen und die Titulatur fortlassen) ehrlich darum zu tun wäre, ein verläßliches Bild seines „Objektes“ zu zeichnen. Er stützt sich scheinbar auf alle ihm zugängigen Zeugnisse von Menschen, die ihm als glaubwürdig gelten, und auf eine selbständige Prüfung der Schriften Mays. Sein Urteil trifft zusammen mit dem anerkannter Literarhistoriker und Kunstrichter, zumal mit dem von Ferdinand Avenarius, dem verdienstvollen Begründer und Leiter des „Kunstwartes“ und des „Dürerbundes“, also eines Mannes, dessen Urteil mit Recht großes Gewicht hat. Während sich sonst gegen K.s Nekrolog allerlei Stimmen des Unwillens erhoben haben, findet er dieses Kunstrichters uneingeschränkte Zustimmung („Deutscher Wille des Kunstwarts“ 1918, Heft 18), ja, mehr als das: Avenarius verschärft sogar den Ton noch, indem er schreibt:

„Nun erstaunt man zunächst: was brachte Professor Bettelheim (den Herausgeber des Biographischen Jahrbuches) dazu, einen Aufsatz über Karl May zu wünschen? Gehörte denn dieser bedauerliche Herr zu den Männern, welchen ein „deutscher Nekrolog“ zu widmen war? Wenn Bettelheim seine Aufgabe ernst nahm, so meine ich: ja. Mays Schriften hatten so großen Einfluß, daß eine Aussprache über ihren Verfasser von der Aufgabe des Unternehmens geboten war, wenn es nicht mit dem billigen Satze „wer Schmutz angreift, besudelt sich“ bei der Mitwirkung am Reinigen schein-vornehm beiseite bleiben wollte. May war nicht ein durch Leidenschaft zum Verbrecher gewordener und dann geläuterter Mensch, sondern bis in die letzte Zeit ein unheimlich unwahrhaftiger Mensch, der freilich nach seinen glänzenden Buchgeschäften zu eigentlichen Verbrechen auch keinen Anlaß mehr hatte. Was ihm diese Geschäfte ermöglichte, war einfach der Mangel an ästhetischer Kultur im Volke. Wer „Kunst als Sprache des Unaussprechlichen“ verstand, hörte auch in seinen stofflich nicht anstößigen Büchern (hört!) von Anfang an zwischen den Zeilen die falsche Stimme, deshalb wurde im Kunstwart vor ihm schon gewarnt, ehe wir von seinen Lebensverhältnissen das mindeste wußten. Und deshalb warnen wir weiter und mit allem Ernste davor, seine Bücher zu fördern. Gerade weil er ein geschickter Macher war, stumpfen sie das natürliche Gefühl für Aus-

druck des Innenlebens, für aufrichtig und erlogen, echt und falsch und damit das Grundgefühl allen gesunden Verhältnisses zur Kunst ab. Insbesondere für die noch kritiklose Jugend ist May einer der gefährlichsten Verzieher. So dachte ich, so dachten wohl auch Bettelheim und Kleinberg, und darum fühlten sie in sich die natürliche Pflicht des Kulturarbeiters: Verderblichem gegenüber ein- und anzugreifen, wo man's eben kann."

Den Einwand, daß man auf den Toten hätte schonend Rücksicht nehmen sollen, weist A. mit Unwillen ab. Allerdings widerspreche es dem Anstandsgefühle, von den Niedrigkeiten eines Toten zu sprechen, nur: als Jugend- und Volksverderber lebe May noch, wirke und schade noch durch seine Bücher und durch die Reklame seines Verlages. Der angebliche Edelmensch May müsse dem Volke in seiner wahren Gestalt gezeigt werden, das sei Pflicht der Kulturarbeiter, welche die Sachlage kennen. Es scheine im höchsten Maße an der Zeit, der Mayschen Schundliteratur mit den allerrücksichtslosesten Mitteln entgegenzutreten, gerade deshalb, weil ihr Haupterfolg aus der Verschleierung ihres Wesens komme.

Es könnte scheinen, als wäre eine Auseinandersetzung mit einer solchen Kritik überhaupt unmöglich; denn hier spricht eine Erregung, die schwerlich irgend welchem Einspruche zugängig ist. Es bleibt aber für alle, die ruhige Betrachtung zulassen, doch die bedeutsame Tatsache bestehen, daß Karl May unbestreitbar einer der beliebtesten Schriftsteller des deutschen Volkes ist, daß von ihm mehr als 2 Millionen Bände verkauft sind und daß seine Leser nach vielen Millionen zählen. Seine „Indianerromane" stellen in der gesamten Weltliteratur der exotischen Abenteuer- und Reiseerzählungen eine der stärksten Wirkungen dar; wir finden Uebersetzungen von ihnen in der englischen, französischen, dänischen, schwedischen, italienischen, holländischen, ungarischen, tschechischen, polnischen Sprache und gerade jetzt erscheint eine Gesamtausgabe der Mayschen Werke in spanischer Sprache. Dr. Rudolf Beissel, der Verfasser des höchst lehrreichen Aufsatzes über den „Indianerroman und seine wichtigsten Vertreter" (Karl-May-Jahrbuch 1918, S. 219 ff.), sagt auf Grund seiner eindringlichen Studien, daß Karl Mays schriftstellerischer Erfolg nicht zurückstehe hinter dem bisher unerreichten von Daniel Defoe und Cooper. Und dabei sei seine Wirkung noch im Steigen. Keine Mißachtung also, keine Mißgunst und kein Neid können die Tatsache wegleugnen, daß Karl May die Herzen des deutschen Volkes gewonnen hat. „Alles Gewinnen aber," sagt Jean Paul, „ist Geheimnis und unbeweisbar." Wir haben trotzdem nach einer Erklärung zu suchen:

Mit der bloßen Annahme, daß das eben die große Masse der Urteilslosen sei, ist eine Erklärung nicht gegeben. Es bleibt die Frage offen, weshalb greifen diese gerade nach May, da doch neben ihm Unzählige nach gleicher Gunst beim Volke streben und vielfach Mittel wählen, die erfahrungsgemäß größte Zugkraft bei den Massen haben, besonders alle Mittel der Erotik. May hat seinen Erfolg aber bei völligem Ausschluß eben dieses Gebietes: In seinen mehr als 40 Bänden findet man keine Liebesszenen, nichts sinnlich Erregendes, nichts Obszönes, Lüsternes und Perverses. Avenarius selbst muß es bekennen: sie sind „stofflich nicht anstößig“.

Da nun der Angriff sich vor allem und vorerst gegen Mays Persönlichkeit wendet und erst aus dieser das Wesen seiner Arbeiten erklärt werden soll, so wollen und müssen auch wir seinen strengen Richtern folgen und uns zunächst mit ihm selbst, erst dann mit seinem Werke beschäftigen.

Dabei wird man uns nicht tadeln, wenn wir uns May gegenüber eines leidenschaftslosen Urteils befleißigen. Unsere deutsche Kritik nimmt oft einen so gehässigen Ton an, daß sie sich dadurch selbst um den Glauben bringt: denn wer schimpft, hat in der Regel unrecht. May selbst hatte schon unsäglich unter solchen Anfeindungen zu leiden, und es ist nicht zu viel gesagt, daß er an ihnen zugrunde gegangen ist: ein echt deutsches Künstlerlos! Man sollte ihm anständigerweise wenigstens die Ruhe des Grabes gönnen! Da man aber diese Rücksicht nicht walten läßt, so müssen wir Lebende seine Sache führen nach der allgemein menschlichen Anstandspflicht, wie sie auch das Bibelwort lehrt (Spr. 31, 8): „Tue deinen Mund auf für die Stummen und die Sache aller, die verlassen sind.“

Theodor Storm erzählt uns ein ähnliches Schicksal wie das Karl Mays im „Doppelgänger“ (1886). Da ist es ein im Grunde gutartiger holsteinischer Arbeiter, John Hansen, der in der Leidenschaft zum Totschläger seiner geliebten Frau, deshalb zum Zuchthäusler wird, dann aber, nachdem er von Rechts wegen seine Strafe abgebüßt hatte, „der lieben Mitwelt, wie gebräuchlich, zur Hetzjagd überlassen.“ — — „Und sie hat ihn nun,“ so sagt der einsichtsvolle Bürgermeister voll Mitleid, „auch zu Tode gehetzt; denn sie ist ohn' Erbarmen. Was ist davon zu sagen? Wenn ich was meinen soll, so solltet ihr ihn jetzt in Ruhe lassen, denn er gehört nun einem anderen Richter.“ So empfindet das feinere Gewissen des Künstlers und — unseres „schlichten“ Volkes.

Der wissenschaftliche Wahrheitsdrang kennt offenbar keine wärmeren Regungen und arbeitet mit hartem Verstande, muß auch oft dazu herhalten, Gefühlsroheiten zu beschönigen. So in diesem Falle.

Es bleibt dabei: Wer über Tote spricht, soll sich von den unreinen und verzerrenden Blicken des Hasses frei halten, soll gerecht abwägen und zu verstehen suchen, verstehen, das fast schon soviel ist wie verzeihen. Es frage sich der Tugendstolze, wohin er selbst wohl geraten wäre, wenn das Schicksal ihn auf denselben Platz gestellt hätte, auf dem der Verstorbene schuldig wurde. Wer unter steter Führung und Gängelung sorgsamer Eltern und Erzieher, in geordneten Verhältnissen lebend und allseits gefördert und gestützt, sich sein Leben lang auf dem sogenannten Tugendpfade gehalten hat, der preise dankbar sein Glück und ertöte den Pharisäer in seiner Brust. Wenn selbst ein Goethe bekannte, daß er von keinem Verbrechen höre, dessen er nicht selbst hätte fähig werden können, so wollen wir kleineren Menschen uns aller herzlosen Sittenrichterei enthalten: May hat menschlich gefehlt und hat es schwer büßen müssen. Er hat seine Schuld nicht bestritten, hat die Strafe geduldig auf sich genommen und als eine Züchtigung Gottes empfunden, die ihm zum Guten dienen sollte. Wie er dazu kam, schuldig zu werden, das war ihm selbst dunkel:

„Es denkt der Mensch, die freie Tat zu tun,
Umsonst! Er ist das Spielwerk nur der blinden
Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm schnell
Die furchtbare Notwendigkeit erschafft." (Schiller.)

Jedenfalls glaubte er, daß durch den Tod wenigstens seine Rechnung mit den Lebenden beglichen werde und setzte deshalb seiner Rechtfertigungsschrift „Ich" das schöne Wort voraus:

„Wenn dich die Welt aus ihren Toren stößt,
So gehe ruhig fort und laß das Klagen:
Sie hat durch die Verstoßung dich erlöst
Und ihre Schuld an dir nun selbst zu tragen."

Mays Gegner behaupten, durch eine höhere Pflicht über das Gebot der Pietät gegen den Toten enthoben zu sein. Ihr Kampf richtet sich angeblich mehr gegen die schädliche Wirkung Mays, als gegen seine Person. Diese müßten sie nur deshalb befeinden, weil die Leere, Nichtigkeit, Haltlosigkeit, Verlogenheit und Gefühlsfälschung seiner Schriften anders nicht zur Erkenntnis gebracht werden könnte. Man mag diese Methode noch gelten lassen, wird aber doch den Geist der Versöhnlichkeit vermissen und den Eindruck nicht los werden, daß hier

mit einer schadenfrohen Lust alles, aber auch alles zusammengeschleppt wird, was nur immer zu Mays Ungunsten spricht, dagegen alles zurückgedämmt, was zu seiner Rechtfertigung dienen könnte. Ich vermisse in dem Nekrologe den Blick der Liebe, den jeder Gelehrte seinem Studienobjekte entgegenbringen muß, wenn er die Wahrheit finden will, sei es nun, daß er sich um Erkenntnis einer grammatischen Erscheinung müht, um die Lebensbedingungen der Laus, des Cholerabazillus oder um das Leben eines Menschen. Ueber diese „begierdelose Liebe" hat Hermann Hesse jüngst Herrliches gesagt (Propyläen 1918, Nr. 22):

„Im Augenblick, wo das Wollen ruht und die Betrachtung aufkommt, das reine Sehen und Hingegebensein, hört der Mensch auf, nützlich oder gefährlich zu sein, interessant oder langweilig, gütig oder roh, stark oder schwach. Er wird Natur, er wird schön und merkwürdig wie jedes Ding, auf das reine Betrachtung sich richtet. Denn Betrachtung ist ja nicht Forschung oder Kritik, sie ist nichts als Liebe. Sie ist der höchste und wünschenswerteste Zustand unserer Seele: begierdelose Liebe.

Haben wir diesen Zustand erreicht, es sei nun für Minuten, Stunden oder Tage (ihn immer innezuhalten wäre die vollkommene Seligkeit), dann sehen die Menschen anders aus als sonst. Sie sind nicht mehr Spiegel oder Zerrbilder unseres Wollens, sie sind wieder Natur geworden. Schön und häßlich, alt und jung, gütig und böse, offen und verschlossen, hart und weich sind keine Gegensätze, sind keine Maßstäbe mehr. Alle sind schön, alle sind merkwürdig, keiner mehr kann verachtet, kann gehaßt, kann mißverstanden werden."

Soll nun aber doch die strenge Kritik zu Wort kommen, so muß sie wenigstens auch verläßlich sein. Das ist sie aber, wie ich zeigen werde, in diesem Falle keineswegs. Hier hat der Haß, wie so oft, den Blick getrübt. Mays Lebensbild, wie es K. und Avenarius zeichnen, ist — verzeichnet.

Methodische Fehler.

Zur Richtigstellung des Bildes, das K. und Avenarius von May zeichnen, sind mir nicht eben viele neue Mittel zur Verfügung. Ich nenne: Dr. Sellos Urteil, die Darstellungen von Frau Klara May im K.-M.-Jahrbuch I, Urteile seiner Verehrer in eben diesem, Beobachtungen der Charakterologen und Schriftendeuter Hub und Klages in München und des Heilpädagogen Richard Engel in Bonn, und eigene Prüfung des mir zugängigen Materiales.

Obenan stehen mir die Zeugnisse von Dr. Schmid, der Mays Selbstbekenntnisse in dem 34. Band der „Gesammelten Werke" („Ich") nachgedruckt, erweitert und kritisch beleuchtet hat[8]).

K. hat sich mit diesem für die Erkenntnis von Mays Leben wichtigsten Dokumente dadurch zu leicht abgefunden, daß er es für unzuverlässig erklärt: Alles Tatsächliche sei so scheinheilig mit Phrasen und Selbstberäucherung verhüllt, daß in dieser verlogenen Aufmachung auch alles vielleicht Wahre unglaublich verhalle. Obgleich der Nekrolog mit 1917 datiert, Schmids Buch aber im gleichen Jahr erschienen ist, muß ich annehmen, daß K. die Arbeit von Schmid nicht gekannt haben kann, denn sonst würde er anders über den Wahrheitsgehalt der Mayschen Selbstbiographie geurteilt und einige Behauptungen unterlassen haben, deren Unhaltbarkeit jetzt geradezu urkundlich vorliegt, so die, daß May all die wilden Gegenden gar nicht betreten habe, in denen seine Reiseerzählungen sich abspielen. Andere sachliche Fehler wurden ihm von dem Verlage nachgewiesen und deren Richtigstellung empfohlen, aber nicht angenommen.

Selbstbiographien und Verteidigungsschriften sind wohl immer mit einiger Vorsicht zu benützen. Goethe nennt die seinige Wahrheit und

[8]) Seine schon oben erwähnte Abwehrschrift „Eine Lanze für Karl May" sowie das K.-M.-Jahrbuch II (1919) sind mir erst während der Drucklegung meiner Abhandlung zu Gesicht gekommen.

Dichtung. Alle sind Wahrheit und Dichtung! Sie zeigen den Menschen so, wie er sich selbst sieht, oder, wie er sich gesehen wissen will. Wo sich die Möglichkeit zur Nachprüfung bietet, haben sich noch stets Fehler nachweisen lassen. Trotzdem haben wir kein Recht, von Lügen zu sprechen. Jeder Mensch trägt sein Maß in sich, und jeder ist nur zu subjektiver Wahrheit fähig und verpflichtet. Die Tat sieht anders aus, nachdem man sie begangen hat, als ehe man sie begangen hat, und ebenso das gesamte Leben. Wir fühlen ein unwiderstehliches Bedürfnis, nachträglich Ordnung in unsere Handlungen und Erlebnisse zu bringen, betrachten sie daher von bestimmten Gesichtspunkten aus, mit dem Wunsche, eine klare Entwicklung zu erkennen. Was dieser Entwicklung gedient hat, haftet im Gedächtnis, während ihm ein abseitsstehendes Einzelerlebnis leicht entschwindet. Eigenverfehlungen werden gern entschuldigt, eigenes Verdienst leicht übertrieben. Seine Erfolge schreibt der Mensch am liebsten nur sich selbst zu; seine Mißerfolge fremden Einwirkungen. Gegen alles selbstbegangene Unrecht sind wir von rührender Nachsicht, gegen fremdes von peinlicher Strenge. Die Biographie, die selbst ein Lebensgenosse von uns schreibt, wird ganz anders ausfallen als unsere eigene. Deshalb braucht nicht der eine als unbedingter Wahrheitskünder, der andere als Lügner bezeichnet zu werden. Die Selbstbekenntnisse eines jeden Menschen werden stets die wertvollsten Bekundungen über sein Leben sein und nie so viele Irrtümer enthalten, wie die von anderer Hand geschriebenen Biographien. Denn niemand nimmt uns so ernst, wie wir uns selbst nehmen, und niemand kennt unser Herz so gut, wie wir selbst.

Goethe, von dem wir auch das lernen können, wie wir Selbstbiographien zu lesen haben, schreibt darüber in den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“ da, wo er auf Hieronymus Cardanus (1501—1570) zu sprechen kommt. Er zählt ihn zu den Menschen, mit denen die Nachwelt nie fertig wird, über die sie sich nicht leicht im Urteil vereinige. Er vergleicht ihn mit Benvenuto Cellini und sagt, beider Biographien oder Konfessionen, wie man sie wohl nennen kann, treffen darin zusammen, daß die Verfasser, obwohl mit Mißbilligung, doch auch zugleich mit einigem Behagen von ihren Fehlern sprechen und in ihrer Reue sich immer eine Art von Selbstgefälligkeit über das Vollbrachte miteinmischt. „Erinnern wir uns hierbei noch eines jüngeren Zeitgenossen (der beiden), des Michael Montaigne, der mit einer unschätzbar heiteren Wendung seine persönlichen Eigenheiten, sowie die Wunderlichkeiten der Menschen überhaupt zum besten gibt, so findet

man die Bemerkung vielleicht nicht unbedeutend, daß dasjenige, was bisher nur im Beichtstuhl als Geheimnis dem Priester ängstlich vertraut wurde, nun mit einer Art von kühnem Zutrauen der ganzen Welt vorgelegt wird. Eine Vergleichung der sog. Konfessionen aller Zeiten würde in diesem Sinne gewiß schöne Ergebnisse zeitigen. So scheinen uns die Bekenntnisse, deren wir erwähnten, gewissermaßen auf den Protestantismus hinzuweisen.“ Welch ernste Betrachtungen würde Goethes hoher, abgeklärter Geist über Mays ‚Konfessionen‘ angestellt haben! Wie himmelweit würde er abrücken von der niedrigen Gehässigkeit, die nach Anklagepunkten sucht, anstatt nach liebevollem Verständnis der armen, sich bekennenden, teils sich anklagenden, teils — und mit Recht aus dem Zwang ihrer Natur heraus — sich rechtfertigenden Seele. Dort, bei Cardanus, Cellini, Montaigne, haben wir neben dem protestantischen Zug auch das Kraftbewußtsein der Renaissance-Menschen, die sich trotzig bekennen, bei May meldet sich die moderne, durch die letzten Jahrhunderte, ich kann nur sagen — vermurxte deutsche Seele in ihrer Zerknirschtheit, so etwas wie Pietisten- und Herrnhuter-Demut, im Kampfe mit immer sich wieder aufbäumendem Selbstbewußtsein. Mays Gegner, die da keinen Seelenkampf und keine psychologischen Probleme erkennen, beweisen nur ihre eigene Unzulänglichkeit und richten sich damit selbst.

Es ist eine unerhörte Dreistigkeit, einem Manne zu widersprechen, wenn er in ernstem Tone über den Zweck seines Lebens und Wirkens Aufschluß gibt. May erklärt immer wieder: „Ich wollte durch meine Schriftstellerei die Menschen veredeln, indem ich sie zu Gott führte.“ K. widerspricht: „Nein! Das wolltest du nicht! Du wolltest nur Geld verdienen und die Menschen belügen!“ Wer darf es mir verübeln, wenn ich mich über Mays Aufgaben, Ziele und Schöpfungen lieber von ihm selbst, als von einem Manne belehren lasse, der seine Belehrungen über ihn nur aus dritter und vierter Hand genommen hat?

Zur Widerlegung der Selbstbekenntnisse Mays hat K. außer seinem Mißtrauen nichts als vereinzelte gerichtliche Entscheidungen, aus denen Mays Unzuverläßlichkeit ersichtlich sein soll.

Ich muß gestehen, daß ich diese wissenschaftliche Grundlage für sehr unsicher halte. Ich weiß, daß es eine ganze Literatur über Justizmorde gibt, weiß, daß die Richter als Menschen nicht selten menschlichen Irrungen und Leidenschaften erliegen, weiß, daß sehr viele Urteile erster Instanz in der zweiten Instanz über den Haufen geworfen werden, habe erst in den letzten Tagen von einer Schrift eines sächsischen Justiz-

rates gelesen, deren Titel „Der Prozeß ein Spiel“ schon genug besagt.

Auch auf die einstimmigen Zeugnisse von Zeitgenossen ist nicht eben viel zu geben. Wir haben in Deutschland sog. Pressebureaus, durch die jede beliebige Mitteilung an beliebig viele Zeitungen versandt wird. Auf diese Weise bekommen gleichzeitig Millionen von Lesern dieselben Aufschlüsse, dieselbe Belehrung. Da dem Leser nur im seltensten Ausnahmefall eine Prüfung dieser Nachrichten auf ihren Wahrheitsgehalt möglich ist, so nimmt er sie zumeist auf Treu und Glauben hin. Wiederholen sich gleichartige Zeugnisse und bleiben sie unwidersprochen, so werden sie bald zum Wissen der Menge. Vor einigen Jahren brachten die Zeitungen in periodischer Folge die sensationellen Enthüllungen: „Karl May ein Betrüger“, „K. M. als Zuchthäusler“, „K. M. als Pferdedieb“, „K. M. als Schwindler, als lügenhafter Darsteller nie gemachter Reisen“, „K. M. ein Schundschriftsteller“, „K. M. ein religiöser Heuchler“, „K. M. ein Geschmackverderber“, K. M. ein Jugendverführer“, „K. M. und das Kino“. So, nun wußte Deutschland, was es an K. M. hatte! Wenn er den Versuch machte, sich mit Hilfe der Presse zu rechtfertigen, so ließ man ihn nicht zu Wort kommen oder schrie ihn nieder. Wer will einen Verbrecher hören? Wer seine verlogenen Ausreden? Entschuldigungen gibt es immer. Wir aber halten uns und unsere Kinder von Leuten fern, die Dreck am Stecken haben. Wenn wir auch selbst einen nicht als bös erkannt haben, so sind wir doch dankbar für jede Warnung. Wenn wir vorher mit eigenen Augen auch ganz anders geurteilt haben, so glauben wir dann lieber an unseren eigenen Irrtum.

„Gern hören wir allerlei gute Lehr,
Doch Schmähen und Schimpfen noch viel mehr.“

Es gehört ein gewisser Mut und große Selbständigkeit des Urteils dazu, der Massensuggestion zu widerstehen und entgegenzutreten. M.s Nekrologisten ist das nicht gelungen. Er denkt nicht mit individuellem, sondern nur mit sozialem Gehirn. Das ist, in ein Wort gefaßt, sein methodischer Fehler, und deshalb ist seine Arbeit verfehlt. Das im einzelnen zu erweisen, wird die Aufgabe der folgenden Kapitel sein.

May offenbart sein Denken und Fühlen außer in seiner Selbstbiographie innerhalb seiner übrigen Werke auf vielen Tausenden von Druckseiten: Die ihm feindliche Kritik will diese Bekenntnisse nicht gelten lassen. Das ist ein ganz unerhörtes, geradezu beispielloses Unrecht. Jeder Schriftsteller muß aus seinen Werken erklärt werden,

jeder! Noch nie hat die Wissenschaft davon eine Ausnahme gemacht. Sie kann wohl hier und da eine versteckte Absicht vermuten und beweisen, etwa in Caesars Memorabilien gelegentliche parteipolitische Hintergedanken und tendenziöse Färbung, oder in Rousseaus Bekenntnissen gewisse eitle Ausschmückungen u. dgl., daß man aber das gesamte Lebenswerk eines Schriftstellers als einen großen Schwindel auffaßt und für seine Charakteristik als belanglos ablehnt, dafür wüßte ich kein zweites Beispiel. Selbst wenn May all die Tugenden nicht aufbringen konnte, für die er mit Wärme eintritt, so bleibt seine ehrliche Gesinnung doch bestehen. Er war nach bestem Wissen und Können ein „Christ". Peter Rosegger schrieb an Wilhelm Schwaner (19. Febr. 1911): . . . „Jesus hat die äußersten Ziele festgesteckt: wir können sie nicht erreichen, aber wir streben ihnen zu. Und dieses ernste, nimmermüde Anstreben der Ideale, das doch in unserer Lebensführung eine sehr wesentliche, bei manchen geradezu radikale Aenderung bewirkt, dieses Anstreben berechtigt uns zu dem Namen ‚Christ'". Selbst wenn May in seinem Privatleben der Versuchung der Lüge manchmal unterlag, so bleibt er doch ein Kämpfer für das hohe Ideal der Wahrhaftigkeit. Wir haben also nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, uns sein inneres Leben aus seinen Schriften zu erklären und anschaulich zu machen. Wir gewinnen dadurch ein ansprechendes Bild, das uns die Verehrung all der Tausende erklärt, die ihn nur auf diesem Wege kennen gelernt haben. Er war eben eine sehr liebenswürdige, tieffromme, gütige und hochgestimmte Natur, und nur deshalb konnten seine Werke eine so lebendige Kraft und Wärme ausströmen. Man lasse sich doch in seinem gesunden Gefühle nicht beirren! Von nichts kommt nichts. Liebe läßt sich nicht erschwindeln, erheuchelte Begeisterung nicht übertragen, Lüge sich nicht dauernd als Wahrheit behaupten, mit Blendwerk kann man nicht erwärmen. Nur Worte, die aus der Tiefe der Empfindung strömen, dringen wieder in die Herzen. Unser Volk, mögen es auch die siebenmal weisen Kunstkritiker tief unter sich sehen, geht in seinen Empfindungen sehr sicher. Es hat sich noch nie dauernd von Windbeuteln, Schaumschlägern und Geschäftlern einfangen lassen. Es hat das Mißtrauen der Kinder, die sich auch den fremden Mann erst lange und ruhig anschauen, ehe sie ihm ihre Patschhändchen reichen. Es hat sich nicht einfangen lassen von all den modernen Rattenfängern, die ihm ihre immer neuen duftenden Literaturblüten unter die Nase hielten und über den grünen Klee lobten. Es hat den ganzen faulen Kunstzauber der letzten Jahrzehnte

nicht mitgemacht und hatte für deren Vertreter kein Wort des Dankes. „Man dankt," schrieb Rudolf Borchardt[4]), „aus der Tiefe des Herzens nur für Inkommensurables, für den Gott und die Seele. Und langsam verbreitete sich überallhin, auch von Ohr zu Ohr gesagt, wo man uns Deutsche liebt, die Geschichte von unserer innerlichen Erschöpfung bei so viel äußerlichem Prunk und Wohlstand, bei so viel sichtbarer, laut um Bewunderung werbender, ja sie ertrotzenden Massenleistung: die Geschichte von der deutschen Dekadenz." Man sucht Liebe, Wärme, Verschwendung der Seele. Das fand unser Volk bei May, nicht aber bei den klügeren und überkultivierten Anderen, die ihn nicht verstanden, deshalb verleumdeten.

Man wirft Karl May vor, daß er die Gunst der Menge gesucht hätte. Das ist nicht wahr, obgleich es kein Unrecht wäre. Goethe sagt im Mahomet (nach Voltaire):

„Wer sie und ihr Bedürfnis kennt
Und dies befriedigt, der betrügt sie nicht."

Aber May wendet sich an die Darbenden, an Leser, die gerne auch in die Tiefen eindringen. Davon wird noch später zu reden sein.

Ueber den künstlerischen Wert eines Schriftstellers kann freilich eine Methode der Kritik nichts Zwingendes aussagen. Wenn also in dieser Hinsicht die Urteile über May schwanken, so müssen wir das gelten lassen, können nur unser eigenes Urteil gegen anders geartete Urteile stellen und zu rechtfertigen suchen. Die wissenschaftliche Kritik sucht nach der Wahrheit, nach Erkenntnis des Tatsächlichen. Auf diesem ihr eigensten Gebiete geht sie sicher. Wir können also auch in unserem Falle feststellen, was von den Angaben über Mays Persönlichkeit wahr oder unwahr ist, und auf welche Weise das entstellte Bild von ihm zustande kam.

In der Wertung der Menschen treffen die Urteile vieler nur selten zusammen. Was dem einen liebenswert erscheint, ist dem andern gleichgültig und umgekehrt. Auch hier müssen wir den Maßstab suchen, der allgemeine Geltung hat. Da meine ich, daß es auf den Willen des Menschen ankommt: „Sein Wille macht den Menschen groß und klein." Wir haben also auch zu untersuchen: besteht bei dem Biographen der Wille, gerecht zu sein? Sodann: erkennt und würdigt er den Willen des Dargestellten richtig? Die Mißerfolge einer falschen Methode werden wir sogleich erkennen lernen.

[4]) Der Krieg und die deutsche Verantwortung. Berlin, S. Fischer 1916, S. 39.

Mays Vater.

Ueber Mays Vater wissen wir nur das, was uns sein Sohn selbst von ihm berichtet hat. Es ist nun höchst lehrreich, zu sehen, wie K. mit diesem Berichte umgeht, um ihn für seine gehässigen Zwecke brauchbar zu machen. Man sollte meinen, an dem Alten ist nichts gelegen, mag er gewesen sein, wie er will, für seines Sohnes Schriftstellerei wird man ihn doch nicht verantwortlich machen wollen. Das Bild, das uns der Sohn von seinem Vater zeichnet, ist überzeugend und lebenswahr, frei von Schönfärberei, aber auch frei von pietätloser Härte. Es ist nun für die Einschätzung des Nekrologisten wertvoll, zu sehen, wie er mit diesem Berichte umgeht. Er schreibt — und darauf wollen wir ihn festlegen —:

„M.s Vater war ein mittelloser und oft beschäftigungsloser, auch wenig arbeitslustiger Weber, der sich später auf Taubenhandel, Vogelfang u. dgl. warf; für den Unterhalt der neunköpfigen Familie sorgte eigentlich die als Hebamme tätige Frau M."

Dieses Lebensbild ist ebenso wahr, als wenn ich über Friedrich den Großen schreiben würde: „Friedrich II., König von Preußen, war schon in seiner Jugend sehr unsauber und eigensinnig, lebte als Mann am liebsten im Verkehr mit Voltaire und anderen Kirchenfeinden, brachte sein Volk in Not und Elend und starb als ein mit der Welt zerfallener Menschenfeind."

M.'s Vater war nicht nur mittellos, sondern er war arm, war nicht oft, sondern nur in Ausnahmefällen beschäftigungslos, war arbeitsam und für den Unterhalt seiner Familie gewissenhaft besorgt. Er war Weber im Erzgebirge zu der Zeit, welche uns Gerhart Hauptmann in seinen „Webern" lebhaft vorführt. Weiß K. was das heißt: bettelarm sein, darbend, hungernd, frierend, zum Tode abgerackert, eingepfercht in eine enge, dumpfe Stube bei Lärm und Staub und trüber Oelfunzel (dem „Reifröckchen"), zur Wut gereizt durch das Schwatzen der Weiber, das Plärren und Zanken der Kinder, voll Schmerzen in den übermüdeten Gliedern, nervös zum Vergehen, voll

Sorgen um das tägliche Brot, bedrückt durch die Angst vor dem kommenden Tage, künstlich wachgehalten und neu gereizt durch Schnaps, ohne Hoffnung auf Besserung und daß des Elends ein Ende werde? Bei aller Not mit dem einzigsten Troste im Herzen, daß es einen erlösenden Tod gibt. Aber Mays Vater war nicht arbeitsfreudig! War es irgend einer seiner Zunftgenossen mehr? Konnte er es sein?

Hauptmann zeigt sie uns am Löhnungstage vor dem tyrannischen Herrn Kassierer, „wie Menschen, die vor die Schranken des Gerichtes gestellt sind, wo sie in peinigender Gespanntheit eine Entscheidung über Tod und Leben zu erwarten haben. Hinwiederum haftet allen etwas Gedrücktes, dem Almosenempfänger Eigentümliches an, der von Demütigung zu Demütigung schreitend, im Bewußtsein, nur geduldet zu sein, sich so klein als möglich zu machen gewohnt ist. Dazu kommt ein starrer Zug ergebnislosen, bohrenden Grübelns in allen Mienen. Die Männer, einander ähnelnd, halb zwerghaft, halb schulmeisterlich, sind in der Mehrzahl schwachbrüstige, hüstelnde, ärmliche Menschen mit schmutzig-blasser Gesichtsfarbe: Geschöpfe des Webstuhls, deren Kniee infolge vielen Sitzens gekrümmt sind. Ihre Weiber — — sind aufgelöst, gehetzt, abgerieben, während die Männer eine gewisse klägliche Gravität zur Schau tragen — und zerlumpt, wo die Männer geflickt sind. Die jungen Mädchen mitunter nicht ohne Reiz: wächserne Blässe, zarte Formen, große, hervorstehende, melancholische Augen." Der Expedient mahnt dieser Frauen eine: „Paßt lieber auf Euren Mann uf, daß man sieht'n nicht alle Augenblicke hinter'm Kretschenfenster." Dieser Mann scheint auch nicht recht arbeitsfreudig gewesen zu sein. Die Weberfrau aber erklärt: „Und was de mei' Mann is, der is ooch bloßig halb: Der Schäfer hat 'n doch au nicht kenn'n von sein'n Schad'n helf'n, und da ... zwing'n kann ma's doch nich ... Mir arbeit'n gewiß, was wir ufbringen. Ich hab' schonn viele Woch'n keen'n Schlaf in a Aug'n gehabt' ... aber ich wer' de Schwäche wieder a bissel raus krieg'n aus a Knoch'n ... Aber Sie miss'n halt doch a eenziges bissel Einsehn hab'n."

So sahen die Weber in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Eulengebirge aus; so fühlten und sprachen sie. Und ebenso natürlich auch die Weber des Erzgebirges, in den Städten Hohenstein-Ernstthal, in dem K. M. im Jahre 1842 zur Welt kam. Man kann den Wahrheitsgehalt der Dichtung von Gerhart Hauptmann aus Mays Selbstbiographie prüfen und umgekehrt. Mit leichtfertigem Hochmut blickt der in geordneten Verhältnissen lebende Professor auf

die Not dieser Menschen herab, spricht von Phrasen und schwindelhafter Aufmachung, wo er ergriffen zuhören und lernen sollte. Ich kenne in unserer neueren Literatur wenig, was so ergreifend wäre, wie Mays Darstellung seines Elternhauses. Ich möchte zu ihrer fleißigen Lektüre einladen, zumal die Freunde Karl Mays, damit sich ihre Verehrung für den Mann noch steigere, der aus solch entsetzlicher Not und Armut des Leibes und der Seele zu solcher Höhe emporgestiegen ist. Hier nur einige kleine Proben, allen gerecht Denkenden zum Beweise auch dafür, daß dem „Schundschriftsteller" doch manches gelungen ist, was ihn als Künstler und Stilisten achtbaren Gepräges erweist und uns zu der Frage berechtigt, ob seine strengen Kritiker wohl gleich Wuchtiges und Ergreifendes aus ihrem Eigenen aufzuweisen haben.

„Geboren wurde ich am 25. Februar 1842 in dem damals sehr ärmlichen und kleinen erzgebirgischen Weberstädtchen Ernstthal, welches jetzt mit dem etwas größeren Hohenstein verbunden ist. Wir waren neun Personen: mein Vater, meine Mutter, die beiden Großmütter, vier Schwestern und ich, der einzige Knabe.... Mein Vater war ein Mensch mit zwei Seelen. Die eine Seele war unendlich weich, die andere unfähig, sich zu beherrschen. Er besaß hervorragende Talente, die aber alle unentwickelt geblieben waren. Er hatte nie eine Schule besucht, doch aus eigenem Fleiße fließend lesen und sehr gut schreiben gelernt. Er besaß zu allem, was nötig war, ein angeborenes Geschick. Was seine Augen sahen, das machten seine Hände nach. Obgleich nur Weber, war er doch imstande, sich Rock und Hose selbst zu schneidern, und seine Stiefel selbst zu besohlen. Er schnitzte und bildhauerte gern, und was er da fertig brachte, das hatte Schick und war gar nicht so übel. Als ich eine Geige haben mußte und er auch kein Geld zu dem Bogen hatte, fertigte er selbst schnell einen. Dem fehlte es zwar ein wenig an schöner Schweifung und Eleganz, aber er genügte vollständig, seine Bestimmung zu erfüllen. Vater war gern fleißig, doch befand sich sein Fleiß stets in Eile. Wozu ein anderer Weber vierzehn Stunden brauchte, dazu brauchte er nur zehn; die übrigen vier verwendete er dann zu höheren Dingen." (Ges. Werke Bd. 34 „Ich", S. 276.)

Also 10 Stunden Weberarbeit täglich, in Hast vollbracht, um noch eine Stunde für das Freie oder für die Bücher zu gewinnen: denn Mays Vater war nun einmal nicht arbeitsfreudig und begnügte sich nicht mit den Genüssen des Webstuhles.

„Mutter hatte ganz unerwartet von einem entfernten Verwandten ein Haus geerbt und einige kleine, leinene Geldbeutel dazu. Einer dieser Geldbeutel enthielt lauter Zweipfenniger, ein anderer lauter Dreipfenniger, ein dritter lauter Groschen. In einem vierten steckte ein ganzes Schock Fünfzigpfenniger, und im fünften und letzten fanden sich zehn alte Schafhäuselsechser, zehn Achtgroschenstücke, fünf Gulden und vier Taler vor. Das war ja ein Vermögen! Das erschien der Armut fast wie eine Million! Freilich war das Haus nur drei schmale Fenster breit und sehr aus Holz gebaut, dafür aber war es drei Stockwerke hoch und hatte ganz oben unter dem First einen Taubenschlag, was bei anderen Häusern bekanntlich nicht immer der Fall zu sein pflegt.... Der Hof war gerade so groß, daß wir fünf Kinder uns aufstellen konnten, ohne ein-

ander zu stoßen. Hieran grenzte der Garten, in dem es einen Holunderstrauch, einen Apfel-, einen Pflaumenbaum und einen Wassertümpel gab, den wir als „Teich" bezeichneten. Der Holunder lieferte uns Tee zum Schwitzen, wenn wir uns erkältet hatten, hielt aber nicht sehr lange vor, denn wenn das eine sich erkältete, fingen auch alle anderen an, zu husten, und wollten mit ihm schwitzen. Der Apfelbaum blühte immer sehr schön und sehr reichlich; da wir aber nur zu wohl wußten, daß die Aepfel gleich nach der Blüte am besten schmecken, so war er meist schon Anfang Juni abgeerntet. Die Pflaumen aber waren uns heilig: Großmutter aß sie zu gern. Sie wurden täglich gezählt, und niemand wagte es, sich an ihnen zu vergreifen. Wir Kinder bekamen doch mehr, viel mehr davon, als eigentlich auf uns fiel." (Ges. Werke, Bd. 34 „Ich", S. 281.)

Wir hören dann wie im Tone des Vorwurfes, daß sich Mays Vater auf Vogelfang, Taubenhandel u. dergl. verlegt habe. Er wird wohl frische Luft für seine hüstelnde Lunge gesucht haben, oder für sich und seine hungernde Familie „a Ferschtenfressen" für den Sonntag (wie jenes „kleene Hindel" in den „Webern") zur Abwechslung von erbettelten Kartoffelschalen und Mehlstaubsuppen.

Auch der Vorwurf, daß er die Sorge um seine neunköpfige Familie „eigentlich" seiner Frau überlassen habe, ist neben Mays Zeugnis unberechtigt. Dieser erzählt nur, daß er sich in den Zeiten politisch-sozialer Unruhen, wobei es zu Revolten, Stürmen von Bäckerläden, zu Verhaftung und Gefängnis der Lautesten kam, an der allgemeinen Bewegung beteiligte.

„Während wir in dieser Weise fleißig daheim arbeiteten, hatte Vater ebenso fleißig auswärts zu tun; leider aber war seine Arbeit mehr ehrend als nährend. Es galt nämlich, den König Friedrich August und die ganze sächsische Regierung vor dem Untergange zu retten. Vorher hatte man gerade das Entgegengesetzte gedacht: der König sollte abgesetzt und die Regierung aus dem Lande gejagt werden. Das wollte man fast in ganz Sachsen; aber in Hohenstein und Ernstthal kam man sehr bald hiervon zurück, und zwar aus den vortrefflichsten Gründen; es war nämlich zu gefährlich! Die lautesten Schreier hatten sich zusammengetan und einen Bäckerladen gestürmt. Da kam die heilige Hermandad und sperrte sie alle ein. Sie fühlten sich zwar einige Tage lang als politische Opfer und Märtyrer groß und mächtig, aber ihre Frauen wollten von solchem Heldentum nichts wissen; sie sträubten sich mit aller Gewalt dagegen. Sie kamen zusammen; sie gingen auseinander; sie liefen auf und ab; sie gewannen die anderen Frauen; sie politisierten; sie diplomatisierten; sie drohten; sie baten. Ruhige, vernünftige Männer gesellten sich ihnen zu. Der alte ehrwürdige Pastor Schmidt hielt Friedensreden. Der Herr Stadtrichter Layritz auch. Der Polizist Eberhardt ging von Haus zu Haus und warnte vor den schrecklichen Folgen der Empörung; der Wachtmeister Grabner sekundierte ihm dabei. Am großen Kirchentor erzählten sich die Jungens in der Abenddämmerung nur noch vom Erschossenwerden, vom Aufgehangenwerden und ganz besonders vom Schaffot, welches derart beschrieben wurde, daß jedermann, der es hörte, sich mit der Hand nach Hals und Nacken griff. So kam es, daß die Stimmung sich ganz gründlich änderte. Von der Absetzung des Königs war keine Rede

mehr. Im Gegenteil, er hatte zu bleiben, denn einen besseren als ihn konnte es nirgends geben. Von jetzt an galt es nicht mehr, ihn zu vertreiben, sondern ihn zu beschützen. Man hielt Versammlungen ab, um zu beraten, in welcher Weise dies am besten geschehe.... Man beschloß die allgemeine Bewaffnung für König und Vaterland. In Ernstthal gab es schon seit alten Zeiten eine Schützen- und eine Gardekompanie. Die erstere schoß nach einem hölzernen Vogel, die letztere nach einer hölzernen Scheibe. Zu diesen beiden Kompanien sollten noch zwei oder drei andere gegründet werden, besonders auch eine polnische Sensenkompanie zum Totstechen aus der Ferne. Da stellte es sich denn heraus, daß es in unserem Städtchen eine ganz ungewöhnliche Menge von Leuten gab, die ungemein kriegerisch veranlagt waren, strategisch sowohl als auch taktisch. Man wollte keinen von ihnen missen. Man zählte sie. Es waren dreiunddreißig. Das stimmte sehr gut und rechnete sich glatt aus, nämlich: Man brauchte pro Kompanie je einen Hauptmann, einen Oberleutnant und einen Leutnant; wenn man zu den Schützen und der Garde noch neun neue Kompanien formte, so ergab das in Summa elf, und alle dreiunddreißig Offiziere waren unter Dach und Fach. Dieser Vorschlag wurde ausgeführt, wobei die Kopfzahl der einzelnen Kompanien ganz selbstverständlich nur klein bemessen sein konnte; aber der Tambourmajor, Herr Strumpfwirkermeister Löser, der beim Militär gestanden, und darum alle dreiunddreißig Offiziere einzuexerzieren hatte, behauptete, dies sei nur vorteilhaft, denn je kleiner eine Kompanie sei, desto weniger Leute könnten im Kriege von ihr weggeschossen werden, und so blieb es bei dem, was beschlossen worden war." (Ges. Werke, Bd. 34 „Ich", S. 308—311.)

Auch hier hätte sich K., wenn er mehr Psychologe und Lebenskenner als Büchergelehrter wäre, eine fast unmittelbare Anschauung aus Hauptmanns „Webern" holen können. Da kann man doch mit Händen greifen, daß in solchen Zeiten dem Arbeiter geradezu unmöglich gemacht wird, zu Hause bei der Arbeit zu bleiben, deshalb unmöglich, weil ihn die Genossen und das eigene Herz zur allgemeinen Sache rufen und weil ihm der Kampf für die Besserung seiner wirtschaftlichen Lage als wichtigste Arbeit gilt. Wenn alle damals streikenden und revolutionierenden Weber als faule und pflichtvergessene Väter bewertet würden, dann gab es damals keine fleißigen und keine pflichttreuen. K., der sich auf seine eigenen Wertungen verließ, schuf damit ein grob entstelltes Bild. Ich lasse unentschieden, ob aus Unvermögen oder aus einer unfreundlichen Gesinnung gegen den Sohn M.s, weil ihm dessen Zeugnis von vornherein als lügenhaft galt, also aus vorgefaßter übler Meinung.

Ich habe absichtlich bei dem Bilde des Vaters länger verweilt, um an ihm die Wirkung der falschen Methode des K. anschaulich zu machen. Man sieht: er gibt das Tatsächliche anscheinend richtig, gibt ihm aber immer eine einseitig unfreundliche Deutung und läßt es durchaus an einer geistigen Belebung fehlen. Er arbeitet mit polizeilicher Nüchternheit und mit Mißtrauen, um „hinter die Spur" zu kommen.

Ihm ist es ausgemachte Tatsache, daß der Sohn ein Mißratener war, folglich sucht er beim Vater schon Ursachen dieses Verbrechertums. Mit einem Worte: er geht an seine Arbeit mit vorgefaßter Meinung und mit dem Vorhaben, diese seine Meinung überzeugend zu erweisen. Er schreibt nicht allgemein über Karl May, sondern über das Thema „Karl May, ein Schwindler". Deshalb mußte auch schon der arme Vater mit herhalten, auch er schon als unzuverlässig und charakterlos gezeichnet werden. Da glaubt man es dann um so lieber, daß aus dem Sohne nichts Tüchtiges werden konnte.

Solche Arbeiten nennt man tendenziös. Ihr Ergebnis sind Pamphlete, Schmähschriften. Was von ihrem wissenschaftlichen Werte zu halten ist, das liegt auf der Hand. Wenn also der Verfasser angibt, durch seine wissenschaftliche Ehre zu einer so strengen Verurteilung Karl Mays verpflichtet zu sein, so irrt er sich entweder selbst oder er will uns irreführen. Ich muß jetzt dieses zweite annehmen, weil er, nachdem man ihm handgreifliche Fehler und Ungerechtigkeiten gegen Karl May und selbst gegen noch Lebende nachgewiesen und ihm nahegelegt hatte, sie zu berichtigen, es vorzog, bei seinem Unrecht zu verharren und öffentlich über „Vergewaltigung der freien Forschung" zu klagen. Damit freilich hat sich dieser sonderbare Wahrheitsforscher in allen Instanzen eine schmachvolle Abfuhr geholt. Wieder sollten einmal die hohen Gebote der Wissenschaft persönliche Unzulänglichkeit bemänteln; aber das öffentliche Gewissen ließ sich kein X für ein U vormachen[5]).

[5]) Prof. Bettelheim und er sind darüber zu Fall gekommen: jener hat die Leitung des Biographischen Jahrbuches niedergelegt und K. ist auch — erledigt. Dieses Buch war im wesentlichen schon fertig, als ich von der großen Erregung erfuhr, die auch bei anderen diese Art von Nekrolog erzeugte. Ich freue mich, daß mir das öffentliche Rechtsgefühl beipflichtet.

Ich gehe hier auf den ganzen Streit, an dem sich fast die gesamte bedeutende Presse Deutschlands und zum Teil auch Oesterreichs beteiligt hat, nicht ein. Man findet ihn urkundlich dargestellt und belegt in Schmids „Lanze", zu deren Studium jeder verpflichtet ist, der Partei ergreifen will. Dazu kommen ergänzend die Karl May-Jahrbücher, die immer neues Material zur Würdigung Mays beibringen und vom öffentlichen Urteil sehr günstig aufgenommen werden: neben vielen warm zustimmenden Urteilen ist mir noch kein absprechendes zu Gesicht gekommen. Daß Bettelheim darüber spöttelt, versteht sich von selbst: der wackere Kämpe tat dies bereits, bevor der erste Jahrgang überhaupt erschienen war, also ohne den Inhalt zu kennen!

Karl Mays Leben in der feindlichen Kritik.

Die bisherigen Erfahrungen berechtigen unser Mißtrauen gegen K.s Wissenschaftlichkeit und zwingen uns, ihm weiter auf die Finger zu sehen. Er geht jetzt, nachdem der Vater erledigt ist, zur Charakteristik des Sohnes über. Wir hören da:

„Seine Phantasie wurde dauernd verdorben durch wahllose Lektüre veralteter geographischer und naturwissenschaftlicher Werke."

Was er las, erfahren wir von May selbst.

Von alten Werken nennt er den Hakawati von Chr. Kretzschmann (1605), „Märchenerzähler in Asia, Africa, Turkia, Arabia, Persia und India" und ein Kräuterbuch des Sohnes, des grundgelehrten Humanisten Joachim Camerarius (1600), der zugleich Förderer der Reformation war. Dazu kam eine Sammlung biblischer Holzschnitte, die die Großmutter ihren frommen Erzählungen zugrunde legte, die dem Knaben zum „Hochgenuß" wurden, wie ihm das Werk des Camerarius „von großem Nutzen war". Daß er diesen Werken viele Anregungen seiner Phantasie dankte, glauben wir ihm gerne, daß sie ihm aber die Phantasie „dauernd" verdorben haben sollen, ist eine unliebenswürdige Annahme K.s. Ich bestreite, daß sie eine solche Wirkung überhaupt haben können. Märchen, Fabeln und biblische Geschichten geben wir (freilich im Auszug) auch heute unseren Kindern als wertvollste Bildungsstoffe.

Wer M.s geistige Entwicklung zeichnen will, darf nicht verschweigen, daß er nach eigenem Bekenntnisse auch Redenbachers „Erweckungs-, Erbauungs- und Jugendschriften" las und Missionsberichte mit begeisterten Schilderungen islamischer Wohltätigkeit. Ferner naturwissenschaftlich aufklärende Werke des Alexander von Humboldt, Bonpland und erst schließlich jene Schundlektüre, die er selbst als Gift, Hölle und Teufel verdammt und die ihm durch die Gewissenlosigkeit eines Kneipwirtes zugewiesen, durch die Einsichts-

losigkeit seines Vaters gestattet wurde, der keinen Unterschied zwischen Buch und Buch machte, nur wünschte, daß der Sohn recht fleißig lese, um „gebildet" zu werden. In Uebereinstimmung mit M. gibt K. an, daß durch diese, freilich nur die letztgenannte Lektüre, sein Gewissen und sein Rechtsgefühl vorübergehend, nicht dauernd, verwirrt worden seien. Mays Selbstbekenntnis trägt auch hier das Gepräge innerer Wahrhaftigkeit.

„Niemand warnte mich, auch die nicht, die gar wohl verpflichtet gewesen wären, mich zu warnen. Sie wußten gar wohl, was ich las; ich machte kein Hehl daraus. Und welche Wirkung das hatte! Ich ahnte nicht, was dabei in mir geschah. Was da alles in mir zusammenbrach. Daß die wenigen Stützen, die ich, der seelisch in der Luft schwebende Knabe, noch hatte, auch noch fielen, eine einzige ausgenommen, nämlich mein Glaube an Gott und mein Vertrauen zu ihm." (Ges. Werke, Bd. 34 „Ich", S. 342.)

„Ich muß bekennen, daß ich diese verderblichen Bücher nicht nur las, sondern auch vorlas, nämlich zunächst meinen Eltern und Geschwistern und sodann auch in anderen Familien, die ganz versessen darauf waren. Es ist gar nicht zu sagen, welchen unendlichen Schaden eine einzige solche Scharteke herbeiführen kann. Alles Positive geht verloren, und schließlich bleibt nur die traurige Negation zurück. Die Rechtsbegriffe und Rechtsanschauungen verändern sich; die Lüge wird zur Wahrheit, die Wahrheit zur Lüge. Das Gewissen stirbt. Die Unterscheidung zwischen gut und bös wird immer unzuverlässiger! Das führt schließlich zur Bewunderung der verbotenen Tat, die scheinbar Hilfe bringt. Damit ist man aber nicht etwa schon ganz unten im Abgrund angelangt, sondern es geht noch tiefer, immer tiefer, bis zum äußersten Verbrechertum." (Ges. Werke, Bd. 34 „Ich", S. 345.)

So der Tote. Nun aber wieder zu dem lebenden K.:

„Allerlei Auswüchse des Ernsttaler Lebens, wie Alkoholismus, Falschspielerei und Lügenhaftigkeit taten noch ein Uebriges, so daß M. als ein in seiner moralischen Widerstandskraft Gebrochener 1856 das Lehrerseminar in Waldenburg bezog."

M., dem wir selbst eine ganz musterhafte Schilderung dieser Zustände verdanken, sagt nicht, daß er an ihnen teilgenommen hätte und von ihnen schädlich beeinflußt worden wäre, und wir können dieses aus dem Zusammenhange, in dem er es erzählt, nicht als eine wahrscheinliche und von ihm selbst beabsichtigte Folgerung bezeichnen. Wir kommen jetzt in das Gebiet des Kriminalistischen, auf das wir genügend vorbereitet worden sind:

„M. wurde aus dem Lehrerseminar in Waldenburg wegen Diebstahls ausgeschlossen."

Wir kennen diesen Vorgang meines Wissens wieder nur aus M.s eigenem Geständnis. Solange also eine Widerlegung aussteht und die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit nicht entgegenstehen, haben wir M.s Angaben in allen Punkten gelten zu lassen. Er berichtet, er wäre mit Schulentlassung bestraft worden, weil er die Talgreste, die er von

den Leuchtern abgekratzt hatte — ein Wertobjekt ohne Wert, wenn man es schätzen soll, vielleicht nach May mit drei Pfennigen richtig bewertet —, statt sie an den Schuldiener abzugeben, seiner Schwester mitgab, um ihren Wunsch nach Weihnachtslichtern zu befriedigen. Das wurde dem Direktor angezeigt und der Knabe durch Konferenzbeschluß als „infernalischer Charakter“ von der Schule gewiesen.

Das war nach der vielfachen Schuld, die schon der brutale, ahnungslose Vater und die gewissenlose Bürgerschaft des Geburtsortes an dem Kinde begangen hatten, das erste Verbrechen, das der Staat an ihm beging. Ein 16jähriger Knabe, der aus so rührendem Anlasse von seinen blindwütigen Erziehern auf die Straße gewiesen wird, ist eine schwere Anklage gegen die Schule. Darüber ist wohl heute kein billig denkender Mensch mehr im Zweifel. Auch Gottfried Keller war ein so infernalischer Bösewicht, daß der Staat die Hand von ihm zurückzog. Noch als reifer Mann empörte er sich über diese Art von Erziehung und Rechtsprechung und schrieb im „Grünen Heinrich“ (I., S. 170):

„Wenn über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe ein tiefer und anhaltender Streit obwaltet, so kann man füglich die Frage, ob der Staat das Recht hat, ein Kind oder einen jungen Menschen, die gerade nicht tobsüchtig sind, von seinem Erziehungssysteme auszuschließen, zugleich mit in den Kauf nehmen. Gemäß jenem Vorgange wird man mir, wenn ich im späteren Leben in eine ähnliche ernstere Verwickelung gerate, bei gleichen Verhältnissen und Richtern wahrscheinlich den Kopf abschneiden; denn ein Kind von der allgemeinen Erziehung ausschließen, heißt nichts anderes als seine innere Entwicklung, sein geistiges Leben köpfen. In der Tat haben auch häufig die öffentlichen Bewegungen der Erwachsenen, von welchen solche Kinderaufläufe (die zur Strafe geführt hatten) ein Abbild genannt werden können, mit — Enthauptungen geendet.

Der Staat hat nicht darnach zu fragen, ob die Bedingungen zu einer weiteren Privatausbildung vorhanden seien, oder ob trotz eines Aufgebens das Leben den Aufgegebenen doch nicht fallen lasse, sondern manchmal noch etwas Rechtes aus ihm mache: er hat sich nur an seine Pflicht zu erinnern, die Erziehung jedes seiner Kinder zu überwachen und weiter zu führen. Auch ist am Ende diese Erscheinung weniger wichtig in bezug auf das Schicksal solcher Ausgeschlossenen, als daß sie den wunden Fleck auch der besten unserer Einrichtungen bezeichnet, die Trägheit nämlich und Bequemlichkeit (und Dummheit!) der mit diesen Dingen Beauftragten, welche sich für Erzieher ausgeben.“

So will auch Gottfried Keller, der bekanntlich im „Grünen Heinrich“ sein eigenes Leben zeichnet, seine Schuld nicht durch Selbstberäucherung abschwächen. May wurde also wegen „Diebstahls“ aus dem Seminar von jenen Erziehungsschustern verwiesen, die Frank Wedekind zu seiner Lehrerkonferenz in „Frühlings Erwachen“ als Modelle dienen konnten. Glücklicherweise zeigte das sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts, das man mit diesem

Quark behelligte, mehr Einsicht und ließ ihn seine Studien auf einem anderen Seminar fortsetzen. Der gewissenhafte Historiograph setzt ihm auf den Grabstein die Worte, auf daß es die Nachwelt nie vergesse: „Er wurde wegen Diebstahls aus der Schule ausgeschlossen." Ich aber erkenne: das Leben ist gerecht; May's „Schuld" ist gesühnt, aber seine gestrengen Richter stehen am öffentlichen Pranger, mit ihnen jeder, der zu ihnen hält.

Mit Bewunderung für die Güte der Schulbehörden berichtet sein Biograph, daß M. trotz dieses Diebstahls sein Studium vollenden und (sogar) eine Lehrstelle an der Fabrikschule in Alt-Chemnitz übernehmen durfte, fügt aber gleich hinzu, wohl damit wir wahrnehmen sollen, wie übel angebracht diese Nachsicht war:

„Hier stahl er seinem Wohnungsgenossen die Uhr, erhielt dafür 6 Wochen Gefängnis."

Wir lernen damit das zweite Verbrechen, nicht Mays, sondern des Staates kennen. May erzählt, daß sein Stubengenosse ihm, weil er selbst das Geld für eine Uhr nicht aufbringen konnte, seine alte silberne Uhr geliehen habe, und daß seine eigene ganze Verfehlung in der bloßen Vergeßlichkeit beruhte: er nahm die Uhr gedankenlos mit in die Ferien. Der Besitzer bittet nicht etwa um Rückgabe, sondern macht gleich Anzeige bei der Polizei, und da May in seiner Verwirrung die Uhr schnell an seinem Körper versteckt — psychologisch durchaus erklärlich — deshalb gilt er als Dieb. Die Absicht der Entwendung ist schon deshalb nicht glaublich, weil er ja nach den Ferien in dieselbe Wohnung und zu demselben Stubengenossen zurückkehren und dann dort wieder die Uhr gebrauchen mußte[6]. „Aber es liegt die gerichtliche Entscheidung vor!"

[6]) Es hat sich ein Brief von Mays Vater aus dem Jahre 1861 gefunden, den er in gleicher Angelegenheit an den Superintendent Kote in Chemnitz geschrieben hat und der folgenden Wortlaut hat:

„Wohl werden Sie vom traurigen Vorfall meines Sohnes Kunde haben. Das Vorgekommene versetzt mich wie meine ganze Familie in den tiefsten Kummer, da wir gar nicht wissen, wie sich die Sache verhält. Ich kann kaum glauben, daß mein Sohn die Uhr in der Absicht nahm, einen Diebstahl zu begehen, glaube vielmehr, daß er es getan hat, die Uhr während der Feiertagsferien zu benutzen und sie dann stillschweigend wieder an den Ort ihrer Bestimmung hinzubringen. — Sollte es sich so verhalten, wende ich mich im Vertrauen auf Ihre Güte mit der Bitte an Sie, falls Sie etwas zum Schutze meines Sohnes beitragen können, das geneigtest tun zu wollen.

Sollte die kaum begonnene Laufbahn meines Sohnes schon eine andere werden und vielleicht eine solche, die mit der größten Ungewißheit umgeben, welch ein unüberwindlicher Schmerz würde das für uns alle werden." gez. Heinrich May.

Jawohl! weiß K. nicht, daß ein Rechtsirrtum vorliegen kann? Weiß er nicht, daß unsere heutigen Gerichte bei ersten Verfehlungen gerne begnadigen, weil sie erziehen, nicht verdammen wollen? Weiß er nicht, daß es eine Krankheit gibt, Kleptomanie genannt, eine häufige Begleiterscheinung der Hysterie, die selbst offenkundige Entwendungen der gerichtlichen Strafe entzieht? Hat er ein Recht, Mays späte Verteidigung als wertloses Geschwätz abzuweisen? Nein, diese beiden genannten Fälle genügen ihm zu der tief sittlichen Erkenntnis; „May sank nun immer tiefer.“ Er hatte für 3 Pfg. Talg „gestohlen“, hatte eine alte silberne Uhr „gestohlen“, man sollte meinen, ein tieferer Grad der Verworfenheit wäre nicht mehr möglich gewesen. Aber May brachte auch das zustande, er sank noch tiefer.

Wir lasen oben, daß er im ganzen später wegen Betruges und ähnlichen Verbrechen 7 Jahre und 1 Monat in Haft genommen wurde. May leugnet das nicht und hatte sein Leben lang unter den Eindrücken und Nachwirkungen dieser Jahre schwer genug zu leiden. Ein Teil der Strafe wurde ihm freilich wegen guter Führung erlassen und er erzählt selbst, wie schonend, ja liebevoll er von Mitgefangenen und von dem gesamten Aufsichtspersonal behandelt wurde.

Sein Biograph hat offenbar Maxim Gorkis „Nachtasyl“ nicht gelesen, sonst würde er nicht der Meinung sein, daß jeder Zuchthäusler ein unrettbarer Sünder wäre, sonst würde er wissen, daß auch in den Gefallenen noch der göttliche Funke glimmt, den eine vorsichtige Hand zur hellen läuternden Flamme entfachen kann. Er geht zu Werke wie ein mittelalterlicher Henkersknecht, trägt selbst Holzstöße herbei, die Macht der Qualen dem Verurteilten noch zu steigern. Ihm genügt nicht die gewissenhafte Aufzählung der aktenmäßig festgestellten Gerichtsstrafen: sein einmal wild gewordener Forschertrieb und Wahrheitsdrang bereichert sie noch durch freundliche Vermutungen: „auch Einbrüche und Raubanfälle dürfte sich M. haben zuschulden kommen lassen. Die Akten wurden 1904 eingestampft.“ Wie schade! Wie konnte man auch so leichtfertig mit kostbarem historischen Material verfahren! Wie beglückt wäre die Nachwelt, wenn sie auch dafür den urkundlichen Beweis hätte, daß May mit Dietrich und Brecheisen gearbeitet habe. So müssen wir uns mit dem Gedanken trösten, daß das zwar nicht erwiesen, aber immerhin möglich und deshalb lieber anzunehmen ist.

Aus dem Zuchthaus entlassen, wandte May sich, wie ein anderer Nekrologschreiber, Avenarius (Kunstwart XXIII, 9, 15), berichtet, von

Brecheisen und Dietrich ab und der Schriftstellerei zu. Auch das klingt wie ein Vorwurf. Er hätte wohl konsequenterweise bei seiner alten Lebensweise bleiben sollen.

Dann schweigt die Verbrecherliste. „Nachteiliges scheint den Behörden nicht mehr zur Kenntnis gelangt zu sein.“ Aber die Katze läßt das Mausen nicht und der Teufelsfuß kommt immer wieder zum Vorschein. Man höre: Nach 23jähriger Ehe, die er als durchaus glücklich bezeichnet hatte, läßt er sich scheiden. So was kommt vor, aber man stelle sich nun M.s Verlogenheit vor: im Jahre 1896 nennt er seine Ehe glücklich, im Jahre 1903 trennt er sie und heiratet sogar das Weib, das gegen seine erste Frau im Scheidungsprozeß als Kronzeugin aufgetreten war. Heute glücklich, nach 6 Jahren unglücklich. Bedarf es da noch weiterer Beweise, daß die erste Angabe erlogen war? Solche Unwahrhaftigkeit verdient natürlich auch auf dem Grabstein verewigt zu werden.

K. kennt wieder das Leben nicht, kennt das menschliche Herz nicht, kennt nicht die Literatur aller Zeiten und Völker. Ich empfehle ihm die Lektüre wieder eines Gerhart Hauptmannschen Stückes: „Einsame Menschen“. Da ist auch so ein verlogener Kerl, heiratet angeblich aus Neigung, tut so, als ob er sein Weib auch weiterhin wahrhaft liebe und geht dann wenige Tage nach der Geburt des ersten Kindes mit einer zugelaufenen Studentin ins Wasser. Eine Maysche Verbrechernatur! Aber auch ihm hatten seine lieben Lehrer ein böses Ende vorausgesagt. Auch er wies Belehrungen ab: „Laß' mich mit meinen Lehrern in Ruh', wenn ich nicht lachen soll. Erinnere mich nicht an diese Gesellschaft von Schafsköpfen, die mir das Mark aus den Knochen erzogen haben.“ Wer einmal Verbrecherblut im Leibe hat, der ist halt nicht zu retten.

Man erzählte mir, zwei von M.s erbittertsten Gegnern, die sich über seine Unsittlichkeit nicht genug entrüsten konnten, hätten sich ihre Ehegattinen ausgetauscht. Ihre Liebe wäre dann halt umgeschlagen und erfreulicherweise auch die ihrer Frauen: aus A + B und C + D wäre A + C und B + D geworden. Wen geht es etwas an, und wer hat etwas dagegen?

Oder nehmen wir irgend ein Beispiel der Literaturgeschichte; Otto Erich Hartleben besang 1897 die Hände seiner „lieben Frau“ in einem Gedichte, welches mit den Versen schließt:

„Und ich dachte jener Stunde, da mir einst
Im Tode diese Hände stummen Trost verleih'n.“

Als er 8 Jahre später starb, lag er mit seiner Frau in Scheidung. J
habe aber nirgends gelesen, daß man das gegen ihn ausgebeutet hät
Weshalb gegen May allein so hart?

Auch Hermann Löns, den der „Kunstwart" so hoch stellt –
und das mit Recht! — war, obgleich er jung, nämlich mit 48 Jahre
den Tod der Ehre fand, schon zweimal geschieden. (Vgl. Schauert
H. Löns, bei Lensing, Dortmund, S. 29 f.) Kein Mensch trägt sein
Charakter diese Scheidungen nach. Wer aber einmal, sei es mit Re
oder zu Unrecht, im Zuchthaus gesessen hat, der ist bei uns vogelf
und steht nicht nur wenige Jahre unter polizeilicher, sondern sein Leb
lang und darüber hinaus unter allgemeiner Aufsicht.

Wenn wir den reifen Männern selbst übers Grab hinaus imm
wieder ihre „Jugendverfehlungen" vorhalten wollten, wohin käm
wir dann in ihrer Gesamtwertung? Auch z. B. Richard Wagn
hat „gesessen". Minna meldet[7]): „Heute früh hat mich Richard v
lassen müssen, um das Schuldgefängnis zu beziehen", und K. Grunsk
der gelehrte Wagnerkenner, schreibt[8]): „Die Verlegenheiten, in die s
der jugendliche Brausekopf stürzte, waren wohl nicht ohne eigene Schu
eingetroffen." Aber er erkannte auch, daß die Leidensschule für Wagne
Charakter höchst heilsam war: „erst als er durch Leiden gestählt wa
wuchs ihm aus jedem Wort ein Gelingen. — — Was der Jüngli
je verschuldet hatte durch Leichtsinn und Ruhmbegierde, das hat
bitter gebüßt, und das erhöht beim Lesen seiner Jugendergüsse d
menschliche Teilnahme" (!). Auch das ist ein Vorrecht großer Geister, da
sich ihnen jeder Fehl sofort rächt nach dem von Bach bearbeitete
Kirchenlied:

> Soll's ja so sein, daß Straf' und Pein auf Sünden folgen müssen,
> So fahr' hier fort und schone dort, und laß mich hier wohl büßen."

May war aber auch später noch in andere Prozesse verwickel
Ein neuer Zug in seiner Verbrecherfratze. Wir sollen glauben, da
mit ihm einfach nicht zu leben war, daß er bar aller Ehrlichkeit, Ve
läßlichkeit, Wahrhaftigkeit und alles Anstandes nur aus dem Han
zum Bösen, und — die Hauptsache! — aus Reklamebedürfnis Händ
mit seinen arg- und harmlosen Mitmenschen suchte. Kennt K. d
Prozeßakten? Auf meine Anfrage beim K.-M.-Verlag erhalte ich d
Antwort: nein. Woher hat er also seine Wissenschaft? Jedenfalls au
dem von ihm zitierten „Material der Gegner", des Ferd. Avenariu

---

[7]) Briefe Wagners an Theodor Apel (Breitkopf) Brief 40 aus dem Jahre 184
[8]) Wissenschaftliche Rundschau, Jahrg. 1911/12, Heft 1, S. 21.

Dr. Paul Schumann u. a. m. Hat er deren Zeugnisse geprüft? Ich glaube: nein.

Ich erlaube mir, sie für Partei und für befangen zu halten. Sie gehören alle zu dem Kreise der May'schen Prozeßgegner. Sie sind es, von denen der ganze Feldzug gegen May ausging, von denen er heute noch seine Waffen bezieht. Wer sich von ihnen oder nur von ihnen sein Wissen über Mays Wesen und Prozesse holt, verfährt so, als wollte er sich über den Kaiser von den Entente-Schriftstellern unterrichten lassen. Ich kenne jene Männer persönlich nicht oder so wenig, daß ich mich eines Urteils enthalte. Mir genügt zu wissen, daß May in dem Prozesse, den Sello für ihn führte, gesiegt hat und daß jetzt ein früherer Prozeßgegner Mays, der Anwalt Dr. Oskar Gerlach, zu seinen wärmsten Verehrern zählt und es beklagt, beruflich gegen ihn haben kämpfen zu müssen. Was ich an Prozeßkundgebungen Prof. Paul Schumanns gegen May zu lesen bekam, ist für diesen nicht erschütternd: die übliche Streiterei über wahr oder unwahr und die Aufbauschung kleiner Irrtümer zu Charakterfehlern.

Die Menge aber der Prozesse beweist nicht das geringste gegen den Charakter des Prozessierenden. Eher könnte man sagen: viel Feind', viel Ehr. Nie hat ein Volk so viele Feinde gehabt wie jetzt unser liebes deutsches. Ist es dadurch als das streitsüchtigste, pflicht- und ehrvergessenste Volk der Weltgeschichte erwiesen?

Ich gestatte mir, über M.s Prozesse ganz anders zu urteilen. Er hatte mit sehr vielen Verlegern zu tun. Schmid zählt (S. 582) 17 auf, ohne Vollständigkeit zu erstreben. So sehr ich nun den deutschen Buchhändlerstand schätze, so kann ich mich doch zu der Höhe der Auffassung nicht aufschwingen, daß unter ihnen keiner sei, der das Recht verletze und sich unerlaubten Vorteil suche. Ich habe persönlich mit meinen Verlegern gute Erfahrungen gemacht und kann Emil Frommel nicht Recht geben, der beim Festmahle der Buchhändler in Leipzig scherzte: Das größte Verdienst Napoleons I. wäre, daß er einen deutschen Buchhändler erschossen hätte. Aber einer von den nicht gar vielen machte mir doch eine Ausnahme. Als ich ihm die Bücherrevision ins Haus schickte, sagte der: „Hier hat nur der Staatsanwalt Arbeit", und als ich zupacken wollte, ließ der Buchhändler in seiner Angst gleich 1000 Mk. fallen. Um wie viel mag er mich beschwindelt haben? Also — die Möglichkeit, daß den Autoren gegenüber auch einmal der Buchhändler im Unrecht sein könnte, hätte K. für den toten Autor geltend machen dürfen, dem er die Leichenrede hält. So viel ich davon weiß —

das ist wenig: Zwar hat mir Dr. Schmid Einblick in die Akten gestattet, aber ich werd' den Teufel tun! Dieser Berg von Müll und Unrat mag zu Blumenbeethumus vermodern — also soviel ich davon weiß, und das ist ebenso wenig wie K., handelt es sich dabei zumeist um Urheber-Streitfragen, und da bin ich nun geneigt, May als die schaffende Kraft, als den Gebenden, die Buchhändler als die Empfangenden einzuschätzen. Es kommt hinzu, daß Geschäftsleute, die mit M. zu tun hatten, seine Vorgeschichte kannten und deshalb, wenn sie ihn gefügig machen wollten, die Erpresserschraube anziehen konnten: „Wenn Sie nicht zahlen, dann mach' ich Sie kaput." Und daß es nicht nur bei Drohungen blieb, das wissen wir zur Genüge. Was hatten die sensationellen Enthüllungen über M.s Vorleben anders im Sinne, als ihn eben „kaput" zu machen? Er stand also im Kampf gegen die brutalste Erpresserpraxis. Aber gerade deshalb, weil meine Sympathien bei M. stehen, enthalte ich mich eines Urteils, zumal die Prozesse, soviel ich weiß, jetzt alle durch Vergleiche aus der Welt geschafft sind und ihre verdiente Ruhe gefunden haben.

Ist es nun erlaubt, daß May selbst ein Wörtchen dazu sage, wo es doch um seine Ehre geht? Er beruft sich auf das Urteil eines Richters, der an den Münchmeyer-Prozessen gegen ihn beteiligt war — es war, wie wir wissen, der Oberlandesgerichtsrat Geheimrat Dr. M a y e r in Dresden — der sich fast wörtlich so geäußert hat, wie Dr. Sello mir gegenüber:

„Niemals in meiner ganzen, langen Praxis ist mir eine Sache seelisch so nahe getreten, wie die von Karl May. Was muß dieser arme, alte Mann gelitten haben!"

May schließt daran seine eigenen Betrachtungen:

Er hätte getrost hinzufügen können: „Was leidet er noch, und was wird er noch weiter leiden!" Dieser Richter kannte meine Vorstrafen genau; er hatte die hierüber vorhandenen Akten studiert. Ich gewann trotzdem und trotz aller gegnerischen Schmähungen den Prozeß in sämtlichen Instanzen, gewiß ein laut sprechender Beweis, daß der deutsche Richter sich durch anwaltliche Invektiven nicht beeinflussen läßt; aber ruhig anzuhören hatte ich sie doch und habe ich sie noch heut. Und sie wirken, wenn nicht auf das Urteil, so doch ganz bestimmt nach anderer Seite hin. Sie verrohen den Parteiverkehr und greifen aus dem Verhandlungszimmer hinaus in das öffentliche und hinein sogar in das private Leben. Man wird alle die beleidigenden Ausdrücke über mich schon in den Zeitungen gelesen haben und ihnen ebenso auch im Privatverkehr begegnet sein. Das ist die notwendige Folge der Freiheiten, die jeder rücksichtslose Rechtsanwalt sich nehmen darf, wenn er einsieht, daß die Roheit ihn weiter führt als die Humanität. Er schreibt diese Roheiten in seine Schriftsätze und lanziert sie von da als beweiskräftiges Aktenmaterial hinaus in die Zeitungen. Oder er schickt sie zuerst in die Zeitungen und legt sie dann in gedruckter Form dem Gericht als Beweise vor, ohne zu sagen, daß sie von ihm stammen. Stehen einem derartigen Anwalt einige gleichgesinnte Blätter

oder Blättchen zur Seite, so ist es ihm ein Leichtes, eine jede Existenz, und stehe sie noch so fest, in kurzer Zeit zu erschüttern oder wohl gar zu vernichten. „In den Zeitungen von ganz Deutschland kaputmachen," nennt man das. Und das Gesetz begünstigt dieses Treiben!

Dem steht selbst der rechtlichste und humanste Richter machtlos gegenüber, und das war es, woran ich dachte, als ich weiter oben sagte, daß ich meine Aufgabe endlich, endlich erkannt habe. Ich bin vor nun vierzig und fünfzig Jahren unfreiwillig da hinunter gestiegen, wo die Verachteten wohnen, denen es so schwer gemacht wird, sich die ihnen geraubte Achtung zurück zu erwerben. Ich habe sie kennen gelernt, und ich weiß, daß sie nicht weniger wert sind als alle die, welche nur deshalb niemals stürzten, weil sie entweder niemals hoch standen oder nicht die nötige innere Freiheit besaßen, stürzen zu können. Ich will wieder zu ihnen hinab, jetzt als fast Siebzigjähriger, nicht gezwungen, sondern aus freiem Willen, aus eigenem Entschluß. Ich will ihnen sagen, was ihnen noch niemand zu sagen wagte, nämlich daß ihnen niemand helfen kann, wenn sie sich nicht selbst zu helfen wissen. Daß sie verloren sind, außer sie retten sich durch eigene Kraft. Durch engsten Zusammenschluß unter sich selbst. Ich will ihnen mein Beispiel vorhalten, mein Leben und mein Streben. Will ihnen zeigen, was aller gute Wille und alle Mühe fruchten, wenn bei Andern dieser gute Wille fehlt. Ihnen zeigen, daß ein einziger scharfer Gegenanwalt oder dieser eine, einzige Paragraph 193 genügt, selbst die schönsten und die besten Erfolge der Willensstärke, der christlichen Liebe und der Humanität mit einem Schlage zunichte zu machen. Ich will ihnen sagen, daß es eine Sünde der Menschheit ist, ihre Mitschuld an der Schuld der Schuldigen zu verbergen. Daß es aber auch von diesen ein Fehler ist, zu verheimlichen, daß sie einst schuldig waren. Unser Leben, mein Leben, ihr Leben soll frei vor Gottes Auge liegen, besonders aber auch frei vor unserem eigenen Auge. Dann zürnen wir nicht, und dann grollen wir nicht. Denn dann sehen wir ein, warum wir fallen konnten: wir fielen durch uns selbst. Und sehen wir das ein, so können wir uns selbst verzeihen, und wer sich selbst verzeihen darf, dem wird verziehen werden. Weg also mit der falschen Scham, und heraus mit der Offenheit! Nur das Geheimnis, in das wir uns hüllen, gibt jenem Paragraphen und jedem gewissenlosen Menschen die Macht, sich höher und besser zu dünken als wir, und doch unser — Henker zu sein!

Ich fühle das Bedürfnis, das, was Andere Böses an mir taten, für meine Mitmenschen in Gutes zu verwandeln. Ich werde es denjenigen, die gleiches Schicksal wie ich hatten, ermöglichen, aus der unmenschlichen Hetze gegen mich diejenigen Schlüsse zu ziehen, die ihnen heilsam sind. Was nützt alle sogenannte „Gerechtigkeit", alle sogenannte „Milde des Gerichtes", alle sogenannte „Humanisierung des Strafvollzuges", alle sogenannte „Fürsorge für entlassene Strafgefangene", wenn es nur eines einzigen spitzfindigen Anwalts oder eines einzigen fragwürdigen Paragraphen bedarf, um all das Gute, welches aus diesen Bestrebungen erwuchs, in einem einzigen Augenblick zu vernichten? Wie kann man von dem Gefallenen verlangen, daß er wieder aufstehe und sich bessere, wenn man es unterläßt, auch die Verhältnisse, in die man ihn zurückversetzt, zu verbessern? Ist es eine Ermunterung für ihn, zu wissen, daß er trotz aller Besserung doch, so lange er lebt, der Geächtete, der Unterdrückte, der Rechtlose bleiben muß und bleiben wird, weil er gezwungen ist, zu allem zu schweigen und sich alles gefallen zu lassen? Denn falls er das nicht tut, ist er verloren. Wenn er hingeht, um gegen die, welche ihn beleidigen, bestehlen und betrügen, sein gutes Recht zu suchen,

schleppt man seine alten Akten herbei und stellt ihn an den Pranger. Ich erinnere daran, daß ich von einem Dresdener Staatsanwalt sogar aus nur rein „wissenschaftlichen“ Gründen an diesen Pranger genagelt worden bin, bei lebendigem Leibe! Er konnte nicht einmal meinen Tod abwarten und behauptete, durch einen Gesetzesparagraphen zu dieser Vivisektion berechtigt worden zu sein. Da schaut man denen, die von Humanität sprechen, ganz unwillkürlich in das Gesicht, ob sich da nicht etwa ein sardonisches Lächeln zeigt, welches verrät, wie es eigentlich steht. Und da fühlt man mit den Hunderttausenden, die hierunter leiden, das brennende Bedürfnis, einmal alle die Paragraphen, an denen der gute Wille der Menschheit scheitert, an das Tageslicht zu ziehen und dahin zu stellen, wo sie stehen müssen, um durchschaut zu werden — vor die Oeffentlichkeit, vor den Reichstag!

Ich frage: ist das die Sprache eines Verbrechers und Heuchlers?

In den 38 Jahren nach seiner Freilassung aus dem Zuchthause (1874) bis zu seinem Tode kam M. mit der Polizei nicht wieder in Konflikt. Ich werte das als Besserung. Er schrieb in dieser Zeit eine ganze Bibliothek von christlich-sittlichen Romanen. Ich rechne ihm das als Verdienst an. Jedenfalls war der Mann unsagbar fleißig und setzte dadurch Hunderte von Setzern, Buchbindern und Buchhändlern in Tätigkeit, aber — er wurde doch wieder rückfällig, denn in dem letzten Jahrzehnte, also zwischen 1903 und 1912, war er „in mehrere (Zivil!-) Prozesse verwickelt, die seine Ehre als Mensch und Schriftsteller zerstörten.“

Ehe ich auf die Einzelverteidigung der gegen M. erhobenen Lügenbeschuldigungen eingehe, muß ich wieder ein Zugeständnis machen. M. hat gelegentlich gelogen, öfter als du, geneigter Leser, und vielleicht sogar öfter als ich. Er hatte aber dazu auch mehr Recht und mehr Nötigung. Mehr Recht, denn er war ein Phantasiemensch, ein geborener Dichter. Mit Phantasie reich begabte Menschen erleben mehr als andere und verwechseln leicht ihre inneren Gesichte mit der realen Wirklichkeit. Nie sehen zwei Menschen ganz das gleiche. Bekannt sind die widerspruchsvollen Zeugenaussagen, die Geheimrat Dr. von Liszt von Studenten über das gleiche Erlebnis einsammelte. Wenn jeder, der anderes aussagt, ein Lügner ist, dann gibt es keine wahrhaftigen Menschen mehr. Ich könnte nach dem gerügten Rezepte Herrn K. aus seinem May-Nekrolog leicht als einen Lügner erweisen. Wer sich irrt, ist zunächst ein Irrender, kein Lügner. Bismarck nannte die Zentrumsleute und die Sozialdemokraten Reichsfeinde: ein Lügner? Kaiser Wilhelm II. sagte, er habe diesen Krieg nicht gewollt: „er lügt,“ brüllen die Ententefreunde. Ich sagte einmal: „Diese Villa habe ich nicht gekauft, weil sie mir zu klein war.“ „Er lügt,“ erklärten glaubwürdige Gymnasiallehrer, „denn er hat uns selbst einen anderen Grund gesagt.“

Sie wissen nicht, daß man zu einer Handlung zwei bis zwanzig Gründe haben kann, lassen aber doch ihre Schüler einen Aufsatz über die Gründe schreiben, weshalb Cäsar den Rubikon überschritt. Ich mache mich anheischig, nach dieser Methode keinen ehrlichen Menschen in Deutschland übrig zu lassen. M. schrieb über China wie als Augenzeuge, war aber vielleicht nie dort; ein Lügner? „Er hat den Henry-Stutzen garnicht in Amerika erbeutet. Wer weiß, wo er ihn ertrödelt hat, der Lügner." Ein großer Teil der Mayschen „Lügen" sind Phantasiegebilde, garnicht für Wahrheit in polizeilichem Sinne ausgegeben, andere beruhen völlig auf Mißverständnissen der Hörer, andere sind wirkliche Notlügen, und das sind die, von denen jetzt zu sprechen ist.

Er hatte entehrende Strafen erlitten und war jedenfalls berechtigt, das zu verbergen, um wieder Aufnahme in die Gesellschaft zu finden. Deshalb log er aus Notwehr. Ich suche mir das lebendig anschaulich zu machen.

Er bekam viel Besuch von Verehrern aus aller Welt und aus allen Kreisen, selbst Fürstlichkeiten. Ich stelle mir vor, ein Fürst, der in stattlicher Equipage vorgefahren ist, richtet an M. die Frage: „Die schönen Waffen hier sind gewiß Kriegstrophäen aus dem 70er Kriege?" M. ausweichend: „Ich habe den Krieg nicht mitgemacht, Durchlaucht." „Aber wieso? So ein junger, stattlicher, gesunder Mann!" Nun hätte M. antworten sollen: „Verzeihen Durchlaucht, ich saß damals im Zuchthaus!" Und das Gespräch hätte dann folgenden Verlauf nehmen müssen: „Im Zuchthaus? Aber weshalb?" — „Wegen Betrugs und Diebstahls." — „Aber jedenfalls falsche Beschuldigung?" — „Nein, Durchlaucht, durchaus berechtigte. Ich bin nämlich, was Sie nicht zu wissen scheinen, eine Verbrechernatur." M. zog vor zu sagen: „Ich war damals in Amerika." Und wieder muß ich ihn in Schutz nehmen, weil ich es selbst einmal nicht besser getrieben habe. Die Göttinger Polizei, die kein Verständnis für meinen nächtlichen musikalischen Betätigungsdrang hatte, zeigte mich wiederholt dem akademischen Gerichte an. Dessen Engelsgeduld mußte sich schließlich erschöpfen: Ich bekam drei Tage Karzer. Bismarck hatte vorher im selben Loche gesessen. Er mußte schon gespürt haben, daß er dereinst Deutschlands Retter würde, denn in hartes Eichenholz tief eingeschnitzt stand in monumentalem Stil: Otto von Bismarck. Ich betätigte mich meiner Natur gemäß künstlerisch und schmückte, wie Giotto die Klosterzellen, so die weißen Wände des Karzers mit den Taten, die mich dorthin gebracht hatten. Ob diese Kunstwerke noch erhalten sind? Aus der Haft entlassen, log

ich den ehrbaren Bürgern frech ins Gesicht, ohne Not, aus reiner sündhafter Lust, ich wäre drei Tage „in Celle“ gewesen. Zum Glück ist es nicht herausgekommen, sonst hätten es meine Prozeßgegner in Dresden gewiß gegen mich verwendet. Und meine „Ehre als Mensch und Schriftsteller“!? Nachbarin, Euer Fläschchen!

M. aber mußte lügen, um leben zu können. Und je mehr man ihn stellte und ihm zusetzte, um so tiefer mußte er sich in Lügen verstricken. Das ist der berühmte Fluch der bösen Tat. Aber er wollte von der Lüge loskommen. Er gehörte zu den Reuigen, zu denen, über die im Himmel mehr Freude ist als über hundert Gerechte. Freuen wir uns mit dem Himmel! Und geben wir es auf, mit Wollust in dem alten, abgetanen Sack M.scher Lügen zu wühlen! Kümmern wir uns lieber um die eigenen, die uns noch täglich zusetzen!

Es gibt Lagen, in denen uns das Lügen sogar zur Pflicht werden kann, so jetzt im Kriege, wenn uns ein Spion aushorchen will. Da ich auch einmal für staatsgefährlich galt — ich diene immer gerne mit eigenen Erfahrungen — und mich ein Spitzel auskundschaften wollte, habe ich ihm die Hucke ordentlich vollgelogen und freue mich noch heute darüber.

Ich habe ganze Lehrerkollegien, Direktoren, Schulräte und noch Höhere bewußt lügen hören, wo es sich nur um die Erreichung kleiner Vorteile handelte. Seitdem bin ich nachsichtiger auch gegen mich und andere Leute geworden. Ich las jüngst in einem Romane von v. Ostini:

„Alle sündigen, alle wissen, daß sie sündigen, und können und wollen im Grunde gar nicht anders; aber immer von Zeit zu Zeit muß mal einer für die vielen büßen. Es ist das bewährte System des Sündenbocks. In den Wogen der sittlichen Entrüstung, die über dem zufällig Herausgerissenen zusammenschlagen, wäscht sich das Allgemeingewissen mal wieder für ein Weilchen rein. Wenn sie nur nicht ihre Opfer im Namen der Humanität schlachten wollten! Diese sogenannte Humanität, diese Blüte europäischer Kultur, erweist sich meist als ein widerliches Mißgewächs, vor dem jedem ehrlichen Menschen grauen muß. Die Bestialität der menschlichen Natur ist einmal da und bedarf einer steten Zurückdrängung, um nicht alles zu überwuchern. Man packt sie nicht da, wo sie am raffiniertesten ist, sondern da, wo sie sich packen läßt. Ist's auch das unrechte Ende, im ganzen kommt darauf nicht viel an. Den zufällig erwischten Uebeltäter haut man, das Uebel meint man.“

Dr. Schmid behauptet (‚Lanze‘ S. 75), daß Avenarius bewußt die Unwahrheit sage: er habe May kurz zurückliegende Verbrechen vorgeworfen, ihn zur Klage aufgefordert u. dgl. m. Das sei Wort für Wort frei erfunden, ebenso wie (S. 7) das Märchen von dem ‚Millionen-Geschäfte‘ Mays. Zu diesen Unwahrheiten hätte zudem keine Nötigung irgend welcher Art vorgelegen.

Nach diesem Präludium wollen wir jetzt das weitere Lügenregister, durch das M.s Nekrolog entstellt ist, im einzelnen prüfen.

1. „Er ließ sich als „katholischer Dichter“ feiern, obgleich er Protestant war und duldete, daß ihm im „Kürschner“ das k(atholisch) — wohl als Ehrenprädikat? — erteilt wurde.“

Wenn das ein Verbrechen war, so bin auch ich wieder, wie ich nur schnell und vor Abfassung meines Nekrologes durch K. bekennen will, ein Verbrecher: Ich habe mich jahrelang in amtlichen Listen als Christ, als Protestant, führen lassen, obgleich ich mich nicht mehr als Christ und Protestant fühlte. Ich schrieb für freigeistige Blätter, obgleich ich noch in der Kirche war, ich hielt christliche Morgenandachten in der Schule ab, obgleich ich Monist war; erst nach Austritt aus der Schule bekannte ich mein Herz. Was aber geht, so denke ich, den Staat, die Gesellschaft und Kürschner mein Glaube an? Ich verbitte mir jede Glaubensschnüffelei, in der Meinung, die Polizei könne mit gleich gutem Rechte amtlich feststellen wollen, was ich im Magen, als was ich im Herzen habe. May war Christ und tief gläubig. Dr. Heinrich Chotzky, der einen vortrefflichen Aufsatz über „Die Welt der Seele und Karl May“ im „Jahrbuch“ 1918 (S. 297 ff.) veröffentlicht hat, rühmt ihm nach, daß er, „obgleich Christ, auch im Mohammedanischen, im Indianischen, in jeder Religion das Gute zu schätzen und aufzuspüren wußte und eigentlich zu jedem sagte: Du bist Gottes, und alle Eigenschaften Gottes, die Feindesliebe, die Gerechtigkeit, Aufopferung, alles Gute wird nicht gehindert in dir durch deine zufällige Religion.“ — Die Unterscheidung zwischen Katholik und Protestant machte er nicht mit. Er war als Protestant ohne sein Zutun getauft und konfirmiert worden, stand seiner ganzen, zum Mystizismus neigenden Natur nach dem Katholizismus viel näher, ging mit dem Gedanken um, zu ihm überzutreten und begeisterte sich für seine Lehren [9]). Das fürchterliche „k“ im Kürschner behauptet er übersehen zu haben. Das flunkert er vielleicht, wie man sich solch lästige Mücken mit jeder schnellsten Bewegung vom Halse schafft. Was hätte wohl Goethe, was Nietzsche angegeben, wenn sie sich für den Kürschner in ihrem Glauben hätten bekennen sollen? Man denke sich hinter ihrem Namen ein „p“, um die ganze Sinnlosigkeit solcher Abstempelungen zu ermessen! Ueberall stoßen wir bei den Gegnern Mays auf die unerträglichste Spießerei und Simpelei. Die Herrschaften machen sich in ihrer noch dazu unehrlichen Entrüstung unglaub-

[9]) Man vergleiche hierzu auch Dr. Beissels Mitteilungen im II. K. M.-Jahrbuch S. 177 ff.

lich lächerlich. Anders als mit flüchtigen Ausreden konnte May solchen Leuten gar nicht ausweichen.

Sich aber vor Gericht herauszulügen, ist sogar gesetzlich erlaubt. Das Gericht verlangt nicht, daß wir unseren Feinden den Strick liefern, an dem sie uns aufhängen können. Aber dieses „k" gehörte in den Nekrolog. Es wächst und schwillt erst zum Feuermal, mit dem man im alten Rom die Stirne der verbrecherischen Sklaven brandmarkte, dann wächst es auf zum Galgen, an dem Mays Ehre aufgeknüpft wird. Ich frage mich, ob nicht auch Schiller in Mays Gesellschaft gehört, denn er erwärmt sich bis zur Gluthitze für den Katholizismus in „Maria Stuart", zumal in den Worten des Mortimer, er, der Protestant! K. F. Meyer klagt, daß die Bilderstürmer, eine „fromme Schöpferlust", Marienbilder, vernichteten und nennt sie „Götterbilder", die Tat einen Frevel:

„Ich trat hervor und rief's mit strengem Mund.
Sie warfen. Etwas Edles ging zugrund."

An anderen Stellen pocht er stolz auf seinen Protestantismus und ließ sich als „protestantischer Dichter feiern". Heute predigen im Felde katholische und protestantische Geistliche je nach Bedarf in katholischen oder protestantischen Kirchen vor gemischten Gemeinden. Sie dürften sich auf das gute Vorbild Karl Mays berufen, der sein Glaubensbekenntnis immer wieder mit stolzer Zuversicht abgelegt hat. Aus seinen Werken lerne man seinen Glauben kennen, und belästige ihn und uns nicht mit dem verdächtigen „k"!

2. „Er hat trotz abenteuerlicher Photographien niemals wilde Gegenden betreten," „will in Asien als Kara Ben Nemsi Effendi, in Amerika als Old Shatterhand eine Unzahl von Abenteuern bestanden haben."

Aus dieser Täuschung will ihm sein Nekrologist „an sich gewiß keinen Vorwurf machen, wohl aber aus der künstlerisch völlig überflüssigen, eitlen Betonung der Identität des Verfassers mit seinem von Edelmut, Kraft und Weisheit triefenden Helden." Dieser ganze Vorwurf erledigt sich damit, daß mit dem „Ich" gar nicht Karl May, sondern die „Menschheitsfrage" gemeint ist. Ich sage, das mag geschmacklos sein, hat aber mit der „Ehre des Mannes und Schriftstellers" nichts zu tun. Die Frage, ob er die genannten Reisen gemacht hat oder nicht, ob sein Henry-Stutzen und sein Bärentöter in Amerika erkämpft oder in Dresden bei einem Trödler des Altmarktes erstanden wurden, ob er sich auf die Photographien neben Indianer und Beduinen geschwindelt hat oder nicht, läßt seine Ehre unberührt. Ich nehme gerne

an, daß er eine dichterische Fiktion konsequent durchgeführt und mit dem Humor des Dichters den allzu Neugierigen fleißig Bären aufgebunden hat. Je weniger er die geschilderten Landschaften und Volksstämme gesehen hat, um so höher steigt meine Bewunderung für seine geographischen und ethnologischen Studien und für seine schaffende Phantasie.

Seine Naturbilder, Charakteristiken von ganzen Landschaften, Völkerschaften, Städten und Einzelmenschen sind zum Teil ganz meisterhaft und erregten das Staunen vor allem derer, die Sachkenntnis haben. So bekundet z. B. Hauptmann Hans Erich v. Tzschirner-Bey, der auf Mays Spuren im Orient gereist ist. Auch E. Serman[10]: „Auf den Spuren Kara Ben Nemsis" (Jahrbuch 1918), vergleicht seine Reiseerfahrungen mit Mays Schilderungen und bekennt (S. 287):

„Immer wieder drängte sich mir der Gedanke auf, wie scharf May schaute, wie fein er schildert, mit welcher Liebe er die Eigenheiten der Landschaften und Völker erfaßt, sie erklärt, so die ‚Schluchten des Balkan'. Nicht die beste Photographie hätte wahrheitsgetreuer malen können, seine Figuren sind so richtig gezeichnet, daß ich darüber manchmal fast verblüfft war. Aehnlich in Albanien, in Aegypten, bei den Beduinen. Ein Kenner dieses Volkes, der seit 40 Jahren in Arabien lebte, sagte: „Ich lerne es erst kennen, wenn ich in Mays Büchern blättere. Wie er es gemacht hat weiß ich nicht, aber wo er war, da hat er ein dankbares Erinnern und viele Liebe hinterlassen (auch bei vielen Beduinen). . . . . . K. M. hat dem Leben etwas vom Sonntag gegeben, er hat uns Ideale geschaffen, für die wir ihm immer danken werden. —"

May muß die besten Studien gemacht haben. Davon gibt auch seine sehr ansehnliche Bibliothek Kunde, die gegen 3000 Werke umfaßt, fast lauter Werke erd-, völkerkundlichen und sprachlichen Inhaltes. Aber dazu mußte dann immer noch eine Kraft des leiblichen und geistigen Auges kommen, wie sie eben nur dem echten Künstler eigen ist.

K. betont sodann die Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten der Darstellungen. Ich wundere mich im Gegenteil, wie glaublich mir May alle seine Erzählungen macht. Ich habe das Gefühl, als ob er mich an die Hand nähme und sicher durch alle noch so dunklen Gegenden der Erde führte und dabei auch alle verworrenen Knäuel der Ereignisse sicher entwirrte. Ein Zweifel an seinen Bildern kommt mir nicht auf, so fest hält er mich in seinem Banne, und erst nachträglich sage ich mir manchmal: „Das kann doch wohl nicht stimmen!" So, wenn er im „Silbernen Löwen" seinen wunderbaren Tempel in eine Gegend verlegt, wo er nach meinem historischen Wissen nicht stehen kann. Dann

[10]) Verfasser der Schrift „Mit den Türken an die Front". Verlag August Scherl, Berlin.

höre ich aber, daß es so auch nicht gemeint sei: es handle sich um eine Symbolik. Ich prüfe das nach — und finde es vollständig bewahrheitet. May wollte Wichtigeres als Länder- und Völkerkunde treiben: er wollte die Menschheit erziehen. Die Mittel dazu wählte er nach seinem freien Rechte als Künstler.

Ich kann die Reiseschilderungen aus eigenem Wissen nicht nachprüfen, da ich die fremden Länder nicht bereist habe, die May behandelt, aber ich hatte einmal die Freude, einen unmittelbar aus Arabien heimkehrenden nordischen Forschungsreisenden kennen zu lernen — es ist etwa 30 Jahre her, er hieß m. W. Swendrup oder so ähnlich —, der erzählte mir von seinen Erlebnissen mit den Beduinen, deren Gast er zwei Jahre lang gewesen war, und das stimmte mit den Berichten von May ganz wunderbar überein nach Inhalt, Ton und Stimmung. So hatte er, um nur eine Erinnerung mitzuteilen, dem ihm befreundeten Scheik und dessen Mannen, mit denen er auch einen Raubüberfall auf einen Nachbarstamm mit viel Geschrei, Geschieße, bescheidensten Blutopfern und Kamelsbeute machen mußte, beim Lagerfeuer unter dem Sternenhimmel der Wüste von den zugefrorenen Flüssen und Seen seiner Heimat erzählt. Allgemeines Schweigen. Tags darauf sagte ihm der Scheik im ernstesten Tone: „Wir sind deine Freunde und halten dich lieb und wert, aber solche erlogene Sachen von dem harten Wasser, auf dem Menschen und Pferde gehen können, darfst du uns nicht wieder erzählen, sonst können wir nicht länger Freunde bleiben. Wir sind keine Kinder und sind nicht dumm. Solche Geschichten lassen wir uns nicht aufbinden!“ Er hat ihm nie wieder von Eis gesprochen.

Ich glaube gerne, was uns jetzt ja auch von Sachkundigen bestätigt wird, daß wir durch Mays Schriften den Orient richtig sehen lernen und nehme an, daß M. da, wo ihm die eigene Beobachtung fehlte, bei den besten Gewährsmännern Belehrung gesucht hat. Wo denn sonst als in seiner kostspieligen Bibliothek mit ihrem erd- und völkerkundlichen Inhalte?

Man wird einmal genauer untersuchen müssen, welche Gegenden und Völker er aus lebendiger Anschauung gekannt und dargestellt hat, welche nur nach literarischen Vorlagen und aus künstlerischer Phantasie. Das wird aber nicht in der Absicht geschehen, seine Glaubwürdigkeit zu ermitteln, sondern seine künstlerische Kraft und Arbeit richtig zu bewerten. Wir müssen uns eben auch hier völlig von den Methoden des Untersuchungsrichters frei machen. Wir haben es nicht mit einem Schuldigen, einem Feinde, sondern mit unserem Freunde und Wohltäter

zu tun, der uns sein inneres Fühlen und Schauen offenbart. Das ist ein Geschenk, für das wir ihm zu danken haben.

„Wer's mag, der wird's wohl mögen,"

Wer's nicht mag, der lasse es beiseite liegen, aber verderbe den anderen ihre Freude nicht durch ungerechte Ansprüche und gehässiges Aburteilen!

K. vermißt „schöpferische Phantasie in den Vorgängen und den Landschaftsbildern Mays"; ich und mit mir Unzählige sind entgegengesetzter Ueberzeugung. Wiegt K.s Urteil schwerer als meines? Er behauptet gewiß, ja: ich kann ihm aber nicht zustimmen, beim besten Willen nicht. Ich kenne ebensoviele und ebensogute Literatur aller möglichen Völker und Zeiten, glaube auch Talmi von Gold scheiden zu können und Gefühl für jedes Echte in den Künsten zu haben, mich auch selbst genügend auf diesen Gebieten bemüht zu haben, um zu wissen, wie schwer es ist, sich aus den Fingern Bilder und Vorgänge zu saugen, die andere Menschen überzeugen und warm machen.

Wer so seine eigene Unzulänglichkeit erkannt hat, der wird das Schulmeistern da bleiben lassen, wo er selbst zu lernen hätte.

Ich verlange von May nicht, daß er seine Reiseromane mit den Worten einleite: „Während der Zeit, zu der diese Geschichten sich abspielen, saß ich im Zuchthaus in Dresden, die Menschen, von denen ich erzähle, zumal der Held, haben nichts mit mir gemein: es ist alles eitel Erfindung." Den nachweisbaren Kern an realem Wahrheitsgehalt hat Dr. Schmid im „Ich" mitgeteilt, auch in höchst überflüssigen Untersuchungen die „Echtheit" des Henry-Stutzen und der fremdländischen Sprachproben erwiesen. Ich gebe das alles schmerzlos preis und sage: es mag alles erfunden sein, alles! Auch die abenteuerlichen Photographien, deren mir selbst K. M. mehrere geschickt hat, die freilich den Eindruck der Echtheit machen, ebenso wie die Reisepässe, die Schmid abdruckt. Ich weiß aber auch, daß er „wilde Gegenden" betreten hat und könnte, nachdem Schmid das urkundlich belegt hat, dem Prof. K. den Vorwurf der Verlogenheit machen.

May hat wiederholt behauptet, daß er als etwa Zwanzigjähriger für ein Jahr in Nordamerika und dort im Indianer-Gebiet, im Felsengebirge und Nationalpark gewesen sei, sodann auch um 1908. Dr. Schmid („Ich" S. 543 ff.) zählt die Beweisgründe auf, die M.s Angaben als höchst glaubwürdig ermitteln. Auch eine von ihm erwähnte Afrikareise zwischen 1868 und 1870 von einigen Monaten spricht für die Wahrheit der M.schen Angaben. Die überzeugendsten Argumente für beide Reisen

sind, daß er englisch im sogenannten Slang der Nordamerikaner sprach, und das Arabische vollständig beherrschte. Beides war aus Büchern kaum zu holen. Daß er später im Orient war (1899/1900), Jerusalem, Damaskus, Bagdad besuchte, 1908 in Nordamerika, den Hudson-Fluß bis Albany, Buffalo, Niagarafälle, die Tuskarora-Indianer, Toronto, Ontario, Eriesee, Oregon-Albany, Apatschen-Territorium, Boston und Umgebung sah, stellt Schmid sicher durch viele behördliche und urkundliche Ausweispapiere, Originalbriefe und von M. selbst aufgenommene Photographien, wohl eben jene „abenteuerlichen“, die K. als Lügendokumente wertet. Damit ist der Vorwurf widerlegt, daß M. „niemals wilde Gegenden betreten“ habe.

3. „M. führte den Doktortitel fälschlich.“

Zugegeben. Er war eitel, litt unter der Titellosigkeit und kaufte (?) sich deshalb in Amerika das kostbare „Dr.“ Darüber lächelt der Weise. Mein Gott, wie viele solche „Fälscher“ laufen in Deutschland herum! Kommerzienräte, Barone, Konsuln, Ordens- und Würdenträger! Welch' blühender Handel wird mit solchen Ehrungen getrieben! Sollen diese Scheinheiligen alle ehrlos sein? Man mache die eitle Welt für sie verantwortlich, die törichte Gesellschaft, die keinen Mann will gelten lassen, wenn er nicht irgend so ein Anhängsel an seinem Namen trägt. Als mein Vater nach Gotha kam, sagte Herzog Ernst zu ihm: „Aber ohne Titel können Sie hier nicht leben. Was wollen Sie sein: Hofrat oder Professor?“ Mein Vater entschied sich für Professor. Ich hatte einen Freund holländischer Herkunft, der schrieb sein „van“ so, daß es die Leute für „von“ lesen mußten, schließlich „wurde er es müde, immer wieder richtig zu stellen“ und ließ sich als „Herr von“ „feiern“. Ein anderer hatte das Glück auf David getauft zu sein. Er schrieb sein D. so, daß es in Dr. verlesen wurde. Was wollte er machen? Er ließ großmütig die Leute gewähren. Sind Orden und Titel allgemein gültige Wertmesser? Bismarck belustigte sich über den alten Offizier, der seine Orden auf dem Tisch ordnete und Platz für neue ließ, obgleich sie ihm schon wie Kaskaden über die Brust herabfielen. Ich kannte den Redakteur eines kleinen unbedeutenden Lokalblättchens, der sammelte sich Orden, wie ein anderer Schmetterlinge. Er huldigte exotischen Fürsten und strich dafür Orden ein. Die Sammlung aus den Balkanstaaten war fast komplett. Er strahlte bei Festessen und jedermann nahm ihn sehr feierlich. Einmal war ich bei einem Feste der fast einzige mit keuschem Knopfloch, ringsum glitzernde Heldenbrüste. Ich stellte mich ihnen vor — lauter Preßjünglinge, Hymnen-

sänger auf auswärtige Fürsten, Schah von Persien, König Kamehameha von Honolulu usw. Vanitas vanitatum! Wenn Geheimräte stundenlang in der Gesellschaft nichts Wichtigeres zu sprechen wissen, als ob Herr Legationsrat X. jetzt dran ist zum Kronenorden, oder Herr Geheimrat Y. zum „Wirklichen“, dann mag sich auch Herr May einen Doktortitel kaufen! Ein jedes Tierchen hat sein Pläsierchen. Faßt ihn die Polizei damit ab, dann lache man ihn aus, aber entrüste sich nicht!

„Mich treibt die Ehrsucht, jeden Menschen treibt sie“ (Goethe, Mahomet II, 5).

May hätte sich gewiß von der Kultur unserer Titel nicht sollen einfangen lassen, die durch unseren alltäglichen Verkehr unaufhörlich hindurch tönt — eine beinahe bloß deutsche Eigentümlichkeit — und die dem Ausländer viel Anlaß zu spöttischen Bemerkungen gibt. May war nur „Herr May“. Jeder kleine Beamte, jeder fest angestellte Lehrer der Volksschule, nun gar ein Gymnasiallehrer ließ ihn, wie jeden Titellosen, seine Ueberlegenheit fühlen. Er hatte im Ausland gelebt, wo man alle diese lächerlichen Stilisierungen des Auftretens und der äußeren Erscheinung, das „Maskenartige selbst in den Gesichtern unserer modernen Männer“ nicht kennt, das innerlich entfremdend wirkt, menschliches Wohlgefallen, menschliche Annäherung erschwert, fast unmöglich macht[11]); da er es nicht ändern konnte, so versuchte er sich ihm einzufügen. Daher das fatale „Dr.“!

Ein Nietzsche hätte ihn wegen seiner Eitelkeit und Ruhmsucht verachten dürfen, aber das heutige Deutschland? Die „Tugendhaften“ unter uns?

„Vor allen Tugendhaften
  will ich schuldig sein,
Schuldig heißen mit jeder großen Schuld!
Vor allen Ruhmes-Schalltrichtern
  wird mein Ehrgeiz zum Wurm —,
unter Solchen gelüstet's mich,
  der Niedrigste zu sein . . .

Diese Münze, mit der
  alle Welt bezahlt,
Ruhm —
mit Handschuhen fasse ich diese Münze an,
  mit Ekel trete ich sie unter mich.“

(Dionysos-Dithyrambe 1888).

---

[11]) Man vergleiche Wilhelm Münch, „Kultur und Erziehung“, München, Oskar Beck, 1909 („Die Deutschen und das Ausland“) S. 59.

May hätte bedenken sollen, daß die besten Söhne Deutschlands kaum Orden oder Titel hatten. Ich denke nur an Paul de Lagarde, Friedrich Spielhagen, Friedrich Paulsen, Friedrich Nietzsche, Eugen Richter, Bebel, Langbehn, Stephan George. Wir haben es glücklich so weit gebracht, daß Ordenlosigkeit und Titellosigkeit im Volke fast schon als Ehrenzeichen der Charakterstärke gelten [12]). M. erlag der Ehrenseuche, die im Lande epidemisch umgeht: das Opfer einer Pest! Habt Erbarmen! Ich drehe den Spieß um, und frage die sittlich Entrüsteten, weshalb sie nicht Front machen gegen die gesellschaftliche Unsitte, nach der ein Mann bei uns nichts gilt, wenn er nicht durch eine Titulatur abgestempelt ist? Ich frage ferner, weshalb sich keine Schulbehörde gefunden hat, die für den fleißigen, frommen und segensreich wirkenden Schriftsteller und Jugenderzieher eine bescheidene Auszeichnung vorschlug und durchsetzte? Er hat doch offenbar auf die Jugend stärker gewirkt als viele Tausende der Berufserzieher, und wenn es nach denen ginge, die durch seine Schule gegangen sind und jetzt als Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse, selbst des pour le mérite gefeiert werden, so gäben sie gewiß auch ihm gerne die Ehre.

4. „Er verfertigte neben frommen Muttergottesgeschichten unsäglich schmutzige Kolportageromane."

Das stimmt nicht! Schmid widerspricht und fügt die gerichtliche Entscheidung vom Oktober 1907 im Wortlaut bei:

„Die beanstandeten Werke haben im Laufe der Zeit durch Einschiebungen und Abänderungen von fremder Hand eine derartige Veränderung erlitten, daß sie in ihrer jetzigen Form nicht mehr als von Karl May verfaßt gelten dürfen [13])."

Weshalb verschweigt das der sonst so aktenwütige Nekrologist? Weshalb kommt er auf diese durch Vergleich aus der Welt geschaffene Sache zurück? Hier fasse ich ihn ab bei einer ganz handgreiflichen Gehässigkeit und Fälschung. Schmid führt hierzu aus:

„Ich bin davon überzeugt, daß Herr Dr. K. diese anonymen Romane, die wegen der darin enthaltenen Verfälschungen von dritter Seite, laut Gerichtsvergleich vom Oktober 1907, nicht mehr unter Mays Namen gedruckt und verbreitet werden dürfen,

---

[12]) Das schrieb ich unter der Kaiserherrschaft. Heute hören wir, daß die Beamten des preußischen Kultusministeriums auf jede Titulatur verzichten, selbst die Minister nur „Herr" heißen. Schon früher hatte eine sozialdemokratische Reichstags-Kommission die Orden zusammen mit dem Kinderspielzeug in ihrer Steuervorlage bearbeitet. Also steht ein Umschlag der allgemeinen Sitte in Aussicht?

[13]) Mays Selbstbiographie (Bd. „Ich" S. 489). Näheres auch noch in der „Lanze für K. M.", S. 19.

überhaupt nicht besitzt oder gelesen hat, denn er wird z. B. in dem fünfbändigen und über 2500 Seiten starken Roman „Die Liebe des Ulanen" nicht einmal eine einzige Stelle nachzuweisen vermögen, die selbst nur die Bezeichnung „lüstern" verdienen könnte. Ich fordere Herrn Dr. K. auf, die Szenen, Seiten und Wortbildungen in diesem Roman zu nennen, auf die eine Bezeichnung wie „unsäglich schmutzig" zutrifft!" —

Ebenda finden wir auch folgende „eidesstattliche Versicherung":

„Ich, Dr. jur. Rudolf Beissel, literarischer Mitarbeiter im Karl-May-Verlag, schließe mich der unter dem gleichen Datum abgegangenen eidesstattlichen Versicherung des Herrn Dr. jur. E. Schmid ausdrücklich und vollinhaltlich an. Auf Grund jahrelanger persönlicher Kenntnisse der May-Prozesse und der Romane „Waldröschen", „Deutsche Herzen und Helden", „Der verlorene Sohn", „Die Liebe des Ulanen" und „Der Weg zum Glück" erkläre ich, daß diese Werke, die übrigens von dritter Seite erwiesenermaßen verfälscht wurden, selbst in der verfälschten Fassung keine Szenen bringen, die man als „unsäglich schmutzig" bezeichnen darf. Des weiteren ist die Behauptung des Herrn Dr. Alfred Kleinberg, May habe die Herausgabe der Originalmanuskripte von Münchmeyer „erzwungen" und dadurch der Nachprüfung entzogen, unwahr, denn, wenngleich der Dichter auf Herausgabe klagte, waren die Manuskripte nicht mehr aufzufinden.

Gegen die im Artikel Dr. Kleinbergs enthaltenen, den Dichter ohne Notwendigkeit herabwürdigenden Ausdrücke, sowie gegen die ebenfalls darin untergebrachten unbeweisbaren Verdächtigungen, lege ich hiermit, unter Hinweis auf den Ruf des Verstorbenen, den ich trotz vieler Verfehlungen für einen Ehrenmann halte, schärfste Verwahrung ein. Mit dieser Verwahrung spreche ich zugleich im Namen zahlreicher literarisch erprobter und mir teilweise persönlich bekannter Freunde und Anhänger Karl Mays, deren Verständigung in der kurzen Spanne seit Einsichtnahme des Artikels mir noch nicht möglich wurde.

Auch unabhängig von diesen Ausführungen halte ich übrigens persönlich den Artikel des Herrn Dr. Kleinberg selbst für unsachlich, irreführend und jeglicher literarischen Berechtigung ermangelnd. In Anbetracht dessen, daß der „Deutsche Nekrolog" für alle späteren wissenschaftlichen Studien über May mit als Grundlage dienen wird, lehne ich mich gegen eine derartige Brandmarkung der Persönlichkeit des Toten mit aller Entschiedenheit auf. Dr. R. Beissel."

Den unumstößlichen Beweis für diese Versicherungen erbringen Dr. Schmid und Dr. Beissel im Karl-May-Jahrbuch 1919, S. 147—164, 165—194. Es werden da die Stellen wörtlich aufgeführt, die von einem Gegner als unsittlich bezeichnet worden waren: es sind, verglichen mit dem, was uns die erotische Literatur der letzten Jahrzehnte geboten hat, die reinsten Harmlosigkeiten. Soweit ich selbst diese sog. „Münchmeyer-Romane" kenne, sind sie von schlichter Treuherzigkeit und grundanständig, künstlerisch freilich ziemlich belanglos, eben schnell hingeworfene Kolportageware, aber eines sehr Talentvollen. Auch dafür wird dort der Beweis erbracht, daß K. tatsächlich 15000 Seiten Text im Tone der Entrüstung abfertigt auf das Gutachten eines Dritten hin (Hermann Cardauns) und ohne Eigenkenntnis (vgl. dazu in Schmids

Schrift „Eine Lanze“ das Kapitel „Kleinbergs Geständnis“ S. 84 ff.)! Das ist beschämend für K. Leider hat gerade dieser Verdacht der Doppelzüngigkeit, der „doppelten Moral“, den Tropfen Gift gebildet, mit dem man den vordem in der Oeffentlichkeit unbescholtenen Namen Karl Mays verdorben hat. Noch heute schwatzt jeder seiner Gegner diese erlogenen Anschuldigungen gedankenlos nach. So jüngst Prof. Dr. Ludwig Fränkel in Ludwigshafen, der in völliger Unkenntnis des Tatsächlichen behauptet, diese Anschuldigung wäre noch nie widerlegt worden. Wenn wir uns aber des armen Toten annehmen, so werden wir als „Hintermänner“ des Karl-May-Verlages verdächtigt, wie in dem „Offenen Brief“, mit dem Prof. Dr. A. Bettelheim gegen die Mitarbeiter des Karl-May-Jahrbuchs freundlich Stellung nimmt. Er erhielt dafür die berechtigte Abfertigung durch die beiden Herausgeber in einem Brief vom 31. Mai 1918, abgedruckt in der „Lanze“ S. 31. Es heißt darin:

„Bereits am 20. Dezember 1917 stellte Dr. Beissel, der damals zum Studium des Mayschen Nachlasses in Radebeul weilte, ausdrücklich in einem Brief an Sie fest, daß der May-Verlag in keiner Weise an dem Jahrbuche beteiligt sei; wir wiederholen dieses heute und fügen noch hinzu, daß das Jahrbuch von dem Leiter des genannten Verlages erst nach seinem Erscheinen gelesen wurde. Ihr leichtfertiges Vorgehen überlassen wir dem Urteile ernster Forscher, fühlen uns aber verpflichtet, im Namen sämtlicher Mitarbeiter des Jahrbuches mit aller Entschiedenheit Ihre unqualifizierbaren Unterstellungen zurückzuweisen.

Im übrigen hätten wir wohl erwarten dürfen, daß Sie mutig genug gewesen wären, uns, den ohne Not Angegriffenen, Ihren „Offenen Brief“ zuzusenden. Wir fordern Sie hiermit auf, uns diesen Brief, in dessen Besitz wir leider nicht gelangen konnten, umgehend zukommen zu lassen.

Nach seiner Kenntnisnahme behalten wir uns weitere Schritte vor.“

Wie schwer es doch ist, der Verleumdung zu entgehen! Wie schwer, eine einmal verbreitete Verleumdung wieder gut zu machen!

Uebrigens hat jeder Schriftsteller das Recht, fromme und zugleich derbsinnliche Werke zu schaffen. Aeschylus, Sophokles und Euripides dichteten als Anhang zu tief sittlichen Dramen ihre Satyrspiele von einer so ausgelassenen Erotik, daß sie heute dafür mit Haft bestraft würden. Goethe schrieb Frommes, daneben die römischen Elegien. Ueber diese sagte mir freilich ein sittenstrenger Gymnasialdirektor, er habe stets bedauert, daß „Chöte“ — er stammte aus dem Lande der besten Schinken — sich „so weit vergessen habe“. Ich habe weder Frommes noch Unsittliches geschrieben, will aber doch wieder ein Geständnis ablegen: Ich lese mit Eifer vormittags die Bibel und nachmittags des Plautus Komödien, bin vormittags mit meinem Sohne in die Kirche gegangen und habe mich abends am Martial ergötzt.

Ich wußte nicht, daß ich mich in Gefahr begab, meine Ehre „als Mensch“ zu verscherzen.

Pharisäer, die ihr seid! Ihr begeistert euch für Platons Symposion, für des Plautus Casina, für Boccaccios Decamerone, für Machiavellis Mandragola oder Clizia, für Maupassants Erzählungen und heuchelt Erröten, wenn May einmal von einem „üppigen Busen“ spricht und von einem luftigen Gewande, „das die Formen des weiblichen Körpers durchschimmern ließ“. Das ist nämlich nach Dr. Schmids vor Gericht abgegebener eidlicher Aussage vom 13. Dezember 1912 der Wortlaut jener entsetzlichen Stellen der „unsäglich schmutzigen“ Romane. Wäre ich May, ich hätte zu meiner Rechtfertigung nur Goethes „Elegie auf Hermann und Dorothea“ verlesen und erklärt, weshalb ich „der Heuchelei dürftige Maske verschmäht“:

„Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.“

In diesem Angriff auf M. haben seine Gegner nur der abgrundtiefen Verlogenheit ihrer Zeit ein beschämendes Denkmal gesetzt und alle, die sich daran beteiligt haben, als in flagranti ertappte Heuchler entlarvt. In einer Zeit höchstentwickelten Schamgefühles der Polizei sollten anständige Menschen sich überhaupt hüten, durch noch weitergehenden Schnüffeleifer nach Unsittlichkeiten sich selbst zu kompromittieren. Ihr kennt natürlich alle Ludwig Thomas „Sünde“? Thoma ist der anständigste deutsche Schriftsteller der Gegenwart, weil am ehrlichsten unanständig. Die andern sind fast alle heimlich lüstern oder heuchlerisch anständig. Wären die Sittlichkeitswächter ehrlich und konsequent, so müßten sie das Beste der Weltliteratur zerschlagen, von der Bibel angefangen über die antiken Tragiker, Komödiendichter und sämtliche Lyriker, über Shakespeare bis zu Strindberg. Aber sie dulden Voltaire und Rousseau, den Horaz mit seinen in Wahrheit „unsäglich schmutzigen“ Satyren selbst in den Händen der Jugend, preisen ihr diese mit allen Mitteln der Verführung an, und wollen gleichzeitig dem „Volke“ die Lektüre jener Romane verbieten, die (fälschlich) unter M.s Namen gingen und die verglichen mit den genannten wirklich — Traktätchen sind. Philister und Heuchler über euch!

Jeder Dichter hat das Recht, Sinnliches darzustellen, wofern dies nur einem künstlerischen Gesetze untergeordnet ist und nicht Selbstzweck. Jeder Dichter darf die Sinnlichkeit heute bekämpfen, morgen bejahen. Sie ist eine Macht in uns, mit der wir nie fertig werden, mit der wir deshalb wie mit einem fremden Staate unsere Politik treiben müssen, bald Krieg, bald Verhandlungen, bald erzwungene Unter-

werfung, bald Wiederbefreiung. Wir nennen sie bald Freund, bald Feind, bald wichtig, bald gleichgültig, bald beglückend, bald empörend, gemein und teuflisch. Heinrich Heine, der mit dieser Macht spielend umging, eben weil er ihrer nie Herr werden konnte und die Heiligkeit des Eros nicht empfand, sang spottend:

„Himmlisch wars, wenn ich bezwang
Meine sinnliche Begier,
Doch wenn es mir nicht gelang,
Hatt ich auch mein schön Pläsier."

Der nicht erotische Mensch ist halb oder krank. Ob aber der Gesunde seine Erotik bekennen will, ist ausschließlich seine Sache, auch wo er sie bekennen will, wo verschweigen. M. hat es als Pflicht empfunden, seinen Eros zu verleugnen. Vermutlich deshalb, weil er ihn als Teufel empfand und sich über ihn nicht erheben, ihn sich nicht untertan machen konnte. Ein in solchen Dingen Sachverständiger erklärte mir, die Zuchthäusler bekämen Kampfer in ihre Kost, was die Sinnlichkeit lähme, schließlich töte. M. sei also wohl sexuell geschwächt in die Freiheit zurückgegeben worden. Seine vorausgehende Hysterie dürfte die Folge unterdrückter Sexualität sein. So erklären sie die Nervenärzte der Freundschen Schule, für mich durchaus überzeugend. Es ist eine sexuelle Erkrankung, die nur in der sexuellen Sphäre geheilt werden kann. Sei es also Naturgebot oder literarische Ueberlegung, die ihn zum asexuellen Schriftsteller machten, beides geht uns nichts an. Wir haben uns nur an das Gebotene zu halten. Wollte er aber vormittags seinen Eros nicht zu Wort kommen lassen, ihm nachmittags freien Lauf geben, so bleibt ihm auch das unverwehrt. Lächerlich, ihm daraus einen Schluß auf Verlogenheit zu machen, mehr als lächerlich natürlich, wenn der Tatbestand nicht einmal gegeben ist, wie in diesem Falle.

Wir werden sodann mit der Verschlagenheit und Gaunerei bekannt gemacht, die May als Kampfmittel in seinen Prozessen anwandte. (Man lese das oben in dem Nekrologe nach!) M. hätte sich wohl schweigend das Fell sollen über die Ohren ziehen lassen? Damit hätte er seinen Gegnern das Prozeßgewinnen menschenfreundlich erleichtert: er „heuchelte" ja doch christliche Nächstenliebe: Nein, er wehrte sich seiner Haut und tat recht daran. Er verteidigte seinen Besitz und seine Ehre mit dem Recht der Notwehr und brauchte dabei alle Mittel, über die sein reicher und schneller Geist verfügte. Seit wann besteht die Ehrenpflicht, seinen Gegnern den Sieg zu erleichtern und öffentliche Beschimpfungen ohne Widerspruch über sich ergehen zu lassen?

Mays Testament.

M. hat testamentarisch bestimmt, daß seine Hinterlassenschaft zu einer Karl-May-Stiftung verwendet werde, und das Sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts hat diese als rechtsfähig genehmigt (Dekret vom 5. März 1913). Seine Witwe schloß mit demselben Ministerium am 23. Dezember 1913 einen Erbvertrag, in dem sie nach dem Wunsche ihres Gatten das Gesamtvermögen jener Stiftung letztwillig zuwies [14]).

5. „Vermutlich eine grandiose Reklame, durch die sich M. als großzügiger Wohltäter bewährt" nach K., „vielleicht auch," fügt er wohlwollend hinzu, „am Grabesrande das Aufbrechen eines guten Kernes aus dem tiefsten Grunde des Verbrecherherzens." Er wagt nicht, es zu entscheiden. Da wir den Menschen nicht ins Herz sehen können, empfiehlt es sich für Menschen von Takt nicht, fremden Wohltaten schmutzige Motive unterzuschieben, selbst nicht vermutungsweise. Die Furcht, so arg mißverstanden zu werden, könnte andere Wohltäter von ihrem menschenfreundlichen Vorhaben abschrecken. Ob vielleicht auch Nobel — —? Es gibt so viele fromme Stiftungen mit den von ihnen selbst geforderten Namen der Stifter. Ob sie vielleicht alle — —? Ich finde diese Gesinnung empörend niedrig. Wir hören weiter in gleichem Geiste:

„Jedenfalls spannte M. seine Schützlinge gründlich vor seinen Ruhmeswagen. Sascha Schneider z. B. lieferte einen Bilderzyklus zu M.s Werken."

M. ist nicht der einzige und nicht der erste Schriftsteller, der seine Werke illustriert herausgegeben hat. Konsequenterweise gehört in alle diese Männer-Nekrologe der Verdacht ihres Reklamebedürfnisses.

„Von Selmar Werner stammt das Grabmonument mit der von M. selbst verfaßten bezeichnenden Inschrift:

Sei uns gegrüßt! Wir, deine Erdentaten,
Erwarteten dich hier am Himmelstor,
Du bist die Ernte deiner eignen Saaten,
Und steigst mit uns nun zu dir selbst empor."

[14]) Den Wortlaut des Testamentes findet man am Schluß des Bandes „Ich". Der jetzige Vermögensbestand der Karl-May-Stiftung, aus deren Zinsen bedürftige Schriftsteller und Journalisten unterstützt werden, beträgt zurzeit (1919) etwa 140 000 Mk.

Auf dem Relief steigt ein schöner Jüngling tatsächlich die Himmelsstufen empor, wo ihn ein Engel mit dem Kuß, andere, in freudiger Erwartung stehend, begrüßen.

Wie sich Prof. Selmar Werner von dem Vorwurf reinigen will, daß er für das Grabmal eines „Verbrechers" gearbeitet habe, das ist seine Sache[15]). M. hat allein die Verantwortung für die Dreistigkeit, daß er sich ein Grabmal bestellt und sich seine Taten in Engelsgestalt vorgestellt hat. Er hätte einen Chor von Teufeln wählen sollen[16]). Ich empfehle durchgreifende Aenderung:

Eine Gefängniszelle mit Eisengittern vor dem Fenster. M. darin in Sträflingstracht. Darunter die Inschrift:

---

[15]) Zu seiner Rechtfertigung schrieb er (vgl. Schmid, Lanze, S. 24) an Dr. Anton Bettelheim:

Dresden, 17. November 1917.

„Wie mir der Karl-May-Verlag mitteilt, ist in einem Artikel des „Deutschen Nekrolog" mein Name in engem Zusammenhang gebracht mit Karl Mays Wohltätigkeit, ich bin da als sein „Schützling" bezeichnet worden, den er „vor seinen Ruhmeswagen spannte". Diese Angaben sind unwahr.

Sachlich habe ich dazu folgendes zu bemerken:

Ich bin allerdings mit Karl May befreundet gewesen und ich bewahre der Freundschaft dieses Mannes, den ich hoch verehre, schönste Erinnerungen; es ist mir daher doppelt peinlich und ich fühle mich aufs äußerste gekränkt, meine Beziehungen zu Karl May in dieser üblen, häßlichen Form an die Oeffentlichkeit gezerrt zu sehen.

Karl May hat wohl junge strebsame Talente in freigebigster Weise unterstützt. Ich selbst habe solche Unterstützungen nie erhalten, ich hatte solche nicht nötig, und die künstlerischen Arbeiten, die mit dem Namen Karl May in Verbindung gekommen sind (Grabmal), sind mir von Frau Plöhn honoriert worden, lange vor der Zeit, ehe sie die Gattin Karl Mays wurde.

Die Angaben jenes Artikels beruhen also auf vollkommen irrigen Voraussetzungen und ich muß Sie daher auffordern, die sofortige Zurücknahme des Artikels zu veranlassen."

[16]) Nachträglich höre ich, daß urkundlich festgestellt sei, er habe das Grab gar nicht selbst gewählt, sondern es wäre ohne sein Zutun erst nach seinem Tode von seiner Witwe gewählt worden. Mays Frau hatte nämlich das Grabmal zunächst für sich und ihren ersten Mann herstellen lassen, lange bevor sie die Gattin Karl Mays wurde. Durch die Ehe erst kam die Gruft in Mays Besitz, doch wollte er darin nicht begraben sein, sondern in seinem Garten: er wollte keinen ‚Leichenstein' über sich haben (vgl. hierzu ‚Himmelsgedanken' S. 341 und II. Jahrbuch S. 250). Nach seinem Tode wollte die Witwe diesem Wunsch willfahren und ihn in seinem Garten begraben lassen, erfuhr aber beim Gemeindeamt, daß die Genehmigung des Gesuches mindestens einige Wochen währen würde, weshalb er also erst anderswo begraben und dann wieder exhumiert werden müsse. So kam die Leiche ‚einstweilen' in die Gruft, und schließlich wurde von der Erfüllung seines Wunsches ganz abgesehen. Einerlei, sein Geist durfte nicht einziehen und hätte so lange umgehen müssen, bis dieses Denkmal seines Reklamebedürfnisses von der Polizei beseitigt worden wäre.

Hoff' nicht, du Narr, daß wirs vergessen,
Daß du so lang im Zuchthaus hast gesessen
Für Lug, Betrug und schlimmste Gaunerei'n.
Gott gebe dir himmlische Strafen drein!

Amen.

R. I. P.

„Die Liebe höret nimmer auf."

Ihr Künstler, wenn bei euch jemand sein Porträt bestellt, nehmt den Auftrag nicht an, nehmt jedenfalls dafür kein Geld, ihr bringt euch als dessen „Schützlinge" in Verruf! Alexander der Große bestellte bei Lysipp und Apelles seine Bildnisse. Und diese feilen Sklavenseelen ließen sich erkaufen, seinem nichtigen Ruhme zu dienen? Und Rubens, van Dyk, Holbein, Dürer, Velasquez — — in welche Gesellschaft geraten wir? Lauter „Schützlinge", vor den Ruhmeswagen prahlsüchtiger Großer gespannt!

Dieser Angriff auf M. als einen Verführer der Künstler ist wohl das Groteskeste in diesem an Groteskem so reichen Nekrologe.

Ergebnis.

Die wissenschaftliche Ehre eines Gelehrten wird bestimmt durch die Höhe seines Wahrheitsstrebens, der Wert jeder seiner Arbeiten durch die gewissenhafte Methode und die Wahrheit der Ergebnisse. So bemessen ist K.s Nachruf auf K. M. eine Stümperei ohne jeden wissenschaftlichen Wert. Jeder historischen Forschung muß eine Prüfung und Wägung der Quellen vorausgehen. Es ist nicht einzusehen, weshalb bei geschichtlichen Untersuchungen über die Gegenwart die für die Altertumswissenschaften giltigen Methoden außer Kraft treten dürften. K. führt die wesentlichen Quellen an, andere übersah er, so meinen Nekrolog auf M. im „Allgemeinen Beobachter" 1913, Nr. 24, der auch im Leipziger Buchhändler-Börsenblatt abgedruckt wurde und dadurch starke Verbreitung bekam. Aber das ist unwichtig, denn Vollständigkeit der Quellen und Bekenntnisse ist kaum noch zu erreichen und zu fordern, wohl aber eine strenge Methode der Quellenkritik. Diese fehlt bei K. Er hat sich kurzerhand entschlossen, nur die Quellen gelten zu lassen, die gegen M. aussagen, die anderen als wertlos zu verwerfen. Wo er Vermutungen zuläßt, fallen diese stets zuungunsten des besprochenen Toten aus. Vor allem läßt er den „Angeklagten" selbst niemals zu Wort kommen. Dessen Verteidigungen und Aufklärungen werden als Bekundungen eines von Grund aus Verlogenen keiner Verwertung gewürdigt.

Mays Selbstbekenntnisse.

Mays Leben und Wirken muß erst noch geschrieben werden. Ich kann zu dieser Aufgabe hier nur die Richtlinien geben. Zugrunde zu legen sind natürlich seine Selbstbekenntnisse. Diese müssen mit seinen Werken und mit den Zeugnissen, die von außen her zu gewinnen sind, zu einem Gesamtbild verarbeitet werden. Die Aufgabe ist deshalb erschwert, weil May geflissentlich einen Schleier über die Jahre seiner Erniedrigung gelegt und weil er in seinen Reiseromanen Erlebtes und Erdichtetes zu Bildern verwoben hat, die keinen Anspruch auf wissenschaftliche Verläßlichkeit erheben: hat er doch sogar ganze Landschaften und Völker rein aus der Phantasie geschaffen (Ardistan und Dschinnistan)! Wo er aber ausdrücklich betont, daß er Aufschlüsse über sich selbst gebe, da haben wir ihm zunächst zu glauben. Von da hat jede May-Forschung auszugehen. Das versteht sich doch wohl ganz von selbst. Ohne Treu und Glauben ist menschlicher Verkehr unmöglich. Vor Gericht läßt man selbst den verstocktesten Verbrecher zu Wort kommen und prüft von Fall zu Fall den Wahrheitsgehalt seiner Angaben. Nur durch Gegenbeweise, nicht durch bloßes Mißtrauen, kann er widerlegt werden. Wollen und dürfen wir diese fundamentale Gerechtigkeit einem Schriftsteller versagen, der von Hunderttausenden verehrt und geliebt wird?

Ich verweise also alle die Leser, die Karl May kennen lernen wollen, auf seine Selbstbiographie. Sie finden sie jetzt in seinem Gesamtwerke in Band 34 unter dem Titel „Ich". Nach meinem Urteile ist sie eine höchst beachtenswerte moralische und schriftstellerische Leistung, ergreifend und erhebend zugleich: Die Beichte einer armen Menschenseele, die es sich hat sauer genug werden lassen, aber in allen Mühen, Irrungen und Wirrsalen des Lebens den Blick nach oben nie vergaß und schließlich in Frieden einging in die Ewigkeit.

Mays Wahrhaftigkeit legt in dem 5. Kapitel, dem er die Ueberschrift „Im Abgrund" gibt, das öffentliche Geständnis ab, daß er wegen

schwerer Vergehen mehrere Jahre Haft abbüßen mußte [17]). Wie er dazu kam, wie er so tief sinken konnte, das ist ihm selbst ein Problem und das zu ergründen, ist der Zweck seiner Bekenntnisse. Er beschuldigt die Behörden nicht, daß sie ihn zu Unrecht oder zu hart bestraft hätten, antwortet auch denen nicht, die ihn vors Gericht gebracht haben, mit Vorwürfen und mit dem Versuch nachträglicher Selbstrechtfertigung. Er berichtet nur, wie er es erlebt hat. Aber er hofft, daß der Psychologe ihn verstehen und seine Verfehlungen gerecht beurteilen werde, der Psychologe, der, mit den Erkrankungen der Seele bekannt, die Fragen über schuldig oder nicht schuldig heute ganz anders beurteilt, als vor 50 Jahren. Unsere jetzige, von Nervenärzten beratene Justiz weiß, daß viele Verbrechen im Zustande der Unbewußtheit, rein triebhaft begangen werden, und erläßt nicht selten Freisprechungen in denselben Fällen, wo man im Mittelalter köpfte und vor 50 Jahren zu Zuchthaus verurteilte. Mays glänzende Seelenschilderung sei dem Studium der Nervenärzte dringend empfohlen [18]). Ich bin fest überzeugt, daß sie auf schwere Hysterie diagnostizieren und erbliche Belastung durch Alkoholismus feststellen werden. Sein Vater war, wie alle Weber seiner Heimat, Schnapstrinker, er selbst bekam als Kegeljunge Schnaps und die Bierreste der Gäste zu trinken, aber nichts zu essen. Zuweilen hat er ohne Unterbrechung bis tief in die Nacht hinein zwölf Stunden lang bei dieser Kost Kegel aufgestellt, so daß er halb tot vor Erschöpfung nach Hause wankte. [19])

[17]) Er sagt nicht deutlich, was er sich hat zuschulden kommen lassen und ich habe es auch nie erfahren, weil ich an maßgebender Stelle darnach nicht fragen wollte. Es scheinen Verfehlungen gegen die geschäftliche Ehrlichkeit gewesen zu sein und der Anlaß dazu — der Hunger. Er lebte in tiefster Not und fand keine Hilfe, keinen ehrlichen Ausweg. Andere Verfehlungen, wie eine ganz sinn- und zwecklose Brandstiftung, die ihm völlig zu Unrecht vorgeworfen wurden — man vergleiche ‚Ich' S. 434 und besonders S. 447! — wären auch nur als Krankheitserscheinungen eines schweren Hysterikers zu deuten. Weitere Verbrechen sind ihm offenbar angedichtet worden. Er hätte im Alter diesem Wuchern von Gerüchten durch ein offenes Bekenntnis aller Jugendverfehlungen entgegenwirken sollen, aber er unterließ es aus der leicht verständlichen Scheu, an den alten Wunden zu rühren.

[18]) Vgl. Schmid, ‚Lanze', S. 29 f.

[19]) Ein Oberstaatsanwalt sagt Frau Klara May (K-M-J. 1919, S. 334); „Solche Strafurteile, wie sie ihr Mann erlitt, wären heute unmöglich." Ein anderer Anwalt, der von Amts wegen Einblick in Mays Gerichtsakten hatte: „Heute würde sich kein Richter finden, der einen Karl May verurteilt." Sie erinnert auch an ihres Mannes damalige Not und Verzweiflung und an Friedrich Nietzsches Wort: „Der Dichter hat eine Nachbarschaft zum Verbrecher."

Er stand nach abgesessener Zuchthausstrafe unter Polizeiaufsicht. Bei Gelegenheit des unvergeßlichen Hauptmann von Köpenik ging durch Deutschlands Blätter einer jener flüchtigen Entrüstungsstürme, wie die Tagespresse es nennt. Aus Voigts Bekenntnissen ging nämlich deutlich hervor, daß in früheren Zeiten einem einmal mit Gefängnis Bestraften, wenn er ganz auf sich angewiesen war, eine Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft fast unmöglich gemacht wurde. Voigt hatte sich wieder als Schuhmacher Arbeit gesucht, durch sein bescheidenes und fleißiges Wesen die Zufriedenheit seiner neuen Herrn erworben, wurde aber durch die Nachforschung der Polizei, unter deren Aufsicht er gestellt war, immer wieder als Verbrecher aufgestöbert und damit aus dem Dienst entlassen. Der Rückfällige wurde natürlich immer härter bestraft, bis er schließlich so sehr an seiner Rettung verzweifelte, sich so sehr an das Zuchthausleben gewöhnte, daß er den Willen zur Besserung aufgab. Man lese in Peter Roseggers „Sonnenschein" die ergreifende Geschichte vom „Keuchen-Ferdl". Da sieht man auch so ein zu Schanden prozessiertes Leben „eines großen Verbrechers", der in Wahrheit ein Unschuldiger ist. Rosegger, der ein menschliches Herz im Leibe hatte, meinte, er solle lieber, nachdem er 20 Jahre unschuldig gesessen hätte, auch für den Rest des Lebens ins Gefängnis zurückkehren, „denn zu der heutigen Menschheit, die außerhalb der Kerkermauern gefräßig und gewissenlos herumtrampelt, passe er wirklich nicht". Ich fühle in mir nicht den Beruf, K. M.s Schuld zu leugnen und mich, wie man sagen würde, zum advocatus diaboli zu machen. Er war schuldig, hat es zugegeben und hat es abgebüßt, hat die Erklärung für seinen moralischen Fall selbst niedergeschrieben und damit könnten die für ihn so entsetzlichen Erlebnisse endgültig abgetan sein. Unser Strafgesetzbuch verbietet, einen Zuchthäusler nach seiner Entlassung Zuchthäusler zu benennen. Es nimmt auch die Ehre der Verstorbenen in Schutz. Ich bekenne, auf die Gefahr hin, selbst als Verbrechernatur zu erscheinen, daß ich keine Abscheu dem Zuchthäusler M. gegenüber empfinde. Ich sehe so viele außerhalb frei und geachtet einhergehen, die ich lieber hinter Schloß und Riegel sähe und die es bei einer höheren Gerechtigkeit auch mehr verdienten, daß ich nur Mitleid mit ihm und anderen armen Schelmen empfinde, die Opfer unserer kranken Moral, unserer brüchigen Gesellschaft, und einer fast mittelalterlichen Justiz geworden sind. Früher verbrannte man Hexen auch in Deutschland zu Tausenden und jeder Bürger, der auf sich hielt, brachte auch die nötige Entrüstung gegen sie auf. Vor 50 Jahren noch ver-

urteilte man schwere Neuropathen, unbekümmert um ihre ererbte Schwäche, für leichte Verfehlungen zu Strafen, die dem ganzen Leben einen untilgbaren Makel aufprägten. Bis vor wenigen Jahren noch wurde jedem Angeklagten vor Gericht die Liste seiner Vorstrafen öffentlich unter die Nase gerieben. Die Welt durfte doch nicht vergessen, daß der Siebzigjährige vor einem halben Jahrhundert einem Polizisten einen Stoß vor die Brust gegeben, vor 40 Jahren eine Fensterscheibe eingeworfen, vor 30 Jahren einen notorischen Schuft, Schuft, vor 20 Jahren den unfähigen damaligen Minister in einer öffentlichen Versammlung einen Hanswurst genannt, und vor zehn Jahren einen Polizisten, der einen Betrunkenen mit Faustschlägen traktierte, als Bluthund beschimpft hatte. Die Welt durfte auch nicht vergessen, mit wieviel Monaten Gefängnis der Delinquent bestraft worden war. Auch mußten Richter und Schöffen durch die Addition dieser gerichtlich festgestellten Merkmale die nötige Handhabe erhalten für eine verläßliche Beurteilung seines Charakters: gewalttätige, zu rohen Ausschreitungen neigende Natur. Vielleicht, so denke ich im Stillen bei mir, ein Fanatiker des Rechtes, ein Vorkämpfer künftiger menschlicher Gesittung. Heute, so höre ich, ist es nicht mehr zulässig, das Verzeichnis der Vorstrafen öffentlich zu verlesen. Unsere Gesetzgebung will also Schritt halten mit unserem Rechtsempfinden oder — denn dies Bild ist falsch — sie will unserem Rechtsempfinden einen Schritt entgegenkommen [20]).

[20]) 19 Juli 1918 lese ich in den „Münchener Neuesten Nachrichten": „Die Löschung der Vorstrafen. Aus Anwaltskreisen erhalten wir folgende Zuschrift: Die Bestimmung über Löschung der Vorstrafen im Strafregister wird immer noch sehr seltsam und ihrer Absicht zuwider ausgeführt. Immer noch nimmt man bei Einsichtnahme der Akten in dem Strafregister die Aufführung der sämtlichen Vorstrafen, allerdings mit dem Stempelaufdruck „gelöscht" wahr. Man braucht keine besonders psychologische Kenntnis zu besitzen, um zu wissen, wie die dadurch für den Amtsanwalt und Richter erkennbare Tatsache der Vorstrafen wirkt, in der Ueberzeugung, daß ein schon Vorbestrafter eine höhere Strafe verdient, weil der Eindruck, daß eine Vorstrafe auf ein ganz bestimmtes Verhalten des Angeklagten im Vornherein schließen läßt, bei aller Objektivität nicht verwischbar ist. Dazu kommt, daß heute bei dem Mangel an Personal und der dadurch erhöhten Kostbarkeit der Zeit schon aus Zweckmäßigkeitsgründen die Bemerkung „eine Vorstrafe liegt nicht vor" vorzuziehen ist. Deshalb weg mit dem bisherigen Mißbrauch in der Anwendung der an sich so segensreichen Bestimmung!" Es scheint also noch immer die alte Unsitte nachzuwirken. Für das entsetzliche Juristendeutsch „im Vornherein" mache man mich nicht verantwortlich. Das ist man besser nicht gewöhnt.

Auch im „Preußischen Justiz-Ministerial-Blatt" steht eine Veröffentlichung des Justizministers Dr. Rosenfeld, die eine Einschränkung der Feststellung früherer Bestrafungen von Angeklagten und Zeugen zum Gegenstand hat. In der Einleitung

Strafen sollen sein und bleiben, wohin sie gehören, härteste Strafen, wenn es nach mir geht, selbst Todesstrafe den Fälschern von Lebensmitteln, den Brotwucherern, den Ausbeutern der Not und Armut, den Betrügern, die aus dem Vertrauen junger Mädchen einen Erwerb machen, den Verleumdern, die den guten Namen eines Gegners durch geschickt lanzierte Preßnotizen in unheilbaren Verruf bringen und so fort.

Dazu gleich ein praktisches Beispiel: vor etwa 15 Jahren las ich und lasen mit mir Millionen von Deutschen in der Zeitung, ich hätte einen Redakteur vor Gericht zur Preisgabe seines Redaktionsgeheimnisses gezwungen. Das war eine offenkundige Unwahrheit. Der Tatbestand war folgender: Vor Gericht wurde ich als Zeuge gefragt, ob ich dem angeklagten Redakteur einer Zeitschrift, der mich als Verfasser eines inkriminierten Artikels angab, von der Schweigepflicht mir gegenüber entbinden wollte. Ich antwortete auf diese Frage, daß er auf mich keine Rücksicht zu nehmen habe. Damit konnte ich nur einem Menschen, nämlich mir selbst, schaden, zumal dem Angeklagten der Eid zugeschoben wurde. Er verweigert den Eid und wird deshalb vom Gericht bestraft. Was tut er nun? Er übergibt einem Pressebüro die erlogene Notiz: „Professor Gurlitt zwingt einen Redakteur vor Gericht zur Preisgabe des Redaktionsgeheimnisses.“ Er kannte seine deutsche Presse. Wenige Tage darauf ergoß sich über mich eine schmutzige Flut von Angriffen. Ich war entlarvt. Das also ist das wahre Bild des Kulturschwätzers, des Kämpfers für Recht und Freiheit! Man konnte sich nicht genug über diesen Gurlitt entrüsten, über seine Heuchelei, seine Charakterlosigkeit, aber man drehte die Worte so, daß es zu einer Beleidigungsklage nicht langte. Der Widerruf, den sofort aus eigenem Antrieb mein Rechtsanwalt in die Presse schickte, wurde nur in einer Zeitung abgedruckt, von den anderen

---

wird auf die besondere soziale Bedeutung dieser Frage hingewiesen, die schon seit langem die Oeffentlichkeit beschäftigt hat und gerade unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen mit ihrem Gefolge der Arbeitslosigkeit nach einer durchgreifenden Lösung verlangt. Abhilfe will die Verfügung bis zu einer künftigen Gesetzesreform durch bestimmte Vorschriften für die Staatsanwaltschaft und Hinweise für die Gerichte erreichen, die darauf hinauslaufen, daß von allen nicht unbedingt notwendigen Feststellungen der Vorstrafen, auch gegenüber Zeugen, schon im Ermittelungsverfahren der Staatsanwaltschaft abgesehen wird und die als notwendig eingezogenen Auskünfte aus den Strafregistern möglichst gegen unbefugte Einsicht geschützt werden, daß aber ferner auch in den Gerichtsverhandlungen selbst alles geschieht, um eine nicht unbedingt notwendige Bekanntgabe und Erörterung der Vorstrafen zu vermeiden.

(Deutsche Tageszeitung 2. I. 1919.)

ignoriert. Was also tun? Man ist völlig wehrlos. Soll man 60 oder 100 Zeitungen — wer weiß, wieviele es waren? — den Prozeß machen? Aber sie haben ja bona fide gehandelt. Wer also ist haftbar? Nun weise man erst einmal den Schuldigen nach und prozessiere aufs neue, auf daß man wieder sein Geld, seine Zeit, seine Gesundheit und erst recht seinen guten Namen los werde. Denn wo der Wille zum Verleumden lebendig ist, da gibt es keine Abwehr. Der Feind kann immer Unkraut in meinen Acker säen, mir Wanzen ins Bett, Läuse in den Pelz setzen. Deshalb einziges Mittel, sich um das Gerede nicht kümmern und friedlich seines Weges gehen.

Ein anderer Fall: Einige Oberlehrer, die sich selbständig zu Hütern der Oberlehrerehre ernannt hatten oder von ihren Freunden dazu hatten ernennen lassen, verbreiteten einen sehr vorsichtigen, vermutlich mit juristischem Beirat aufgesetzten Artikel und gaben ihm weite Verbreitung, aus dem hervorging, daß der lästige Schulreformschwätzer Gurlitt es mit seinen Angaben über die Schulverhältnisse zuweilen in bedauerlichem Grade an der nötigen Gewissenhaftigkeit fehlen lasse. Da es mir nicht gleichgültig war, zumal meiner Kinder wegen nicht gleichgültig, ob ich als „notorischer“ Lügner oder als wahrhaftiger Mensch den Rest meines Lebensweges wandeln würde, lehnte ich diesen Angriff mit einer Beleidigung ab, durch die ich die beleidigten Beamten zu einer gerichtlichen Entscheidung zwingen wollte. Das gelang. Sie klagten und mußten nun Zeugen für meine Verlogenheit beibringen. Sie ließen es an Eifer nicht fehlen, wandten sich an Schulen, Schulbehörden und an Leute, mit denen ich früher einmal Streit und Feindschaft gehabt hatte und brachten so ein hübsches Bündel Gurlittscher Lügen zusammen. Ein Schuldirektor, als Zeuge vorgeladen, verliest und gibt zu Protokoll die Vorwürfe, die in einer älteren Broschüre meine ehemaligen Berufsgenossen gegen meine Angaben erhoben hatten. Man höre und staune: der Richter nimmt diese alten, vor Gericht gar nicht verhandelten Angaben meiner Gegner als wertvolle Zeugenaussage des vereidigten Zeugen mit dem ganzen Ernst und der Würde seiner richterlichen Autorität zur Kenntnis. Seine Rechtsprechung war überhaupt der reine Hohn auf das Recht selbst, auf Anstand und Billigkeit, wurde auch in zweiter Instanz als völlig wertlos vernichtet. Aber so etwas ist möglich in Deutschland! Hätte ich nicht die Kraft und die Mittel zur Fortsetzung des Prozesses gefunden, hätte nicht in zweiter Instanz der Vorsitzende des Landgerichtes erklärt, daß der versuchte Nachweis meiner Unwahrhaftigkeit

durchaus mißlungen sei, so wäre das Gegenteil wieder durch Deutschlands Presse geflogen und unsere lieben Mitbürger wären wieder um eine interessante Verbrechernatur reicher. Wer würde dann den Mut finden, in Widerspruch gegen die gerichtliche Entscheidung für meine Wahrhaftigkeit einzutreten? Hätte ich nicht die zweite Instanz angerufen, nicht den unversöhnlichen Haß des „Fanatikers" aufgebracht, dann könnte mir heute jeder Probekandidat grinsend ins Gesicht sagen: „Sie werden schon wissen, warum Sie sich bei dem Urteil beruhigt haben!"

Absichtlich verweile ich so lange bei diesen Betrachtungen. Es gilt, eine allgemeine Unsitte unserer Zeit und unseres Volkes zu treffen. Die Menschen tun immer so, als ob sie es gar nicht fassen und begreifen können, daß ein anderer die Unwahrheit sage. Dabei ist kaum einer, der selbst dem Verdachte und den Angriffen wegen Unwahrhaftigkeit entginge. Sowie irgend eine Gegnerschaft ausbricht, sofort wird auch der Ruf laut: „Der lügt." Und zwar von beiden Seiten her.

Diesem Schicksale ist Avenarius, der sich über Mays Unwahrhaftigkeit nicht genug entrüsten kann, wie er sich erinnern wird, auch nicht entgangen, als er in Streit mit Wilhelm Kotzde geriet und auf einen „merkwürdigen Irrtum" und „wiederholte Irreführungen" hingewiesen wurde[21]). Auch den Vorwurf unsachlicher Kampfesweise bekam er schon öffentlich zu hören. So schrieb die „Post" (16. Febr. 1913) über ihn: „Es ist eine zwar oft erprobte, aber nicht eben wählerische Taktik, die Ferdinand Avenarius . . . verfolgt, indem er versucht, die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit von der Sache auf die Personen zu lenken."

Herr Prof. Kleinberg aber hat sich durch seine ganze unmännliche und unritterliche Taktik in diesem Karl-May-Streit um jeden Kredit als Wahrheitskämpfer gebracht. Wenn er sich jetzt noch im Namen der Wissenschaft und der Wahrhaftigkeit gegen den „Lügner" May aufspielen sollte, so würde man ihm hell ins Gesicht lachen. So dürfen Männer nicht aussehen, die sich zu öffentlichen Tugendwächtern aufwerfen!

Unbedingte Wahrhaftigkeit in Taten, Worten und Gebärden ist eine der herrlichsten, erstrebenswertesten, deshalb aber auch eine der seltensten Tugenden. Ich möchte sie die Mutter aller Tugenden nennen.

[21]) Der Kampf um die Jugendschrift, Verlag von Jos. Scholz, März 1913, S. 94 f.

Sie ist so schwer, daß sie wohl allein von dem Gottmensch Jesus erreicht wurde, der freigeblieben ist von der Lüge, freilich auch er nicht frei von dem Verdacht und dem Vorwurfe der Lüge. Ein Petrus erlag der Unwahrhaftigkeit in der Stunde der Not und — welcher Sterbliche noch nicht? Wahrhaftigkeit bleibt höchstes und letztes Ziel aller Erziehung und Bildung, ist aber wie die meisten sittlichen Ideale uns schwachen Sterblichen wohl nie erreichbar. Nur geborene Kraftmenschen und Herrennaturen werden dem Ideale nahe kommen; bei den Mühseligen und Beladenen, die ein Leben in Angst und Zittern führen, abhängig von der Macht, den Launen und Leidenschaften ihrer Brotherren, ist sie billigerweise kaum zu verlangen. Homer jedenfalls fordert von den Sklaven keine Tugenden und meint, daß der Tag der Knechtschaft dem Manne seinen Wert raube. Und wie er, so empfand das ganze klassische Altertum. Menschen von nüchternem Tatsachensinn werden die Tugend der Wahrhaftigkeit noch eher aufbringen, als erregbare, phantasiebegabte Gemüts- und Stimmungsmenschen.

May war unter der Zuchtrute seines Vaters aufgewachsen, der ihn, wenn ihn die unberechenbare Wut packte, für kleine kindliche Unarten unmenschlich mißhandelte. Ich sehe das arme, blasse, verschüchterte Kindchen in seiner namenlosen Angst und Pein inmitten einer feindlichen Welt, wo selbst der Vater, der gegebene Hort und Schützer, zum Feinde wurde, es nur bei der Mutter und Großmutter noch eine Zuflucht gab. Ich will es auch gerne glauben, daß Karl May, nachdem er unter die Aufsicht von Polizisten geraten war, ein Leben in Furcht und Verlegenheiten führte, mithin nach Naturanlage, durch Schuld und Schicksalsfügung kein starker Wahrhaftigkeitsmensch war und werden konnte. Er war — ich muß es immer wieder betonen — eine weiche, erregbare, feine, den Stimmungen und Träumereien hingegebene Dichternatur, die mit der Welt in Ruhe und Frieden leben wollte und sich nur unter Schmerzen aus seiner Traumwelt in den häßlichen Kampf der wirtschaftlichen Selbstsucht hinabziehen ließ. Er litt bitter unter dem unberechtigten Vorwurf, daß seine Dichtungen der realen Sachlichkeit und Wirklichkeit widersprächen: es sollten ja eben Dichtungen sein. Daß man das nicht verstehen wollte! Er beklagte sich mit Recht, daß man von da aus einen Fehlschluß auf seine bürgerliche Unzuverläßlichkeit mache. Tatsächlich war das der Weg, den seine Gegner gingen. Man nahm z. B. im „Dresdener Anzeiger“ den angeblichen Vollblut-Indianer J. Ojijatheko Brant-Sero

zum Zeugen, daß Winnetou keine historische Person sei — May hatte das nicht behauptet, im Gegenteil erklärt, er hätte in dieser Figur die Tugenden des ganzen Volksstammes der Indianer versinnbildlicht — man ließ sich aber von diesem Indianer „beweisen", daß Mays ganze Indianerpoesie — erlogen sei. Er habe keine Ahnung von dem Charakter, den Sitten und dem Seelenleben dieser Menschen, sonst würde er sie nicht so verschwenderisch mit Küssen umgehen lassen, denn der Kuß sei den Indianern fremd und so fort. Man klammerte sich an jedes Zufallswörtchen, um „Material" gegen ihn in die Hände zu bekommen, und wenn ihm wirklich einmal eine Flunkerei nachgewiesen werden konnte, wie die, daß er die Augsburger Postzeitung (1910) in Radebeul durch die Post beziehe, so wurde diese Beobachtung, daß er „wider besseres Wissen gegen die Wahrheit ausgesagt habe", für „alle künftigen Prozesse festgelegt". Man höre auch die andere Partei! Dr. Schmid schreibt mir auf meine Anfrage: „May war damals tatsächlich auf die Augsburger Postzeitung abonniert, aber er hatte sein Abonnement erst einige Tage begonnen, nachdem der Beleidigungsfall stattgefunden hatte. Er war somit in dem Zeitpunkt der Beleidigung selbst noch nicht abonniert, und deshalb kam der Gerichtsstand in Kötzschenbroda, den er anstrebte, nicht in Betracht. Um eine ‚Flunkerei' seinerseits handelte es sich also nicht."

Wir leben in einer Welt der Lüge. Mit unheimlicher Macht reißt sie die Menschheit unserer Tage in das Verderben. Schlimmer noch als Kanonen und Minen wüten Hinterlist, Verrat, Trug, Meineid und Lüge.

Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn — —
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht vor der Könige Thron.

Schrecklicher noch, als uns die sittliche Verwilderung hier von dem Dichter gezeichnet wird, ist das, was wir schaudernd jetzt erleben. Ist es da an der Zeit, sich über die leichten Entgleisungen, die fast harmlosen Verlegenheitsausflüchte des verstorbenen May sittlich zu entrüsten? Wir mußten aber leider auf all diese kleinlichen, häßlichen Dinge wieder eingehen, weil die Kritik von hier aus ihre Angriffe gegen May als Schriftsteller herleitet. Der „durch und durch verlogene Mensch" sollte uns ja doch aus seinem Privatleben als wertloser, ja als unheilstiftender Dichter erwiesen werden.

May im persönlichen Verkehr.

Herr Justizrat Dr. Sello, der mir Autorität ist und sein darf, weil er mit den eigenen Bekenntnissen Mays und mit meinen eigenen Beobachtungen in Einklang steht, war einer der angesehensten und gesuchtesten Anwälte Berlins; als ich ihn kennen lernte, nach meiner Schätzung gegen 60 Jahre alt. Ich gewann sogleich den Eindruck einer starken, geistig hochstehenden Persönlichkeit. Daß er auch Herz hatte, das lehrten mich seine Aeußerungen über M. Er sagte etwa Folgendes: „In meiner ganzen, langen Anwaltstätigkeit ist mir kein Fall so nahe gegangen. M. hat sich als junger Mensch schwerer Verfehlungen schuldig gemacht und sie abgebüßt, seitdem sich während etwa 40 Jahren unsäglich gequält, um sich wieder emporzuarbeiten und einen geachteten Namen zu machen. Ich war beruflich genötigt, mich mit seinen Prozessen zu beschäftigen und einen für ihn zu führen. Ich habe von dem Manne den besten Eindruck gewonnen. Ist es nicht unerhört, daß man einem Greis die Verfehlungen seiner Jugend immer wieder öffentlich vorhält? Gibt es keine menschliche Gnade und kein endliches Verzeihen? Der arme Mann leidet ganz unsäglich und darum bitte ich Sie, wenn Sie es mit ihrem pädagogischen Gewissen verantworten können, irgend ein anerkennendes Wort über M. als Jugendschriftsteller zu veröffentlichen. Es wäre mir so lieb, wenn Sie ihm eine kleine Freude machen könnten." Und selbigen Tages hat er M. die Freudenpost gebracht, daß ich ein Wort zu seinen Gunsten niederschreiben würde. So spricht und handelt Sello nicht, wenn er es mit einem Verbrecher oder mit einem minderwertigen Menschen zu tun hat, der kein Anrecht auf seine Achtung und sein Mitgefühl besitzt. Nachträglich erfuhr ich von Dr. Schmid, daß Sello den für M. geführten Prozeß gewonnen, daß die übrigen Prozesse durch Vergleiche aus der Welt geschafft seien und daß der bis dahin berufsmäßig anwaltliche Gegner, Dr. Oskar Gerlach, ihm bald nach Mays Tode zu freier Ver-

fügung eine Totenklage zugesandt habe, in der sich kein Wort gegen M.s Charakter findet. Er stellte sie mir zum Abdruck frei[22]). Diese beiden Männer geben also Zeugnis für die Verläßlichkeit der Mayschen Selbstverteidigung.

Ein gutes Herz spricht aus Tausenden Mayscher Bekenntnisse. So, wenn er von seiner Großmutter väterlicher Seite spricht: „Sie ist der irdische Engel meiner Kindheit gewesen ... Sie war, gerade wie auch meine Mutter, so reich an Liebe, daß ich noch heute (1898) von und in diesem Reichtum lebe; es ist der größte Reichtum, den es gibt" (Am Jenseits S. 83). Weiter sagt er von ihr (S. 87): „Sie lebte bis zu ihrem Tode ein doppeltes Leben, indem sie in aufopfernder Treue und Selbstentsagung für die Ihren arbeitete und jeden von dieser Arbeit freien Augenblick dem Trachten nach der himmlischen Klarheit widmete."

Seine allgemeine Menschenliebe brauche ich nicht zu belegen, da seine sämtlichen Schriften dieses eine große Thema predigen. Man müßte einen ganzen Band füllen, um allein das auszuziehen, was er zu ihrem Preise schreibt. Sie ist ihm die erste Pflicht des Menschen, der nach Gottes Willen leben will. Eine tiefinnerliche Frömmigkeit ist das A und O seines Lebens. Sie anerkennt keinen Zufall, sieht in allem und jedem göttliche Fügung. „Du weißt," schreibt er, „daß es für mich keinen Zufall gibt. Wenn die allmächtige Weisheit Gottes Ursachen und Wirkungen miteinander verknüpft, deren Verbindung das schwache Auge des Menschen nicht zu erkennen vermag, so wird zur Erklärung das mir so unsympathische Wort Zufall hervorgesucht. Es ist eine Eselsbrücke, über welche sogar sonst ganz kluge Leute reiten." (Am Jenseits S. 83 und öfters ähnlich.)

Deshalb erkannte er auch in seinen eigenen Verfehlungen und Schicksalsfügungen Gottes Willen, der ihn zu Fall bringt, um ihn seiner Sündhaftigkeit bewußt zu machen und durch Schuld, Reue und Buße zur Erkenntnis und zum Gehorsam zu erziehen. Damit hängt auch unmittelbar seine Lebenszuversicht zusammen. Er weiß sich in Gottes Hand und damit geborgen. Da ihm die Unsterblichkeit der Seele ein Glaube ist, an dem ihm kein Zweifel rühren darf, so sieht er auch dem Tod ohne Furcht entgegen. Es treibt ihn hinaus in die Natur und zu schlichten Menschen, weil er da Gottes Nähe stärker spürt.

Sein Glaube lehrt ihn, daß Ursachen und Zwecke alles Geschehens auf Gottes Willen zurückgehen, der von unserer Erkenntnis nicht er-

[22]) Vgl. K.-M.-Jahrbuch 1919, S. 146—149.

reicht werde. Wohl aber fühlten wir das Gesetz ewiger Fortentwicklung des Einen göttlichen Lebens. Sein Glaube trifft also zusammen mit Fichtes Lehre, die er voraussichtlich gar nicht genauer kannte, wenn dieser sagt: „Wie jeder einzelne Moment dieses Lebens in jener ewigen Entwicklung des Einen göttlichen Grundlebens enthalten ist, begreift der Fromme nicht, weil das Unendliche nie zu Ende ist und darum nie von ihm erfaßt werden kann; aber daß alle diese Momente schlechthin nur in jener Entwicklung des Einen Lebens liegen, weiß er unmittelbar und durchschaut er klar.“

Deshalb trug May auch seine persönlichen Schicksale mit Gelassenheit und als „Prüfungen“, deren Gott ihn würdig finde. Er erwies sich auch darin als Mann von wahrer Frömmigkeit. Denn das Geheimnis der Frömmigkeit besteht nach dem Zeugnis der Theologen („Christliche Welt“) eben darin, daß man sich mit der Kraft eint, die in dem Schicksal waltet. Wer vorgedrungen sei bis zu diesem Geheimnis, der stehe am Rande der Unendlichkeit, mitten im tiefsten Weh unsagbar ergriffen von der Wirklichkeit des Einen göttlichen Lebens. In diesem Sinne sind auch Mays fromme Bekenntnisse gemeint. Er wird nicht müde, sie zu predigen. Das ist echte Frömmigkeit. Ist das heute nicht mehr zu verstehen?

Daß den Gerechten und Frommen alles zum Guten ausschlagen muß, das ist das Grundthema aller seiner Erzählungen. Jede Tat trägt nach seiner Ueberzeugung ihren Lohn in sich. Menschlicher Lohn und menschliche Strafe sind entbehrlich — eine Lehre, die auch die griechische Stoa verfocht. Anständige Gesinnung muß allen Verkehr der Menschen untereinander beherrschen: Lug und Betrug sind die Feinde, denen sein Kampf gilt. Ein Ehrenmann bricht nie sein Wort, ist pünktlich, verläßlich, opferwillig, hilfreich, selbstlos, bescheiden im Glück, geduldig im Leid, streng gegen sich, milde gegen die Kleinen und Hilfsbedürftigen, nachsichtig gegen die Schwachen, unerbittlich gegen die Verbrecherischen, stets Herr seiner selbst, nie Sklave seiner Leidenschaften und fremder Einflüsse, all sein Handeln richtet sich nach festen Grundsätzen und Erfahrungen. Er ist ein Mann der Tat, fruchtlosem Grübeln abhold, dabei tiefsinnig und nie auf der Oberfläche der Erscheinungen haftend. Eine gründliche Kenntnis der menschlichen Natur befähigt ihn zum Herrenamte. Seine Vormacht ist nicht etwa äußerlich erzwungen, sondern innerlich begründet, verdient, und wird deshalb von den anderen anerkannt und willig ertragen. Er nutzt sie auch nie zu seinem Vorteile, sondern zu dem der Menschen, die seine Hilfe brauchen.

So sieht der Mensch aus, der als Vorbild in Mays Seele lebt, dem er nachstrebt, den er seinen Lesern liebenswert erscheinen läßt, mit dem er erzieherisch auf diese einwirkt. Kleine Knaben, die Indianer spielen, schwören bei Winnetou, daß sie nie lügen, nie ihr Wort brechen wollen. Ihr ganzer jugendlicher Stolz sehnt sich danach, es den Mayschen Helden in allen Männertugenden gleich zu tun.

Man predigt solche Tugenden ja auch nicht, um damit zu sagen: „Seht, so bin ich!“, sondern um einzuladen zur Mitarbeit: „Kommt, helft mir und uns allen, so zu werden!“

Sollen wir das alles gering einschätzen? Dürfen wir es mit billigem Spotte abtun? In unseren Tagen zumal abtun, wo so laut über die Verwilderung und Zügellosigkeit der Jugend geklagt wird?

Ich nenne Karl May einen der größten Erzieher der deutschen Jugend unserer Tage, weil es ihm gelang, ihre Gesinnung zu bilden. Er entfachte Begeisterung für ein hochgestimmtes Leben, belebte männlichere Triebe, wies hin auf die letzten Fragen des Lebens und entfremdete diese Jugend dem Kleinlichen und Häßlichen des Alltagslebens.

Er weilt nicht gerne in der Stadt und unter den europäischen Kulturmenschen. Es ist ihm da zu eng, geht ihm zu konventionell zu. Es ist ihm gleichgültig, welche Seelenschmerzen die kulturkranken Großstädter erleben. Er weiß nichts von den unzähligen Problemen, mit denen die moderne „schöne“, oft so häßliche Literatur angefüllt ist, zumal nichts von ihren Eheproblemen und ihren sexuellen Nöten usw. Er ist so altmodisch, die Ehe für ein Sakrament zu halten und für den Garten, aus dem das höchste irdische Glück ersprießen soll und kann. Er hat Sinn auch für die mohammedanische Ehe, die dem Weibe ein engbegrenztes Glück im Innersten ihres Hauses zuweist, es ängstlich vor den Blicken der Männerwelt bewahrt, anderseits ist er doch auch im besten Sinne Frauenrechtler, da er für die Seele des Weibes, als gleich göttlicher Natur, wie die des Mannes, freieste Betätigung fordert: nicht Gleichberechtigung, sondern verschiedenes Recht, verschiedene Pflichten, aber gleichen Wert für Mann und Frau. Ueberhaupt wird man bei May schwerlich irgend etwas Ungesundes finden. Er ist ein Mann von offenen Sinnen, der von sich sagen könnte wie Walther von der Vogelweide, daß er der Lande viel gesehen und gerne der Besten wahrnahm, wie auch Odysseus vieler Menschen Städte sah und ihre Sitten erkannte. Er liebt sein Vaterland, liebt es aber nicht kritiklos und ist stets gewillt, auch die Eigenart und das göttliche Recht fremder Völker und Volksstämme anzuerkennen. Sein strenger

Rechtssinn weist ihm stets den Platz neben den unschuldig Verfolgten an, den Vergewaltigten. So zieht er aus wie der Ritter, den Böcklin gemalt hat. Wer Mays Bücher ohne Voreingenommenheit liest, wird ihn daraus lieb gewinnen, selbst wenn er von ganz anderer Art ist, wie ich es bin. Er wird den Eindruck eines Menschen gewinnen, der an sich arbeitet, sich freudig bekennt und stets dem Mitmenschen sein Bestes geben will. So war er auch im täglichen Leben. Leute, die ihn genauer kannten, rühmen seine liebenswürdige, behagliche Art. Er war ein vortrefflicher Gesellschafter, verstand lebhaft und geistvoll zu plaudern, gab sich frei und offen, trug sein Herz auf der Zunge und gewann die Menschen schnell für sich. Dafür liegen ganz untrügliche Zeugnisse vor, und das steht eben wieder im Einklang mit seinem Lebenswerke. Leider kommen wir so schwer von der Verunglimpfung ab: „Es bleibt immer etwas hängen." Immer noch sehe ich mich in Abwehrstellung, als Anwalt, der einen Angeklagten zu verteidigen hat. Wie viel erfreulicher wäre es, wenn ich ganz von vorne an das Bild des Mannes zu zeichnen hätte, dem jeder ein natürliches Vertrauen entgegenbrächte! Daß ein solches Bild einem späteren Biographen möglich werde, deshalb muß ich hier einmal gründlich mit der Entstellung aufräumen und reinen Tisch machen. Es wird kein Heiliger übrig bleiben, aber ein Mensch, der unsere Liebe und Achtung verdient, ein Kämpfer und Dulder, aber doch schließlich ein Sieger. Er dürfte von sich wie Conrad Ferdinand Meyers Hutten sagen, in Homo sum:

„Ich halte Leib und Geist in strenger Zucht
Und werde doch vom Teufel hart versucht;
Das heißt: ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch."

Wo sich im rein Sachlichen Mays Selbstbiographie nachprüfen läßt, erweist sie sich als verläßlich. Die Aufzeichnungen seiner Frau im Karl-May-Jahrbuch 1919 S. 330 ff. geben dazu besonders wertvolle Bestätigungen und Ergänzungen, die das Bild der Armut und Not im Weberhäuschen Mays noch schmerzlicher und seine Erkrankung noch erklärlicher erscheinen lassen. Ueber die Selbsteinschätzung aber seiner Natur und seiner Schuld werden wir später noch zu sprechen haben. Diese Ausführungen sollen die Selbstbiographie nicht ersetzen, sondern zu ihrem vorurteilslosen Studium einladen, für ihre Glaubwürdigkeit werben und den Widerspruch der Mißgünstigen zum Schweigen bringen, die uns überall den Weg zur Erkenntnis versperrt hatten.

Im wesentlichen stimmen also Karl Mays Selbstbekenntnisse überein mit dem Bilde, das wir von ihm, unabhängig von diesen, gewinnen. Wo sie Tatsächliches anführen, erscheinen sie als unbedingt glaubwürdig, wo Stimmungen und Wertungen, als subjektiv gedeutet, nicht aber als bewußt entstellend. Diese Einseitigkeit hat er aber mit allen Autobiographen gemein.

Gottfried Keller hat sich auch in dem ihm eigenen, liebenswürdigen Tiefsinn über das Geheimnisvolle aller eigenen Selbstbeschreibungen oder Briefsammlungen viel erfahrener oder ausgezeichneter Leute geäußert. Im Sinngedicht läßt er Reinhart und Lucie über deren reiche Sammlung solcher Schriften sprechen: Augustin, Plinius, Benvenuto Cellini, Frau v. Sévigné, Rousseau, Jung Stilling, Goethe u. a. m., in denen sie fleißig studiert: „um die Sprache der Menschen zu verstehen, wenn sie von sich selbst reden."

„Aber," sagt sie, „es kommt mir zuweilen vor, wie wenn ich durch einen Wald ginge und das Gezwitscher der Vögel hörte, ohne ihrer Sprache kundig zu sein. Manchmal scheint es mir, daß jeder etwas anderes sagt, als er denkt, und daß dieses sein Schicksal sei. — Der bekennt alle sieben Todsünden und verheimlicht, daß er an der linken Hand nur vier Finger hat. Jener zählt und beschreibt mittelst einer doppelten Selbstbespiegelung alle Leberflecke und Muttermälchen seines Rückens; allein, daß ein falsches Zeugnis, das er einst aus Charakterschwäche oder Parteilichkeit abgelegt, sein Gewissen drückt, verschweigt er wie ein Grab. Wenn ich sie nun alle so miteinander vergleiche in ihrer Aufrichtigkeit, die sie für kristallklar halten, so frage ich mich, gibt es überhaupt ein menschliches Leben, an welchem nichts zu verhehlen ist, das heißt unter allen Umständen und zu jeder Zeit? Gibt es einen ganz wahrhaftigen Menschen und kann es ihn geben?"

„Es sind wohl manche ganz wahrhaftig," erwidert Reinhart, „nur sagen sie nicht alles auf einmal, sondern mehr stückweise, so nach und nach, und die Natur selbst, sogar die Heilige Schrift verfahren ja nicht anders!"

„Was mich tröstet," fuhr Lucie fort, „ist, daß mehr Gutes als Schlimmes verschwiegen wird." (Vgl. G. K.s Gesammelte Werke, Berlin, Wilhelm Hertz, 1889, VII, S. 38 und S. 299.)

Da wir solch tiefsinnige Anleitungen zum Studium der Selbstbiographien in Händen haben, sind wir gesichert gegen einseitig nüchterne, kriminalistische Ausdeutungen. Wir werden uns immer wieder mit Lucie fragen: „Gibt es einen ganz wahrhaftigen Menschen und kann es ihn geben? Kann es ihn geben?" und werden deshalb gerecht und nachsichtig sein.

Karl May als Schriftsteller.

Wir sahen, die maßgebende Kritik in Deutschland lehnte bisher Karl May ab. Wer lange genug lebt und die Augen offen hält, der verliert den Glauben an die „Autoritäten“. Es gibt keine noch so handgreifliche Verirrung der Geister, die nicht ihre Begründung und Förderung von Autoritäten erfahren hätte. Man denke nur an den Hexenglauben und an die Hexenprozesse. Es gibt kaum eine noch so ragende Größe auf irgend einem Gebiete des geistigen Lebens, die nicht auch von Autoritäten und Sachverständigen ihrer Zeit als eitel Blendwerk angefeindet worden wäre. Man lese die Stimmen der geistigen Führer über Goethes Neuerscheinungen! Sie finden sich ergötzlich beisammen in Victor Hehns vortrefflichem Buche „Gedanken über Goethe“ im zweiten Kapitel „Goethe und das Publikum, eine Literaturgeschichte im Kleinen“. Seitdem haben wir dasselbe Schauspiel an Richard Wagner und an Friedrich Nietzsche erlebt: gegen jenen wandten sich alle zünftigen Hüter der „wahren“ deutschen Musik. Die erste Autorität für die österreichische Musikwelt, Professor Hanslick, hat bis an sein Ende gegen Wagner geeifert, und Nietzsche blieb unverstanden, verlassen und angefeindet von allen Deutschen, deren Stimme Gewicht hatte. Meine eigene Kindheit ist erfüllt von Erinnerungen an Gespräche meines Vaters, in denen er ersten Autoritäten, wie seinem Schwager Adolf Stahr, glaublich zu machen suchte, daß sein Freund Friedrich Hebbel ein Dichter sei. Stahr widerlegte ihn mit der stolzen Sicherheit des akademisch Gebildeten aus Aristoteles und aus Lessing, die er beide vortrefflich kannte, da sie das Gebiet seiner Spezialforschungen waren. Als ich mich einmal meinem sehr verehrten Lehrer und väterlichen Freunde Professor Ernst Curtius gegenüber auf Paul de Lagarde berief, den man jetzt als Bismarcks größten politischen Zeitgenossen einschätzt, eine ethische Persönlichkeit von allerschwerstem Gewicht, fragte mich dieser so milde, gerechte, liebenswürdige

und vorsichtige Gelehrte: „Sie nehmen ihn ernst?“ — „Weshalb nicht?“ — „Na, er war doch ein rechter Narr!“ — „Das ist Ihre Ueberzeugung, Herr Geheimrat?“ — „Das war die aller meiner Kollegen in Göttingen“[23]).

Nun aber die Nutzanwendung: Wenn keine deutsche Literaturgeschichte von Karl May Notiz nimmt, keine literarische Fachschrift oder Fachzeitschrift von seinem Tode anders als mit einem Gefühle des Aufatmens gesprochen hat, wenn sich also alle Autoritäten der Literaturgeschichte und die meisten Autoritäten der Pädagogik gegen ihn erklären, so entbindet uns das doch nicht der Verpflichtung, mit eigenen Augen zu prüfen. Paul de Lagarde wurde eben auch nicht ernst genommen, fand auch keine Aufnahme in die Handbücher der Geschichte der Pädagogik, findet sich in ihnen wohl bis heute noch nicht, und war doch neben Bismarck Deutschlands größter Erzieher seiner Zeit.

Karl May hatte selbst schon Schwankungen des Urteils über seine Schriftstellerei erlebt: Tausende von Zuschriften, die man in seinem Nachlasse findet, bestätigten die starke Wirkung seiner Reiseerzählungen. „Man pries sie“, schreibt er, „schwärmte für sie, bis es eines Tages jemandem einfiel, das Gegenteil zu behaupten. Nachdem vorher hohe und höchste Kirchen- und Schulautoritäten für sie Zeugnis abgelegt hatten, wurden sie mit einmal von Kirchen und Amts wegen mit dem Bann belegt, aus denselben Bibliotheken ausgestoßen, in denen sie vorher willkommen geheißen waren. Warum?“ so fragt Karl May (Bd. 34, S. 475), „waren sie anders geworden? Nein! Hatten sich die bibliographischen Gepflogenheiten, die ethischen Gesetze geändert? Nein! Waren die Bedürfnisse der Leser andere geworden? Auch nicht! Aber aus welchem Grund denn sonst?“ — Die richtige Antwort lese man dort selbst nach! Die gestern ihr hosianna riefen, rufen heute crucifige. Und wie die Führenden oder doch die Lautesten den Ton angeben, so fällt die Masse ein, zumal wenn's zu schelten gilt.

Jetzt weiß es jeder Zeitungsleser, daß Karl May ein Schundschriftsteller ist und daß man als gewissenhafter Erzieher die Jugend vor ihm zu bewahren hat. Die zwei bekanntesten Volksgifte heißen

[23]) Dabei kommt mir noch eine Göttinger Erinnerung, die zwar streng genommen nicht hierher paßt, aber doch erhalten zu werden verdient: Bei meiner Prüfung zum Staatsexamen fragte mich der große Philosoph Hermann Lotze in der Geschichte der Pädagogik nach Basedow. Ich sagte ihm auf, was ich im Kolleg von Professor Baumann über ihn gehört hatte: Tatsachen. „Und was wissen Sie sonst über seine Persönlichkeit zu sagen?“ — Pause, weil nämlich: nichts. Da kam Lotzes Aufklärung: „Na, er war eben doch ein verrückter Kerl.“ Damit hatte Lotze wohl recht und deshalb gehört die Geschichte auch nicht hierher.

ihm Karl May und Kino. Ich könnte dagegen ein dickes Buch mit freundlichen Urteilen über May füllen, aber das besorgt hoffentlich einmal der Karl-May-Verlag selbst in einer besonderen Veröffentlichung zu Mays Ruhme und zum Nachteil seiner Gegner. Ich will hier nur ehrenhalber die Schriftchen nennen, die sich bemühen, leidenschaftslos über May zu urteilen. Voran eine Sammlung von 178 Stimmen aus dem Volke, die 1902 in einer jetzt nicht mehr erhältlichen Broschüre „Karl May als Erzieher" gesammelt worden sind. Ich führe nur zwei wörtlich an:

S. *71*. . . . Ich bin Bibliothekar der hiesigen städtischen Volksbibliothek, welche augenblicklich 3390 Leser zählt, im vergangenen Jahre über 60 000 Bände ausgegeben hat und — außer den Hofkreisen — von Leuten aller Stände frequentiert wird.

Wenn meine Bücherreihen mit einer Gewehrsammlung verglichen werden, so ist „May" die Waffe, mit der ich jeden Leser unfehlbar ins Herz treffe. Ja, unter allen Autoren steht „May" weitaus obenan! Ich füge noch an, daß hiesige Gymnasiallehrer Ihre Werke als Studium zur Belebung des Stils empfehlen.

Möchte Ihnen noch recht lange die Kraft, zu reisen und die Freude, zu schreiben gegeben sein! Der Sie umgebende, freudig dankbare große Leserkreis muß das von Herzen wünschen . . . Der Sie hochverehrende — —.

S. *77*. . . . Ich fange an, Sie zu bewundern. Ich meine, Sie hätten einen größeren Einfluß auf das deutsche Volk als Shakespeare auf das englische. Dramatische Stücke werden von dem gewöhnlichen Volke nicht gelesen, die Ihrigen aber vom Milchmädchen auf dem Lande bis zur Fürstin auf dem Throne, vom Schustergesellen bis zum Professor auf der Universität. Ferner muß zugegeben werden, daß der innere Shakespeare kein Christ ist. In Ihren Werken jedoch leuchtet zuweilen das Christentum in überirdischem Glanz empor. Sie sind ein großer Wohltäter des deutschen Volkes! L. N. Schl., Pfarrer (S. J.), Amerika.

Von sonstigen Schriften sind mir bekannt geworden:

1. Max Dittrich, Karl May und seine Schriften, Eine literarisch-psychologische Studie für Mayfreunde und Mayfeinde. Dresden 1904, C. Weiske (Gg. Schmidt) 8°, 127 Seiten. [Nach K. „von M. zum größten Teil selbst verfaßt", was ich nicht nachprüfen kann[24]).]
2. Heinrich Wagner, Karl May und seine Werke. Eine kritische Studie. Passau 1907, 8°, 51 Seiten[25]).
3. Franz Weigl, Karl Mays pädagogische Bedeutung in den „Pädagogischen Zeitfragen". Bd. IV, Heft 22, München, Val. Höfling, 1909, 8°, 58 Seiten[26]).

[24]) Vergriffen.

[25]) Vergriffen.

[26]) Vergriffen.

4. Dr. phil. A. Droop, Karl May, eine Analyse seiner Reiseerzählungen. Verlag von Herm. J. Franken, Cöln-Weiden, 1909, 8°, 199 Seiten.
5. Dr. E. A. Schmid: Mays Ges. Werke, Bd. 34.
6. Karl-May-Jahrbuch 1918 und 1919. Herausgegeben von Dr. Rudolf Beissel und Fritz Barthel. Breslau, Schlesische Buchdruckerei von S. Schottländer, A.-G.
7. Dr. jur. Euchar Albrecht Schmid, „Eine Lanze für Karl May", Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden, 1918.
8. Dr. Werner Mahrholz, „Karl May", Das literarische Echo, XXI, Heft 3, 1. Nov. 1918.

Weigls Untersuchung schließt mit den Worten:

„Jedenfalls haben wir in Karl May den Typus eines Volksschriftstellers zu achten, der fernab von Haschen nach Augenblickserfolgen und nach der Tagesgunst des Publikums, von tiefgegründeten, wohlüberlegten und planmäßig aufgebauten Tendenzen getragen, die große Mission des deutschen Schrifttums zu erfüllen strebt."

So geschrieben von dem Herausgeber der „Pädagogischen Zeitfragen" selbst, und meines Wissens ohne Widerspruch der damaligen Berufsgenossen — 1909 —.

Seitdem aber wurde derselbe May durch dieselben Werke, wie aus vielen Aufsätzen deutscher Lehrer zu ersehen, zum Jugendverführer und Schundschriftsteller.

Den Wendepunkt in seiner öffentlichen Wertung brachten, wenn ich recht sehe, jene sensationellen „Enthüllungen" von seiten seiner privaten Prozeßgegner, vor allem die erdichtete, daß er ein literarisches Doppelgesicht habe, gleichzeitig — was schon falsch ist, denn es liegen Jahre dazwischen — schmutzige und ehrlose Romane geschrieben habe. Also mit der persönlichen Herabsetzung, mit dem moralischen „Kaputmachen" setzte die Polemik gegen ihn ein. Man schloß aus der vermeintlichen Unehrlichkeit des Schriftstellers auf eine innere Unwahrhaftigkeit und leere Mache seiner Werke, denn wie sollten von einem faulen Baume gute Früchte kommen? Schulleiter, die vorher für ihn warm eingetreten waren, entfernten seine Werke aus den Schulbibliotheken, und durch die ganze Presse ging, wie oben schon berichtet, eine ganz ungeheuerliche, wüste Karl May-Hetze. Man stürzte sich mit einer geradezu wilden Lust auf den ertappten Verbrecher. Das war ein gefundenes Fressen für all die „Sittlichen". Da konnten sie ihre Tugendhaftigkeit einmal wieder leuchten lassen.

Etwa gleichzeitig griffen, wennschon aus achtbaren, sachlich-pädagogischen und ästhetischen Bedenken in die Hetze auch die Jugend-

schrift-Warten ein mit ihrem Kampfe gegen die schädliche Jugendlektüre, indem sie auch M.s Schriften auf die Liste der schädlichen stellten. Wortführer waren dabei die Hamburger Reformpädagogen, die sich mit Künstlern und Kunstförderern aller Art zusammentaten, um auf den drei großen, höchst eindrucksvollen Kunsterziehungstagen den Kampf gegen alles Mindergut in Schule und Haus mit viel Geist und Kraft aufzunehmen. Ich habe selbst an jenen Tagungen mit Ueberzeugung teilgenommen, und halte sie nach wie vor für höchst wertvoll und segensreich. Ihr Hauptverdienst bestand darin, daß sie den Lehrern einmal die Augen für den Ozean von Häßlichkeit öffneten, in dem sie selbst so ahnungslos und fröhlich umherplätscherten, und daß sie ihnen endlich eine Ahnung gaben von dem, was künstlerische Kultur bedeutet. Die Folgen bekam man besonders im Zeichenunterricht zu spüren, der auf neuem, gesunden Boden aufgebaut wurde, und endlich wenigstens eine Beziehung zur Kunst bekam, nachdem er so lange in Handwerksbanden geschmachtet hatte. Auf anderen Gebieten blieben starke Wirkungen aus. Sehr erklärlich! Ueber Nacht waren aus Lehrern, die sich ihr Lebtag um Kunst nicht gekümmert hatten, Herolde der Musen geworden. Man hängte zwei oder drei große Photographien nach antiken Werken in den Zimmern der Gymnasien auf, ließ im Jahr einmal einen Vortrag über die Laokoongruppe oder „unfrei" nach Winckelmann über den Apoll von Belvedere halten, zeigte besten Falles einigemale Antiken in Lichtbildern, ließ aber daneben in der Aula, im Rektorats- und dem Klassenzimmer allen alten Kitsch und Schund an Anschauungsmaterial oder patriotischen Bekenntnissen bestehen und verwies die Beibringung positiver Kunstkenntnisse — diese sind doch stets die Hauptsache — dem Geschichtslehrer, der nun auf einmal in der Klasse von der Kunst des quatrocento und cinquecento zu erzählen wußte („Ja, gibts denn dös a?" fragt der Bayer), und die Jahreszahlen von Donatello und Giotto abfragte. Wer Lehrbefähigung für Geschichte hat, der kann das. Gleichzeitig zerrupften in den Volksschulen nach Lichtwarks unverstandenem Muster Erziehungshandwerker Bildwerke von Böcklin, Thoma und anderen neuen Schulheiligen, und entfalteten dabei ein ganz unsagbar flaches und albernes Kunstgeschwätz. Was ich davon zu hören bekam, das war zum Davonlaufen. Jetzt wird diese Eintagsblume wohl längst verstorben und verdorben und die Einsicht dagegen erwacht sein, daß zur Kunst nur der erziehen kann, der selbst Kunst im Leibe hat.

Aber auf dem Gebiete der Literatur, da fühlten sich die Lehrer

zuhause und sicher, denn sie hatten viel gelesen, kritisch gelesen, hatten selbst von klein auf ihre Feder an Aufsätzen geübt, manche es zu achtbaren literarischen Erfolgen gebracht, kannten die gelehrten Abhandlungen über Aesthetik, die Kunstgesetze, wie sie seit Lessing von den großen Kritikern und Literaturhistorikern geübt wurden, nahmen teil an den kunstkritischen Kämpfen ihrer Tage und meinten nun, wenn sich viele zusammentäten und ihre Urteile addierten, so müßte doch eine unantastbare Wahrheit zutage kommen. Aber in Kunstfragen entscheidet nicht die Majorität. „Vernunft ist stets bei wenigen gewesen“, bei noch wenigeren unverfälschtes Kunsturteil. Vor 30 Jahren wiesen die Kunstverständigsten Karlsruhes sämtlich Bilder ihres Mitbürgers Thoma als geschmacklos und als einen Hohn auf echte Kunst von ihren öffentlichen Kunstausstellungen zurück, vor 50 Jahren hätte man den Gymnasiallehrer gemaßregelt, der Hebbels Dichtungen in die Schule gebracht hätte. Erst als Gervinus, der Literaturhistoriker, ihn „eine Eiche im Gestrüpp der neuen Dramatiker“ genannt hatte, fingen vereinzelte „Gebildete“ an, ihn ernst zu nehmen. Die Volksschullehrer stehen der modernen Literatur nicht etwa fremder und verständnisloser gegenüber als die Oberlehrer und Hochschullehrer. Man frage einmal bei Gerhart Hauptmann oder bei den Hütern des Ibsenschen und Strindbergschen Erbes an, was diese führenden Geister für Förderung vonseiten dieser „Volkserzieher“ genossen haben! Hebbel lag mit ihnen in ewigem Kampfe und meinte, sie hätten eine geballte Faust im Schädel.

Ich glaube nicht, daß über Mays Wert auch als Künstler schon das letzte Wort gesprochen ist. Man fängt jetzt erst an, seine Absichten zu verstehen, und die Kritik, die vordem einmütig gegen ihn war, wird schon vorsichtiger und ernsthafter.

Betrachten wir den Erfolg der Karl May-Hetze, so antworten die Jugendschrift-Warten selbst mit Verdruß, daß er bisher noch ausgeblieben sei, und der Verlag berichtet, daß die Nachfrage nach Karl May-Schriften wieder von Jahr zu Jahr wachse und seit etwa Mitte des Kriegs alle früheren Erfolge weit in Schatten stelle. Feldbüchereien und Krankenhäuser machten Massenbestellungen, und aus dem Felde kamen Anerkennungsbriefe in Mengen.

Mir selbst schrieb ein Oberst aus Oesterreich, ich sollte sein langes Schweigen entschuldigen, er hätte aber einen Karl May in die Hand bekommen, der ihn nicht wieder losgelassen hätte. Im Eisenbahnabteil saß ein Militärarzt neben mir und wir kamen ins Gespräch: „Was lesen Sie da?“ — „Karl May, der ist uns im Feld die liebste Lektüre.“

Ein Student sah auf meinem Tisch ein Bild Mays: „Den habe ich auch eingerahmt zu Hause.“ — „Steht er Ihnen so nahe?“ — „Ich danke ihm die schönsten Eindrücke meiner Jugend, habe jahrelang unter seinem Einfluß gestanden, und als sein Winnetou starb, habe ich mich in meine Kammer eingeschlossen und lange geweint und geschluchzt.“

Dazu stimmt mir ein Erlebnis älterer Zeit. Ich hatte in der Obersekunda Goethes „Hermann und Dorothea“ gelesen, und war von der unübertrefflichen Herrlichkeit dieser Dichtung immer wieder so gepackt, daß ich die größte Mühe hatte, meine Ergriffenheit zu verbergen. Ich trug sie mit aller nur möglichen Wärme vor und mied alles, was den künstlerischen Eindruck beeinträchtigen könnte. Zum Schluß fragte ich die Schüler, denen freie Aussprache erlaubt und gewohnt war: „Nun, welches ist Ihr Gesamteindruck?“ Da erhob sich einer der Gewecktesten — ich könnte noch seinen Namen nennen trotz der verstrichenen bald 30 Jahre — und sagte: „Langweilig.“ Ich dagegen: „Da haben Sie sich wohl an Karl May Ihren Geschmack verdorben?“ Aber da hätte man einmal die Entrüstung der ganzen Klasse sehen sollen! Es war wie eine allgemeine Revolte. „Ja freilich,“ sagte ich, „bei Goethe wird nicht soviel geschossen und Blut vergossen?“ Gesteigerte Empörung: bei May würde auch nicht viel geschossen, er begnadige seine besiegten Gegner. Ich merkte, daß ich heilige Empfindungen verletzt hatte und hielt mich fortan mehr zurück. Mein jüngster Sohn hat mehrere Jahre lang unter M.s Bann gestanden, viel Freude an ihm gehabt und sehr viel Nützliches von ihm gelernt[27]). Er allein von uns wußte gut Bescheid über das heutige Mesopotamien, Syrien, Kanada, Südamerika, über Land und Leute — und mit keinem Worte, keiner Handlung hat er zu erkennen gegeben, daß er dabei Schaden an seiner Seele genommen hätte. Ob vielleicht an seinem Geschmacke? Ich weiß es nicht, glaube aber nicht, denn er ist jetzt voller Empfängnis für unsere klassische Poesie.

[27]) Näheres hierüber im Karl May-Jahrbuch 1919, S. 339 ff.

Unterschätzung der May-Verehrer.

Wie erklären sich die May-Gegner diese Wirkung auf alt und jung?

„Anspruchslose Leser," sagen sie, „Sensationslust, Stoffhunger". Laßt euch durch Worte nicht verblüffen! Anspruchslos sollen die sein, die schlechtere Ansprüche stellen als K., also die bescheidener sind. Anspruchslos ist sonst ein Lob. Hier ist es als Tadel gedacht, soll Leute kennzeichnen, die Schlechtes von Gutem nicht zu scheiden wissen, also stumpfsinnige, urteilslose, ungebildete, künstlerisch ungeschulte, Menschen ohne Geschmack. Da sind wir also wieder beim Geschmack angelangt, über den keine Verständigung möglich ist.

Ich behaupte: Jeder gesunde Mensch ist sensationslüstern und stoffhungrig. Sensation bedeutet Gemütserregung, sensationell bedeutet Gemütserregung bezweckend. Das ist jede Unterhaltungslektüre, jedes Drama. Kein Schriftsteller empfiehlt sein Werk mit den Worten: „In diesem Buche geht es unglaublich langweilig zu. Man findet darin keine Ueberraschung, keine interessanten Menschen, keinen eigenartigen Gedanken und Ausdruck, kurz, nicht die geringste Befriedigung des Stoffhungers." Nur das Neue und Ueberraschende erfreut. Auch K. ist sensationsbedürftig. Er empfiehlt seinen Freunden die lateinische Grammatik, die reich ist an neuen Aufschlüssen, das Schauspiel von Strindberg, das reich ist an den überraschendsten psychologischen Beobachtungen, und ein ganz eigenartiges neues Lebensbild zeichnet. Jeder fragt auf der Straße seinen Bekannten: was gibts Neues? Legt die Zeitung im Wiener-Kaffee gelangweilt beiseite, weil sie nichts Neues bringt, belächelt den besten Witz, nur weil er nicht neu ist. Es geht ihm wie den Karl-May-Schwärmern: er will immer neu angeregt sein. Der ehrwürdige alte Kaiser Wilhelm fragte den Bischof Neander: „Nun, Neander, was gibts Neues im Himmel?" — „Kennen Majestät schon das Alte?" — Ein neu entdeckter Komet erregt den Lehrer der Physik, läßt den Philo-

logen kalt, eine neue Kravattenform erregt den Ladenjüngling, läßt den Universitätsprofessor kalt, die Dorfjugend strömt zusammen, weil sich ein Dromedar dem Dorfe nähert, eine Kuh setzt sie nicht in Erregung. Wenn Nachbars Fritz Dresche kriegt, so sehen sie gar nicht mehr hin. Das haben sie schon zu oft gesehen, wenn aber ein Indianer einer Weißhaut-Jungfrau den Skalp abnimmt — das ist fein!

— — „Ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab,
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ er es wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdlichem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert macht."

So sagt der „edle verständige Pfarrherr" in Goethes „Hermann und Dorothea", „er, die Zierde der Stadt", und hat nichts dagegen, daß ein jeder „rennt und läuft, um den traurigen Zug der armen Vertriebenen zu sehen".

Nur Schwachsinnige, Blasierte und stumpfgewordene Alte lassen sich nicht mehr erregen.

Die May-Gegner werden nun gegen die Sensation an sich nichts mehr einwenden, ihm aber Schuld geben, daß er schädliche Sensationen beabsichtige, solche, die zum Verbrechen verleiten und den Geschmack am Schönen verderben, die Lust am Schund steigern.

May selbst behauptet gerade das Gegenteil. Er kann nicht eindringlich genug vor der Schundlektüre warnen, nicht dunkel genug ihre schädliche Wirkung zumal auf das kindliche Gemüt malen. Er habe diese selbst so tief schmerzlich an sich erfahren, daß er alle Erzieher mahnen müsse, ihre Kinder vor dieser Schädigung zu wahren. Also war es seine Absicht nicht, Schundware zu liefern. Er mied sorgsam alles, was nach seiner Meinung schädlich wirken könnte. In seinen 40 Bänden finden wir — ich sagte es schon — keine sinnlichen oder lüsternen Stellen, keine frechen Witze, keine Zoten. Es geht stets so ehrbar zu, daß selbst die sittenstrengsten Erzieher, Geistliche, Lehrer aller Art, seine Schriften den jungen Knaben und Mädchen bedenkenlos in die Hände gegeben haben. Man könnte einen Preis aussetzen für den, der bei ihm eine unanständige Stelle nachwiese. Ich kenne keine. Dr. Schmid, der jede Zeile von M. gelesen hat, erklärt, daß es keine gebe. M.s Gegner selbst, die seine Schriften mit den spähenden Blicken der Geheimpolizei durchforscht haben, nennen uns auch keine; es gibt tat-

sächlich keine. Also durch Ehrbarkeit schuf er Schund? Durch Ehrbarkeit wollte er anspruchslose Leser einfangen? Dasselbe tun alle Priester aller Religionen. Aber mit Stoffhunger meint man wohl den Hunger, der alles verschlingt, ohne Wahl und Maß? Gut. M. wählte aber streng. Er schied ja eben das ganze weite Gebiet des Liebeslebens aus. Das Gebiet, das gleichzeitig von der schönen Literatur fast ausschließlich oder vorwiegend bebaut wurde. Nach allgemeiner Erfahrung ist damit auch bei den Lesenden die größte Wirkung zu erzielen; das Verlangen nach Darstellung des Liebeslebens, von dessen zartesten Regungen bis zu seinen leidenschaftlichsten und zu krankhaft entarteten Aeußerungen ist stark, und Erotik nach den Erfahrungen der Buchhändler und jedes Menschen, der die Augen offen hat, von allem Gedruckten der gesuchteste Artikel. Streicht man dieses Kapitel, so beschränkt man sich auf den kleineren, „langweiligeren" Teil des Lebens. Es bleiben Arbeit, Kampf, Leiden, Spiel, Naturgenuß, Naturbeherrschung, gesellige Freude Gleichgeschlechtiger, Andacht und religiöse Uebungen. Das sind auch M.s Stoffe, zumal Kampf in der Gestalt von Abenteuern, „gehäuften Abenteuern". Nun ja, da hat er sich wohl die größten erzählenden Kunstwerke der Weltliteratur, Homers Ilias und Odyssee, zum Vorbild genommen, jene eine unausgesetzte Kette von Kämpfen, diese von Abenteuern mit stärkster Häufung. Auch sind die Abenteuer dort ebenso „locker aneinandergereiht". Odysseus fährt von Ort zu Ort und jeder Ort bringt sein neues Abenteuer. Kaum eines steht mit dem Vorhergehenden in notwendiger innerer Verbindung: Er kommt von Kalypso auf die See, erlebt Schiffbruch, Leukothea rettet ihn, er landet schwimmend bei den Phäaken, wird dort von der Königstochter entdeckt, in Nebel gehüllt (unsichtbar) zum Königspalast geführt, erzählt seinen Sieg über den Kikonen, seine unbeabsichtigte Landung bei den Lotophagen, dann bei den Kyklopen, Aeolus, den Lästrygonen, Kirke, den Kimeriern usf.

Im ganzen Mittelalter hat man sich an solchen Aventüren ergötzt, an sie nie die Forderung gestellt, daß sie unter sich verbunden sein müßten. Ich erinnere an die Erzählungen von Alexander dem Großen, von Herzog Ernst, auch an den Simplizius Simplizissimus und an die ganze Schauerpoesie der Ritter- und Räuberromane. Die Dichter durften ganz beliebig mit Ort und Zeit umspringen, wenn sie es auch nicht immer tun. Es gibt jedenfalls kein anerkanntes bindendes Kunstgesetz[28]).

[28]) Wahrholz sagt entsprechend: „Im Grunde beruht die Wirkung der Mayschen Erzählungen auf denselben Elementen wie die Wirkung des Amadisromanes, auf der Mischung von Phantastik und Moralismus, Abenteuer und Empfindungsseligkeit."

Ich habe viel über Homer und manches über diese mittelalterliche Unterhaltungslektüre gelesen, aber nie den Vorwurf, daß Homer zu viele und zu schlecht verknüpfte Abenteuer erzählte, dem Stoffhunger gröblich diente und die Kritik dadurch herausforderte. Dabei legt Homer sich gar keine Beschränkung auf: es fehlt nichts an „nervenaufreizenden Spannungen", nichts an Sensationen, nicht Menschenfresserei, Verzauberung, nicht Liebschaften von Göttern und Menschen, nicht Unterweltsfahrt, nicht List, Betrug, Kampf, Unwetter, Seesturm, Schiffbruch, fehlt nichts, nichts. Wenn aber selbst ein Goethe sich Homer gegenüber ohnmächtig fühlt, so darf man M. keinen Vorwurf daraus machen, daß er weit hinter Homer in der Kunst der Darstellung zurückbleibt. Von der ist hier ja auch nicht die Rede.

Aber M. macht sich zum Helden und bekundet damit seine „Eitelkeit". Erstens ist Eitelkeit zwar eine Schwäche, aber nicht sündhaft. Sodann kann nur ein sehr Törichter glauben, M. hätte ernstlich die Absicht gehabt, selbst für den Vollbringer all dieser unzähligen Wundertaten gehalten zu werden. Für so dumm hat er seine Leser nicht eingeschätzt. Er erzählt in Ichform, um seiner Darstellung einen festen Mittelpunkt zu geben und läßt dieses „Ich" siegen, weil es das von ihm vertretene gute Prinzip darstellt. Dieses Ich muß siegen, soll er seinen eigenen Glauben nicht verleugnen. Dieses Ich ist die „Menschheitsfrage". Schwerhörige und Verstockte glauben ihm das nicht. Sie mögen es bleiben lassen! Sie glauben ihm ja überhaupt nichts. Deshalb bringen sie aber die Tatsachen so wenig aus der Welt, als wenn sie, sich die Augen zuhaltend, das Licht der Sonne leugnen wollten. Unsere Aufgabe ist es nicht, zu beweisen, daß M. solches beabsichtigt, denn wir haben nicht den geringsten Anlaß zum Zweifel. Die Zweifler aber mögen uns die Berechtigung ihres Zweifels nachweisen.

„Die Charakteristik der Gestalten wirkt einfach kindisch, so sehr entbehren sie innerer Entwicklung und der gewöhnlichsten psychologischen Wahrscheinlichkeit." (Kleinberg.)

Charakterentwicklung ist nicht unerläßliches Kunstgebot. Die Helden der griechischen Epen, Tragödien und Komödien entwickeln sich auch nicht, treten fertig ausgebildet auf und bleiben sich gleich wie die Masken, die sie vor dem Gesichte tragen. Odysseus, Achill, Hektor im Epos, Ajas, Kreon, Antigone im Schauspiel, um die bewährtesten Beispiele zu nennen, machen keine Charakterentwicklung durch, nur Schicksals- und Stimmungswechsel. Es ist das eine allgemein anerkannte Tatsache. Erst die neuere Dichtkunst hat sich Charakterentwick-

lung zur Aufgabe gestellt. M. hätte das Recht, nach antikem Muster zu arbeiten, aber auch er arbeitet auf Gesinnungswechsel hier mit allen Mitteln, auf Bekehrungen zumal, die doch eine Entwicklung bedeuten. Ich erinnere nur an seine Bekehrung der „Heiden" zu christlicher Weltanschauung, vorgenommen an dem Muhammedaner Hadschi Halef und dem Indianer Winnetou. Daß „psychologische Unwahrscheinlichkeiten" vorkommen, bestreite ich nicht, ertrage aber den Vorwurf von seiten derer nur schwer, die M. selbst für ein psychologisches Rätsel nehmen. Da wird sich das Urteil der Kritisierenden selten zusammenfinden und könnte nur eine Untersuchung von Fall zu Fall Klärung bringen. Einigung des Urteils ist selbst da unwahrscheinlich, wie berühmte Muster lehren: Hamlet, Marquis Posa, Max Piccolomini, Faust. „M. wiederholt die Motive oft." Zugegeben: Tut das nicht das Leben und tun das andere große Künstler nicht auch? Ich denke an Maler wie Raffael. Eine Sammlung seiner Madonnen in Charlottenburg ist quälend eintönig. Andreas Achenbach mit seinen italienischen, Oswald mit seinen Meerbildern kann man auch nicht in Massen genießen. Nur die Allergrößten bleiben immer jung, immer neu, immer schöpferisch. Zu diesen hat sich M. nie gezählt und zählten ihn nur Leute, welche jene nie gekannt haben.

Seine Sprache ist oft matt, ohne Plastik, salopp, allerdings zuweilen auch von großer Kraft, Wucht, Lebendigkeit und Anschaulichkeit: er hat auch da Gutes, Mittelware und Schlechtes. Aber der Gerechte wertet den Künstler nach seinem Besten. Wie milde war der Weiseste der Weisen, Goethe, in seinen Kunsturteilen! Er fand fast an jedem Kunstwerke etwas zu loben. Er suchte eben nur das Gute und kannte die menschliche Unzulänglichkeit. Verrissen hat er nie eine Kunstschöpfung, nur betont, was ihm den Beifall unmöglich machte. Aber die ganz Unfruchtbaren sind unersättlich in ihren Ansprüchen, unerbittlich in ihrem Tadel, unversöhnlich in ihrer Mißachtung. Es geht ihnen so wie denen, die, an schlechte Kost gewöhnt, in den Gasthäusern am meisten über das gute Essen räsonieren. Man soll doch merken, daß sie aus einem großen Haus sind: „sie sehen so stolz, so unzufrieden aus." Da gibt's nur eine Heilung, die Forderung: „Besser machen!" Unter all den Tausenden von Klugschnackern, die May unerträglich finden, hat kaum ein Dutzend Gleichwertiges, kaum einer Besseres gemacht. Schreibt erst einmal Bücher, die Millionen von Deutschen, die doch nicht alle Verbrecher sind oder werden wollen, das Herz warm machen! Die selbst Schaffenden sind es auch nicht, die so polternd tadeln: sie

wissen, wie schwer es ist, ans Herz des Volkes heranzukommen. Es sind die unfruchtbarsten aller Menschen, die Kritiker, Bloß-Kritiker! Ein Peter Rosegger schätzte Karl May:

„Karl May ist ein ganz prächtiger Mensch, der in seine Erzählungen einen guten ethischen Kern, Vaterlandsliebe, Humanität und einen gesunden Nationalstolz legte. Ich bin der Ansicht, hätten wir ihn nicht, so müßten wir nach einem, der ihm zumindest ähnlich ist, auf die Suche gehen!" (Roseggers „Heimgarten", 1913.)

Ich darf wohl endlich abbrechen mit meiner Kritik der Kritik und mich dazu wenden, aus eigenem Urteile Karl Mays Lebensbild und Lebenswerk darzustellen. Es wird sich dann noch deutlicher zeigen, wie sehr die so harte Beurteilung des Mannes und seines Wirkens daneben getroffen hat. Bisher standen wir in der Verteidigung, hatten Angriffe zu parieren, jetzt werden wir zum Aufbau schreiten können. Wenn erst das Werk fertig vor uns steht, dann muß er für sich selbst sprechen.

Karl Mays wahrer Charakter.

Hätte ich seinen Nekrolog zu schreiben gehabt, so würde er wie folgt lauten:

K. M. hatte von seinem Vater große geistige Regsamkeit und einen idealen Zug geerbt, zugleich Energie und Tatkraft. Obgleich er nur Seminarschulbildung hatte, lernte er französisch, englisch, arabisch fließend sprechen, erwarb sich bedeutende Kenntnisse des Persischen und Türkischen und hinterließ eine Bibliothek seltener und teuerer Werke über Völker und Sprachen, denen er sein reiches Wissen dankte. Von seiner Mutter hatte er ein sehr weiches, zu Rührung, Mildtätigkeit und Demut geneigtes Herz. Sein überwiegender geistiger Exponent war Kraft der Phantasie, die früh Nahrung erhielt durch seine bis zum 5. Jahre reichende Blindheit und seine Märchen erzählende Großmutter. Er lebte stets in einer erträumten Welt und schied nur schwer zwischen realer und dichterisch geschauter Wirklichkeit. Mit einem Worte: er war eine Dichternatur und glaubte schließlich selbst an die in seinem Geist geborenen Schöpfungen. In dem Ueberwiegen der weiblichen Züge liegt das Problem seines Charakters und die Quelle seiner Qualen. Sein ganzes Leben war ein Bemühen, ein oft vergebliches, seine mehr weiblichen Gefühle und Triebe unter die Zucht einer männlich starken, ordnenden und regelnden Vernunft zu zwingen; die Kräfte aber, die ihn zum Dichter machten, überwucherten in dem Grade, daß er immer wieder mit der Nüchternheit des realen Lebens in Widerspruch geriet[29]). Das erzeugte eine gewisse Zwiespältigkeit und

[29]) Wahrholz macht sehr treffend auf die Verwandtschaft aufmerksam, die zwischen Mays und Strindbergs Charakter besteht:

„Beide haben eine ähnliche Gemütsneigung zu manischen Zuständen, religiösem Aufschwingen und hysterischen Uebertreibungen und neigen bei allem Realismus der Anschauung zu einem ins Unwahre und Verstiegene führenden Idealismus. Worin sie sich unterscheiden, liegt klar zutage: Mays Optimismus und Strindbergs Pessimismus, Mays Freisein von Erotik und Strindbergs Uebererotik, Mays stämmige (mehr erkünstelte, forcierte) Gesundheit und nüchterner — klarer (auch mehr erzwungener) Blick und Strindbergs Verschrobenheit." Man lese dort die weitergeführte Vergleichung nach, die in dem Gedanken endigt: ... „Die Kritik, die Strindberg in den Himmel hebt, hat kein Recht, aus moralischen Gründen May abzulehnen."

Unausgeglichenheit seiner Natur, die ihm leicht als Unehrlichkeit gedeutet wurde, obgleich es sein ehrliches Selbstbekenntnis war, das ihm diesen Tadel eintrug. Eine fehlerhafte Erziehung, schädliche Einflüsse aller Art, geistige Ueberanstrengung und ererbte Nervenschwäche brachten in seiner Pubertätszeit seine Seele aus dem Gleichgewicht und ihn in Konflikt mit dem Strafgesetzbuch. Die lange Haft führte ihn aber zur Selbstbesinnung und befestigte ihn im christlichen Glauben, zu dem die Großmutter ihm in frühester Kindheit den Grund gelegt hatte. Er fühlte sich von Gottes Hand geführt und hoffte auf dessen Hilfe bei seinem moralischen Aufstiege. Mit bewunderungswerter Willenskraft richtet er sich wieder empor und faßte den Plan zu einem großen Erziehungswerk an sich und der gesamten Menschheit. Sein Ziel wurde der „Edelmensch". Diesem Grundgedanken ordnen sich alle seine Werke unter. Sein Fleiß war staunenswert, sein Bildungsdrang unersättlich. Seine tiefe, aber konfessionell nicht festgelegte Frömmigkeit steigerte sich mehr und mehr bis zum Mystischen und Visionären. Er glaubte an eine Seele, die neben Körper und Geist im Menschen wirke. Darin ist er Vorgänger des Dr. Steiner und der anderen Theosophen. Im Vertrauen auf seine eigene Erkenntniskraft und das Dämonion, das ihn führte, lehnte er mehr unbewußt jede Beeinflussung von anderen Geistern ab. Zu klaren wissenschaftlichen Systemen ist sein Denken nie durchgedrungen. Er hatte Mißtrauen gegen reingeistige Forschungen. Aber seinem Glauben vertrauend, blieb er zuversichtlich, stark und froh trotz aller Anfeindungen und Verleumdungen. Dabei unterstützte ihn ein angeborener Zug zum Heiteren, Humoristischen. Er hatte ein lebhaftes Ich-Gefühl und litt schwer unter der Nichtbeachtung oder Mißachtung von seiten seiner Umwelt. Die Haft hatte ihn gesellschaftlich unmöglich gemacht. Deshalb war er zur Lüge geradezu gezwungen, deshalb schrieb er auch anfangs unter Pseudonymen, ersann Auslandsreisen auch für die Zeit, während der er hinter Schloß und Riegel saß, und hielt an seinen falschen Angaben solange fest, bis ihm ihre Unhaltbarkeit bewiesen wurde. So wurde er zu einem gelegentlichen Lügner, nicht aus Lust an der Sünde, sondern aus Notwehr. Seine sich aufbäumende Selbstbehauptung verleitete ihn auch, sich den Doktortitel zu beschaffen und, zur Rede gestellt, Ausflüchte zu ersinnen. Er war eitel mit dem Rechte des geistig Bevorzugten. Da ihm eine gerechte, ihm ausreichende Anerkennung versagt blieb, so schmückte er sich mit der erborgten Ehre. Trotz seines heldenhaften, bewunderungswürdigen Kampfes gegen die

Fehler und Schwächen seiner Natur mußte er bis an sein Ende die schmählichsten Beschimpfungen und Verdächtigungen ertragen. Er wehrte sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, solange seine Kraft reichte, und schied, trotz all der fürchterlichen Erfahrungen, die er an seinen Mitmenschen gemacht hatte, zwar gerne, aber versöhnt aus diesem Leben. Wie er stets mildtätig gegen Bedürftige war — er war ein Mensch edel, hilfreich und gut —, so hinterließ er auch sein Gesamtvermögen für wohltätige Zwecke. Er hat den schweren Lebenskampf mannhaft durchgeführt und sich die Krone des Lebens verdient. Er hat nach tiefem Falle unbeirrt geschaffen:

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Mays Wesen ist urdeutsch. Das äußert sich nicht nur in seinem starken Heimatsgefühl, das ihn nie lange Zeit im Ausland duldete, auch nicht nur in manchen kräftigen Bekundungen und manch gerecht tadelndem und aufrüttelndem Wort an seine schwerhörigen Landsleute, sondern es äußert sich in dem ganzen Kern und Wesen seiner Natur.

Nach Max Scheler[30]) ist der aufgeschlossene Sinn für die Idee des Unendlichen, die Lust und das Glück des Sichverlierens in diese Idee, also das, was Mays fast ausschließlichen Lebensinhalt darstellt, eine Ur-Mitgift des deutschen Geistes, zugleich das Element, das seit den Tagen des Tacitus bis zum heutigen Tage weitaus am beharrlichsten geblieben ist, ja vielleicht das einzig Beharrende in der vielgewandten Ereignis- und Geistesgeschichte unseres Volkes. Ueberall trete uns dieser wunderbare Zug deutschen Geistes entgegen, alles Endliche, Gestaltete, Geformte ebensowohl im Sein wie im Wollen, Handeln, Bilden (deutsche Gotik) als eine bloße Einschränkung einer zuvor gegebenen oder doch beabsichtigten unendlichen Bewegung zu erleben, als Not und fast unfreiwillig übernommenen Tribut an die menschliche Enge. Scheler führt auch aus, daß dieser Sinn im äußersten Gegensatz zu dem altklassischen Sinn für Maß, Form, Gestalt, Grenze, Geschlossenheit der Erscheinung stehe und beruft sich auf den Ausspruch Diltheys, daß das Handeln der Germanen durch ein Uebermaß von Energie über den Zweck hinausgehe. In diesem Sinne bemüht sich auch Karl May als ein „ewig Strebender“, der aus Sehnsucht nach einem Unendlichen der Form nicht Herr werden und nie zu einem ihn selbst befriedigenden Abschluß kommen kann.

[30]) „Die Ursachen des Deutschenhasses“, Leipzig, Kurt Wolff Verlag, 1917, S. 93 ff.

Das von mir gezeichnete Lebensbild steht schwerlich im Widerspruch mit irgend einer mir authentisch bekannten Aeußerung M.s, mit seiner gesamten Darstellung seines Lebens und mit den allgemeinen Erfahrungen über Menschenart. Es steht im Einklang mit dem Zeugnisse der Menschen, die ihm nahe standen, seiner zweiten Frau, Dr. Schmid, Dr. Sello, Dr. Oskar Gerlach, u. a. m., es steht vor allem im Einklang mit der Wesensart seiner gesamten Schriftstellerei [81]).

[81]) Ich sehe zu meiner Freude, daß Wahrholz unabhängig von mir zu einer gleichen Wertung des Mayschen Charakters gelangt ist und vor allem die sog. Schuldfrage von seiner hohen Warte zu einem gerechten Austrag bringt: „Ein sittlich unzweifelhaft ernsthaft ringender und strebender Mensch hat er doch zugleich in sich die schwersten Hemmungen; eine fabelhaft feine realistische Beobachtungsgabe vereinigt sich mit der Anlage zu großartig pathetischen Szenen. Kurzum: ein Mensch mit seinem Widerspruch, der nur deshalb nicht zu seiner (vollen) Wirkung und Leistung kommt, weil sein besseres Ich zu schroff von seinen schlimmen Instinkten geschieden ist und weil diese Scheidung May selbst offenbar einmal (nein, wohl sein Lebtag) zum Bewußtsein gekommen ist. Jeder Dichter trägt ja Himmel und Hölle in sich und es ist nicht bloß eine Redewendung, wenn Goethe im hohen Alter einmal sagt, daß er zu gewissen Zeiten jedes Verbrechens fähig gewesen sei. Von anderen Dichtern sind ähnlich lautende Aussprüche bekannt, was ja eigentlich nicht wundernehmen darf, denn das Dichter-Material zu seinem Werk ist feuriges, leidenschaftliches Erleben. Der Dichter kann nur die extremsten Empfindungen brauchen, die sich bei wenig disziplinierten Menschen unter gewissen Umständen als Verbrechen äußern."

Mit meinem Nekrolog stimmt im wesentlichen auch der überein, den Dr. Arthur Buchenau, Hochschuldozent und Mädchenschuldirektor in Berlin, geschrieben hat. Dieser erschien zuerst im Deutschen Nekrolog gekürzt, als Ersatz für den vom Verlag abgelehnten Kleinbergschen, sodann vollständig in dem Karl-May-Jahrbuch 1919, S. 240 ff. Man findet darin zunächst Mays genaue chronologische Lebensgeschichte, auf die ich hier verzichtet habe, wo es mir fast allein um eine Verteidigung seines Charakters und Wirkens zu tun ist, findet dabei auch die Aufzählung seiner Schriften und schließlich eine ruhige Würdigung des Menschen und seines Werkes, die in den Sätzen ausklingt: „Einer ästhetischen Kritik vermögen seine Schriften kaum standzuhalten. — Als Volksschriftstellerei, d. h. zur Belehrung und Erbauung, sind dagegen seine Bücher unübertrefflich und bilden hier gewissermaßen ein literarisches Genre für sich, das nur etwa mit den Schriften von Sealsfield verglichen werden kann. Einen besonderen Reiz gewinnen sie durch Mays Humor. . . ."

Karl May vom Standpunkt der Physiognomik und Graphologie.

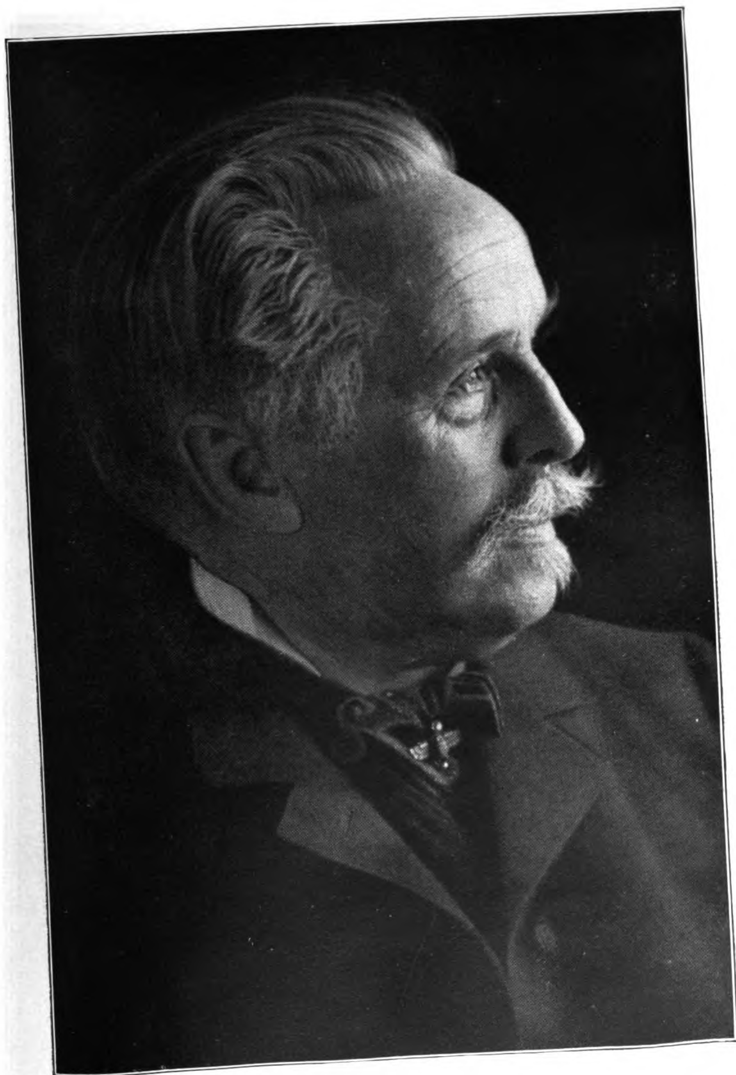
Man sehe sich auch Mays Bildnisse an und frage sich, was sie aussagen. Soviel Menschenkenner ist doch jeder reife Mensch, daß er aus den Gesichtszügen eines greisen Mannes zu lesen vermag, wes Geistes Kind er ist, ob ein dem Guten oder dem Verbrecherischen Zugewandter. Ich muß gestehen, daß mich der erste Blick auf Mays Bild zu seinem Freunde machte. Ich sehe da männliche Schönheit und einen glücklichen Ausgleich zwischen Geist und Gemüt, sehe um Augen und Mund einen Zug von Güte, mit Schalkheit gepaart, freilich auch einen etwas weichlichen, schmerzlichen, wehmütigen Zug, der viel stilles Seelenleid verrät.

Wir haben in unserer Walhalla nicht viele Köpfe von solcher Vornehmheit. Ich meine, er braucht seine helleuchtende Stirne nur zu zeigen, um das Mottengezücht der Verleumdungen und Beschimpfungen zu verscheuchen. Wenn uns seine Gegner immer wieder auf den Menschen verweisen, um so „andersherum“ aus dem schlechten Charakter sein schlechtes Werk zu erklären, so sage ich umgekehrt: der gute Mensch rechtfertigt und erklärt sein gutes Werk. May brauchte sich wahrhaftig nicht zu verstecken: Adel der Gesinnung stand ihm im Gesicht geschrieben. Wir finden aber darin nicht einen Zug, den wir nicht durch seine Schriften erklären und belegen könnten: hier herrscht in Wahrheit ein Einklang, der jeden Zweifel und jede Mißdeutung ausschließt.

Und doch wollte ich mich auf meine eigene Menschenkenntnis nicht beschränken. Ich wandte mich deshalb an einen bedeutenden Charakterologen, Ludwig Hub in München, dessen Deutungen mich durch ihre Treffsicherheit überraschten, und bat ihn, mir die Gesichtszüge und die Handschrift des ihm unbekannten Greises zu bestimmen. Hub schreibt:

I. Charakteristik des Bildes.

„Die Stirne zeigt das Denkerische, doch noch stärker das Gefühlshafte, der ganze Gesichtsausdruck mehr Unterbewußtes. Es ist



Ihr Karl Marr.

etwas sehr Kindliches darin. Zweifellos hat man es da mit psychischen Einschlägen zu tun, die kompliziert sind durch Minderwertigkeiten und Mehrwertigkeiten in eigenschaftlichem System. Mehrwertigkeitserscheinung ist das phantastische Element und weit umfassende geistige Vorstellungskraft; minderwertig vielleicht eine durch die vorhandene inversio feminina geminderte Widerstandskraft gegenüber plötzlich auftretenden Ideen und Einfällen, wie überhaupt das ganze Schicksal dieses Mannes darauf beruht, daß sozusagen eine Unausgeglichenheit und Unebenheit in den Hauptelementen besteht, und zwar darin, daß das männlich Geistige unmittelbar mit weiblichen Elementen des Phantasie- und Gefühlsmäßigen verbunden ist. Dadurch wird leicht erklärlich, daß das, was wir Tatendrang nennen können, sozusagen in das Phantasiegebiet fällt — also bloß mehr in der Vorstellung existiert; während der Wille an sich wenig vollständig, klar und sicher auftritt und wir an dessen Stelle mehr das Automatische sehen, dem dieser Charakter so lang folgen muß, als sozusagen die Automatismen und Triebkräfte dieses Naturells noch allein spielen, bewegt und angeregt und verbunden mit lebhaften phantasievollen Elementen; während also die Phantasie beginnt, in künstlerische Tätigkeitsform einzutreten, nimmt die Beherrschung der Willens- und Kateinfälle durch die Phantasie konsequent ab. Es ist zweifellos, daß es sich hier um eine sehr verschieden bedingte Erbanlage handelt, wobei das mütterliche Element stark überwiegt (siehe die mädchenhafte Art des Gesichtsausdruckes). In Uebereinstimmung mit diesem Gesichtsausdruck ist leicht ersichtlich, wie schwer es einer solchen Natur werden mußte, gegen Einfälle und phantasievolle Vorstellungen aufzukommen, um so mehr, wenn wir bedenken, daß gerade im Falle der Inversion weibliche Beweglichkeit und Unstetigkeit, Unruhe und Unrast geradezu drängende Elemente werden können, gegen die sich zu wehren hier keine männliche Gegenkraft im Willenssystem vorlag. So sind gewisse pathologische Züge im Willensleben erklärlich. Was hier minderwertig erscheint, ist nach meiner Ansicht pathologisch, aber das Pathologische ist hier zweifellos mit Genialem vermischt, und wie eben nun die pathologischen Elemente mit den anderen zusammen spielen, darauf kommt es an; so bietet sich jeweils das Charakterologische in jedem Moment dar. Es handelt sich also zweifellos um einen abnormen Charakter, der seelisch in seiner Phantasiekraft hervorragend begabt ist, dessen Widerstände aber gegen innere Impulse und impulsive Vorstellungen, die zu Tathandlungen übergehen können, gemindert sind.

Das Abstraktionsvermögen dieser Natur ist gering, das Ideenleben um so größer, Idee hier nicht im philosophischen Sinne, sondern als phantasievolle Vorstellung gemeint, Idee verbunden mit koloristischer Darstellungskraft, die allerdings gerade hier ungehemmt sich offenbart, was in diesem speziellen Falle mit der weiblichen Inversion zusammenhängt, mit den stark entwickelten Triebkräften zum Schaffen und mit der Tatsache, daß der Wille ziemlich ungebunden erscheint, so daß er ebensowenig einmal der Tat wie ein anderesmal der Phantasie Schranken auferlegt.

Die Bildung des Kinnes zeigt Sensibilität, das Gesicht an sich nicht eigentlich Charakterlage, sondern mehr nur Stimmung und Schwingung. Der Ausdruck der Augen auf den beiden mir vorliegenden Bildern zeigt einerseits große Herzensgüte und Weichheit, Hilfsbereitschaft und Stimmungen gütiger Liebesfähigkeit, während das andere graugetönte Bild freilich auch, wenn man tief hineinsieht und sozusagen durch die Augen hindurch, auch manches charakterologisch Minderwertige ersehen läßt, aber doch mehr nur vorübergehend, im Wandel, eben auch automatisch, triebartig bedingt wie das Gütigere und Edlere in dieser Seele.

Sinnliche Züge sind sicher vorhanden; wir können uns aber vorstellen, daß sie zum Teil in das Phantasiegebiet unbewußt hinüberkommandiert und sublimiert sind.

Die Furchung der Stirn ist nicht schlecht: Mathematisches und scharf nüchtern Denkendes fehlt, dagegen ist auch hier ein Reichtum an Einfällen und überaus lebhaften, fast unbegrenzten Phantasievorstellungen ersichtlich. Eine gewisse Degeneration als Ganzes fehlt im Bilde nicht, wir sehen aber zweifellos das, was die französische Psychologie dégénération supérieure nennt, freilich damit verbunden einen steten Mangel an innerem Gleichgewicht und den Intellekt durchaus nur sensibel formiert, nicht gedanklich abstrakt. Dadurch wird natürlich, wenn wir auch an den keineswegs klar formierten und aktiv wenig beherrschten Willen denken, leicht ersichtlich, daß diese Individualität sozusagen in Einfällen und Ideen genial gesteigert, in Gleichmäßigkeit des Willens jedoch (und in seiner Sicherheit) psychopathisch gemindert ist."

II. Charakteristik der Schrift.

„Die Unterschrift zeigt gleich im Anstrich absolut überflüssige Zeichen, die zur Herstellung des Namens nicht notwendig sind. Aber dieser

Ueberfluß bedeutet vielleicht gerade im Vorstellungsvermögen des Mannes Phantasievolles. Auch die beiden Unterschriften (faksimiliert) zeigen eine zweitonliche Persönlichkeit. Die eine Unterschrift, durchaus verbunden, zeigt Anpassungsfähigkeit und restlose Einfühlungskraft in ein vorgestelltes Milieu; die andere Unterschrift mit dem l bei Karl, das zwischen r und M allein ohne Verbindung eingestellt ist, beweist eigenen Einfallsreichtum. So können wir uns vorstellen, wie sich hier die rege individuelle Phantasietätigkeit mit der außerordentlichen Fähigkeit der Einfühlungskraft, vielleicht hier regionaler Einfühlungskraft, vermischt.

Diese Einfühlungskraft wird aber wohl da am stärksten sein, wo sie sich am weiblichsten zeigt, d. h. in der Einfühlung in Typen, besonders in regionaler Einfühlung. Die Unterschrift ist noch durch eine Paraphe individualisiert, die etwas fast Orientalisches an sich hat, so daß wir daran denken könnten, ob hier nicht regionale oder individuelle Einfühlungkraft besonders orientalischen Typen und Leuten zugewendet erscheint.

In der Schriftdarstellung fällt in dem mir vorliegenden Material die Schreibweise des D auf, wo sich ein durch den großen Buchstaben gehender pfeilähnlicher Strich befindet, infolge dessen man vielleicht daran denken muß, daß Pfeile und Waffen im Phantasieleben dieses Mannes eine Rolle spielen, ähnlich wie wir oft Buchstaben, die an Notenzeichen erinnern, bei Komponisten finden.

Die Handschrift erscheint überhaupt weniger sympathisch als die Bilder. Hier begegnen wir einem psychopathischen Element auf den ersten Blick. So ist auffallend, daß sich in einem sonst deutsch geschriebenen Wort plötzlich ein lateinisches e befindet, eine Mischung, die nicht selten in kriminellen Schriften vorkommt. Aber ich glaube, daß wir hier das Wort kriminell nicht im gewöhnlichen Sinne gebrauchen dürfen, sondern daß es sich hier um triebhafte und zügellose Phantasie handelt, die, so lange sie sich nicht an sich bildlich ausleben konnte, eben auch vielleicht im Tun und Handeln Formen angenommen hat, die mehr den phantasievollen Anteil als typisch kriminelle Elemente zeigen. In der Handschrift finden sich neben Spitzen und hakigen Zügen auch sehr viel gütige und weiche, und diese scheinen doch vorherrschend zu sein. Man kann sich aber vorstellen, daß periodisch bald das eine, bald das andere etwas betonter hervorgetreten ist. Man bemerkt auch plötzliche Umstellungen, die die außerordentliche momentane Veränderungsfähigkeit, Anregbarkeit und Ablenkbarkeit dieser Natur zeigen, die eben im

Moment immer gerade ganz bei dem ist, was sie fühlt und sucht und wovon sie beherrscht wird. Die Interpunktion ist ebenfalls phantasievoll gerichtet. Auch hier gestaltet sich einmal ein Punkt zu einem Pfeil. Interessant ist, daß einmal ein Buchstabe eine altertümliche, fast hieroglyphische Form annimmt (deutsches k), wodurch leicht verständlich ist, daß ein solcher Geist fast ungehemmt in seiner Vorstellungskraft sowohl geographisch wie historisch erscheint. Kein geographischer Naturwissenschaftler oder Historiker, aber ein ausgesprochener Phantast nach diesen Seiten hin, kann bildlich schauen, Bilder sehen, Bilder fühlen, so daß man fast daran denken muß, ob nicht in dem Hirn dieses Mannes viele Bilder aus fernen Zonen sich gezeigt haben, die er einfach abkonterfeien konnte, was allerdings im metapsychischen Sinn fast als Medialität in Anspruch genommen werden muß, die ihrerseits mit der ausgesprochen weiblichen Inversion und mit dem kindlichen Automatismus in der Triebrichtung zusammenhängen mag. Es handelt sich also um eine ganz merkwürdige, durchaus fast gegensätzlich gemischte aszendente Veranlagung dieses Mannes, bei dem das Geistige sich ganz und gar mit einer ungehemmten Vorstellungskraft verbindet, während der Wille und das, was wir vielleicht sichere und klare Gesinnung und Charaktergesinnung nennen könnten, nicht gegeben erscheint, aber auch nicht gegeben sein kann, weil eben hier Phantasie und automatische Triebart und sensible Vorstellungsweise alles andere übertönen. Wenn aber hier das zustande kommen sollte, was an sich und in seiner Art bedeutsam und hoch individuell erscheint, das geniale Vermögen vergeistigter Phantasie und phantasievoll ungebundener Vorstellungskraft, so konnte es nur auf dem Wege geschehen, den sich hier die Natur gebaut hat, um zu diesem eigenartigen Ziele zu gelangen. Hier ist Verstehen alles, Verzeihen nicht einmal notwendig. Wenn wir von Schattenseiten in diesem Charakterbilde sprechen müssen (und wir müssen es gewiß), so waren diese eben auch die absolute Vorbedingung für das, was uns als Licht, Merkwürdigkeit und geniale Eigenart erscheint, die uns in solcher Seltsamkeit von Gesicht und Schrift und in solch eigenartig charakterologischer Mischung vielleicht nicht wieder begegnen wird."

Soweit der Bericht des Charakterologen! Mir scheint, er hat zwei Züge übersehen: den schalkhaften und den leidenden. Man sieht, daß dieser Mann schwer gelitten hat, vor allem im Kampfe gegen seine eigene Natur. Darauf aufmerksam gemacht, schrieb mir Herr Hub,

das Leidende ergebe sich von selbst aus der inversio feminina, das Schalkhafte werde ihm allerdings nicht offenbar. Daran mögen die Bilder schuld sein, die ihm vorlagen: in anderen Bildern ist es stark hervorleuchtend.

Mein ältester Sohn machte auch die treffende Bemerkung, daß ihn das Bild an Strindberg erinnere. Diesem überraschend richtigen Gedanken sollte man noch nachgehen. Was will solchen komplizierten Künstlernaturen gegenüber unsere Philistermoral ausrichten?

Eine zweite Analyse der Handschrift Mays erbat ich von Herrn Dr. Klages des Münchner psychodiagnostischen Seminars und lasse sie, weil dieser Satz schon feststeht, im Anhang (S. 172) folgen.

Richard Engels Urteil.

Ich habe auch dem bekannten Heilpädagogen, Herrn Richard Engel in Bonn, dessen tiefe Einblicke in die menschliche Seele ich wie viele Hunderte zu bewundern Gelegenheit hatte, als auch ich Zeuge seiner ans Wunderbare grenzenden Heilerfolge an seelisch Erkrankten war, ich habe, sage ich, diesem Sachverständigen Karl Mays Selbstbiographie mit der Bitte übergeben, sich darüber zu äußern. Er sagte mir, daß er die Jugendverfehlungen Mays auf schwere Hysterie zurückführen müsse. Mays Darstellung seines eigenen Dämmerzustandes und des Unbewußtseins von seiner Schuld wäre ihm durchaus glaublich. Ein heutiges Gericht würde ihn nicht bestrafen. Auf meine Frage, ob er die gesamte Selbstbiographie für ehrlich halte und zumal die darin bekundete Frömmigkeit, antwortete Herr Engel stark bejahend. Alle Selbstbiographien hätten freilich eine Zugabe von Selbsttäuschung. Das sei unvermeidlich und treffe natürlich auch für May zu, aber an seiner Absicht, wahr zu sein, zweifle er nicht. Im Gegenteil, diese Bekenntnisse machten ihm den Eindruck einer Beichte, durch die eine schwer bedrückte Seele sich vor Gott und der Menschheit rechtfertigen wollte: Sie habe auf ihn ergreifend gewirkt. Auf meine Bitte hat mir Engel sein Gutachten schriftlich zugestellt. Ich lasse es ebenfalls im Anhang (S. 173) folgen.

Also auch hier die Ueberzeugung, daß May ein seelisch Kranker war. Damit ist die Schuldfrage wohl erledigt: Auch er erfuhr an sich das harte Wort von der Notwendigkeit und Unentrinnbarkeit des Lebens:

„So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sprachen schon Sybillen, so Propheten.
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Eine zweite Frage drängt sich auf: ob ein seelisch Kranker Berufung habe, Volkserzieher zu sein. Auch diese Frage erledigt sich

schnell. Fast alle großen Geister sind unnormal gewesen: Cäsar, Napoleon, Hölderlin, Th. Hoffmann, Lenau, Nietzsche, Strindberg. Ob die Völker ihre Lehren aufnehmen wollen, das ist ihre Sache. Darüber kann kein Gericht von Kritikern entscheiden. Ob May zur Jugend sprechen darf? Sie wünscht ihn zu hören und er sagt ihr nichts Verführerisches, nichts Hinabziehendes. Weshalb also nicht?

So oder doch ähnlich werden alle urteilen lernen, die sich etwas mit dem Wesen der seelischen Erkrankungen vertraut gemacht haben. Wer über einen geistig unnormalen Menschen, dessen Wesen zwischen Genie und Irrsinn schwankt, brauchbare Urteile abgeben will, muß mit den Ergebnissen moderner psychologischer und psychopathischer Forschungen einigermaßen vertraut sein. Mit dem alten Schema „gesund und krank", „gut und böse" kommt man nicht mehr aus. Kein Genie ist normal, deshalb auch kein Genie vom Normalen zu verstehen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst" und „Du begreifst den Geist nur, dem du gleichst." Der Phantasielose hält May für einen Schwindler. Mag er es tun: Das Urteil Inkompetenter hat kein Gewicht. May steht nicht unter dem Gericht von Kriminalbeamten, sondern unter dem künstlerisch empfindender Leser; denn alle Dichtkunst wendet sich an solche. Die Frage des künstlerischen Geschmackes ist dann wieder etwas Besonderes. Hier folgt jeder seinem Empfinden und es liegt mir fern, irgend jemandem ein ästhetisches Mißbehagen gegen Mays Schriften ausreden zu wollen. Da ist jeder selbstherrlicher Richter.

Soviel über den Menschen Karl May. Wir wenden uns jetzt wieder seinem Werke zu.

Karl May ein Romantiker.

Unsere Literaturgeschichten also wissen bisher nichts über ihn zu sagen. Der gelesenste deutsche Schriftsteller ihrer Tage ist ihnen unbekannt oder doch des Erwähnens unwert. Ich finde das ungeheuerlich. Es kommt mir vor, als wollte jemand die leiblichen Nährmittel des Volkes behandeln und dabei über Hummern, Austern und Kaviar das Brot oder die Kartoffel vergessen. Erklärt müßte doch Mays Einfluß werden! Zumal sein gewaltiger Einfluß auf die Jugend, die beste Jugend Deutschlands.

Manche Schwächen Mays, die wir oben getadelt sehen, bestehen, wennschon nicht in dem Grade, daß sie ihn ganz aus der Reihe der achtbaren Schriftsteller tilgen könnten.

Kitschig soll M. sein. Ich empfinde oft ebenso, behaupte aber nicht, daß ich damit M. vernichten könnte. Als kitschig gelten den meisten Beschauern von modern geschultem Kunsturteil die Herrschergestalten der Siegesallee. Unserem Kaiser gefielen sie ebensogut wie die besten Werke der italienischen Renaissance. Der Geschmack der Zeiten wechselt. Wie oft haben Enkel die von ihren Großeltern angestaunten Schöpfungen vernichtet! Wie schwärmte der junge Goethe mit seinen Zeitgenossen für Klopstock und wie wenig sagt dieser uns heute? Das Rokoko und Barock fand man zur Zeit ihrer Blüte unübertrefflich schön, dann unausstehlich häßlich, heute wieder schön. Ueber Gedichte, für die unsere Großmutter schwärmte, lächeln heute die Mädchen. Und nicht etwa die blöde „Masse“ schwankt so im Urteil, nein, die führenden Kunstrichter mit ihnen und ihnen voran. Erst in unseren Tagen entdeckt man wieder die ernste Schönheit der alten ägyptischen Kunst. War man vorher tausend Jahre lang blind? Die Häuser, die unsere Väter bauten, sind uns unausstehlich, dafür lernten wir für den Jugendstil schwärmen, den wir heute schon nicht mehr ertragen. So mag eine

Zeit kommen, die das „Kitschige“ höher als unsere mehr realistische oder neuromantische Kunst bewertet, so unfaßlich es uns selbst noch ist.

May hat „Briefe über Kunst“ (1906/07) veröffentlicht, aus denen wir uns über das Wesen seines Schaffens belehren können. Kunst war ihm nicht Verstandes-, sondern Herzenssache. Er nennt Kunst diejenige Betätigung des menschlichen Geistes und der menschlichen Seele, die in das Innere des Gegenstandes eindringt, um sein Wesen zu erfassen, und dann wieder nach außen zurückkehrt, um das Aeußere im Einklang mit dem Inneren darzustellen.

„Wie Gott sich in sich selbst versenkte, als er beschloß, das All mit seiner Schöpfung zu erfüllen, so läßt sich der schaffende Künstler in sein eigenes Ich hinunter, während er im Geist und in der Vollkraft seiner Werke auf die Höhe des sichtbaren Lebens steigt. — — Die geistige Einsamkeit und das seelische Leid vertiefen ihn und erheben ihn, bis er nur noch rein äußerlich mit der Erde zusammenhängt, innerlich aber sich frei von allen ihren Fesseln und Banden fühlt. Dann kommt ihm plötzlich und wie ein verklärendes Licht die beglückende Erkenntnis, daß jene göttliche Lehre von der Erlösung durch den Schmerz und durch das Absterben des äußerlichen Menschen, welche die Grundlage unseres christlichen Glaubens bildet, sich an ihm und durch ihn selbst betätigt hat. So führt jede wirkliche, jede wahre, jede edle Kunst ganz unbedingt empor zum Welterlöser, und man braucht keineswegs Theologe oder gar Priester zu sein, um jede Kunst, die andere Wege geht, als irrend zu bezeichnen.“ (Ges. Werke, Bd. 34, S. 245.)

May trifft hier mit den tiefsten Geistern aller Zeiten in dem Gedanken zusammen, daß alle wahre Kunst religiöse Offenbarung sei. Er begegnet sich besonders, wennschon gewiß unbewußt, mit den stärksten und überzeugtesten Vorkämpfern der romantischen Literatur und Bildkunst, die in Reaktion gegen eine flaue, gehaltlose Manier der Akademien mit ihrer mißverstandenen, rein äußerlichen Klassizität die mittelalterliche Welt in ihrer idealen Herrlichkeit, tiefreligiösen Innerlichkeit und christlichen Ergebenheit poesievoll belebten, mit Novalis, Tieck, Schlegel, unter den Malern mit Veit, Schnorr von Carolsfeld, Steinle, Overbeck und vor allem von Führich. Er trifft auch zusammen — wieder unbewußt, denn seine Bildung war nicht literarisch — mit Tolstois Wertung der Kunst, der sie auch nur als religiöse Bekundung gelten lassen will.

Wir haben hier nicht zu prüfen, ob diese Deutung richtig ist oder nicht, es genügt, sie festzustellen und als Grundlage seines gesamten Schaffens anzuerkennen.

Die Form, in der er sein inneres Schauen gestaltet, ist nach seinem oft wiederholten Bekenntnisse das Märchen. So sind seine „Reiseerzählungen“, die man als geographische Berichte nach dem Maße realer

Glaubwürdigkeit bemessen wollte, symbolische Dichtungen, Märchen, in denen er seinen Glauben anschaulich macht. Man hat ihm auch das nicht gelten lassen wollen und als eine nachträglich erfundene, schlecht geführte Rechtfertigung der sachlichen Unglaublichkeit seiner Erzählungen gedeutet. Aber man lese nur ohne Vorurteil seine Selbstdeutung in dem Kapitel VII des „Ich" („Meine Werke") und verfolge sodann seine Gedanken durch alle seine Werke hindurch, um sich von der inneren Wahrheit seiner Zeugnisse zu überführen. Auch hierin äußert sich seine romantische Anlage. Nach Novalis ist „das Märchen gleichsam der Kanon der Poesie, muß alles Poetische märchenhaft sein". Der Zug zum Naiven, Volkstümlichen und Kindlich-Herzlichen lag in der gesamten Kunst des romantischen Zeitalters tief begründet. Das alte Volksmärchen gab dazu nur das Muster. Die Romantiker umfaßten aber mit dem Begriffe des Märchens die gesamte Kunst des Wunderbaren, Phantastischen, Mythen- und Sagenhaften, des Symbolischen und Allegorischen, so daß eine ganz neue Märchenform entstand: das subjektive, modernisierende Kunstmärchen. Das Hauptmotiv dieser Kunstgattung war der große Kontrast zwischen der Poesie jener Traumwelt und der Prosa der modernen Alltäglichkeit, wodurch sie meist einen didaktischen oder satirischen Beigeschmack bekommt: man erinnere sich an Tiecks und E. T. A. Hoffmanns Märchen, besonders an dessen „Poetisches Meisterwerk", wie er es selbst nannte, den „Goldenen Topf"[32]). In diesen Kreis, besser gesagt: in diese Linie, und zwar an ihr Ende gehört auch Karl May. Damit erklärt sich auch wieder seine Wirkung auf die Jugend.

Die Jugend steht der Natur noch nahe, hat sie noch nicht verloren, sucht sie erst zu umfassen und kennen zu lernen. Deshalb treibt sie eine unstillbare Sehnsucht in ihre Arme. Das ist der romantische Zug, der nicht nur als historisch abgelebte Geistesströmung das 18. Jahrhundert und die erste Hälfte des 19. beherrscht hat, sondern der immer neu geboren wird mit jedem neuen Geschlecht, der als geistige Unterströmung von den Zeiten der Edda bis in die Gegenwart lebendig ist. Unsere Haus- und Schulerziehung nimmt auf dieses romantische Bedürfnis der Jugend keine, jedenfalls viel zu wenig Rücksicht, sie ist im Dienste der Richtung, die den Gegensatz der romantischen bildet, der klassischen. Sie lebt in der Klarheit und Deutlichkeit der Erfüllung; entartet in ihrer Verkümmerung zumeist in Flachheit, Nüchternheit,

[32]) Vgl. Dr. Viktor Schweizer, Hoffmanns Werke I, S. 83 (Bibliographisches Institut).

Greisenhaftigkeit. Ihr fehlt Schwung und Begeisterung, fehlt die Sehnsucht der Seele.

Suchen wir nach einem leuchtenden Vertreter jener romantisch-literarischen Strömung, so werden wir auf den Mann verwiesen, mit dem sie zuerst wieder gewaltsam durchbrach, auf Friedrich Hölderlin, nur daß dessen Sehnsucht ihre Erfüllung von einer Erneuerung der einmal schon erreichten Schönheit und Vollendung im klassischen Altertum erhoffte. Das ist ein Gedanke, der K. M. völlig fern liegt. Er hat zum klassischen Altertum nicht eine feindliche, sondern gar keine Stellung. Er kennt es einfach nicht, ist völlig unberührt von ihm geblieben und hat das nie als einen Mangel empfunden, deshalb nie nachzuholen gesucht. Das ist einer der Hauptgründe, weshalb unsere auf altklassischer Aesthetik aufgebaute „gebildete" Literatur mit ihm nichts anzufangen weiß und nichts zu tun haben will. Er ist ein Wildling im deutschen Literaturwald, den Romantikern nur in der Stimmung verwandt, den Klassizisten weltenfern. Das Wesentliche bei Hölderlin ist seine nie gestillte Sehnsucht, seine suchende, klagende, wehmütige, elegische, ich möchte sagen, seine Pubertäts-Stimmung: Hyperion will die ganze Welt umfassen, ist ein Trieb ohne Maß und Grenzen.

Um seiner Gefühle Herr zu werden, sucht er die Einsamkeit; „er irrt allein." So erlebt jeder deutsche Knabe den Tag, wo er sich unverstanden und verlassen fühlt, am liebsten der Schule, selbst dem Elternhaus entlaufen möchte. Die Mutter ruft ihm mit schmeichelnder Stimme zu:

„Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft."

Er aber antwortet:

„Mutter, Mutter, laß mich ziehn!"

Der Vater lockt ihn mit in den Garten zu den Blumen oder an den traulichen Familientisch. Der Knabe aber fühlt mit Hölderlin (Abendphantasie):

„Vor seiner Hütte ruhigem Schatten sitzt der Pflüger; dem Genügsamen raucht sein Herd.
Gastfreundlich tönt dem Wanderer im friedlichen Dorf die Abendglocke.
Wohl kehren jetzt die Schiffer zum Hafen auch, in fernen Städten fröhlich verrauscht
Des Markts geschäftiger Lärm; in stiller Laube glänzt das gesellige Mahl der Freunde.
Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen von Lohn und Arbeit, wechselnd in Müh und Ruh
Ist alles freudig; warum schläft denn mir nimmer und nie in der Brust der Stachel?"

Er fragt sich, warum „einsam unter dem Himmel nur immer bin ich?" Er könnte das Alter beneiden, das „friedlich und heiter" ist und hoffen, daß doch endlich seine „ruhelose, träumerische Jugend verglühe".

Und er folgt den Eltern nicht zu den Freunden an den geselligen Tisch, nicht in den Blumengarten, sondern stürmt hinaus, um seine Brust zu entlasten, um tief aufzuatmen an den Brüsten der ewig jungen Natur. Im Eichwald hält er ein.

Romantisch ist auch Mays ganze Stellung zu den Welträtseln. Er verzichtet auf den Versuch, ihnen mit dem bloßen Verstande, mit den Wissenschaften beizukommen, für die er nur eine bei Autodidakten nicht seltene hochmütige Ablehnung hat. Er glaubt ihnen mit seinem untrüglichen Gefühle näherzukommen und kennt nur solche Wahrheiten, die ihm sein Glaube offenbart. Da ihm die ganze Welt ein großes Wunder Gottes ist, so stößt sich seine Vernunft nicht an der Vorstellung von Engeln, Teufeln, von Hellseherei, Prophetie, Vorausbestimmungen und Wundern. Das ist vielmehr recht eigentlich die Vorstellungswelt, in der er sich wohl fühlt. Er hat stets richtige Ahnungen, fühlt sich ermutigt oder gewarnt von einer geistigen Macht wie weiland Sokrates, er sieht in allem und jedem die Fügung Gottes, die jeden Zufall ausschließt. Auch ihm ist Zufall gleich Gotteslästerung. All dieses Wundergläubige, Visionäre, Mystische wird ihm von der seine Zeit beherrschenden Aufklärung als rückständig, unwahr, unecht, deshalb krankhaft, ja wohl gar schwindelhaft angerechnet, während es Ausdruck seiner innersten Natur und Frucht seiner frühesten geistigen Kost war: Er blieb eben sein Leben lang im Bannkreis der orientalischen Märchenwelt, unter der Führung des Märchenerzählers, des Hakawati. Uebrigens ist seine Weltanschauung, so wenig ich selbst ihr zuneige, keineswegs rückständig. Die tiefsten Geister, Kant, Goethe, Schopenhauer und heute noch Wilhelm Ostwald stehen z. B. der Frage des Geister- und Fernsehens zum mindesten zweifelnd, keineswegs streng ablehnend gegenüber und in seinem Gottesglauben steht zu ihm die Mehrheit der gesamten denkenden Menschheit. Deshalb braucht er noch nicht die untrügliche Wahrheit zu haben, aber er sollte doch vor leichtfertigem Spotte gesichert sein.

May macht wie Chateaubriand die Religion zu einem Gegenstand ästhetischen Genusses und setzt poetisch gleich mit gläubig. Seine Phantasie schwelgt in fernen Ländern, die er mit Menschen bevölkert, deren kulturloses, unsicheres Dasein er als der Natur näher und somit Gott näher empfand, als wilder zwar, verwegener, ursprünglicher, leidenschaftlicher, zugleich aber wieder als religiös tiefer, natürlicher, lenkbarer, empfänglicher. Seine Phantasie überspringt die Grenzen, die sich zwischen dem realen Leben und dem „Himmel“, zwischen Menschen und

Göttern auftun, verkehrt mit den überirdischen Gestalten, mit Gott, Engeln, Teufeln, Riesen und allem Fernen, Fremden, Exotischen wie mit Alltagserscheinungen und hat seine Freude an frommen Visionen, grotesken Zufällen und Wundern aller Art. Das alles hat er mit den Romantikern gemein, obgleich er nicht von diesen, sondern von den persischen alten Märchenerzählern ausgegangen ist. Daß er aber mit seiner ganzen Schriftstellerei zu der „geheiligten Backfisch-Literatur" gerechnet werde, deren „breite Bettelsuppen für den Familientisch", für die „höheren Töchter" und die „alten Weiber beiderlei Geschlechts" hergerichtet wurden, dagegen spricht sein Erfolg bei der mannhaften Jugend, obgleich es auch bei ihm nicht fehlt an „entnervender Phantasterei und romantischer Flunkerei" und anderen Fehlern der ganzen Zeit, aus der er herausgewachsen ist, wie „pedantischer Bildungsschwätzerei und polizeifrommer Gesinnungstüchtigkeit."

Aber alle diese Schwächen verziehen ihm die Leser, die sich von der Gemeinheit der Großstadtliteratur abgestoßen fühlten und sich aus den Spelunken, Bordellen, Kaffeehäusern und Salons hinaussehnten in eine Welt reinerer Luft und Gesinnung.

Das Neue an Mays Romantik ist, daß er aus der kosmischen Stimmung den Mut zur Tat schöpft. Er überwindet Sentimentalität, Weltschmerz, Sünde und Reue, und findet Erlösung im Kampfe. Auch das ist gut- und altgermanischer und zugleich neuer Geist, wie ihn Bismarck erweckt hat, ist das Heldentum, wie es die altheidnische Sage, zumal in der Edda, verherrlicht, neu erwacht im Kampfe für und um das neue Deutsche Reich mit seinen weltumspannenden Erlösungsgedanken.

All das wogt, brodelt, stürmt und braust in Mays Seele und ringt nach Ausdruck und Erfüllung. Einblicke in die kosmischen Glaubensformen des Orients erfüllen ihn mit gerechtem Staunen und zeigen ihm das ins Kleinliche, Zänkische und Häßliche herabsinkende Leben des bürgerlichen Christentums in seinem wahren Kleinmaße. Er traut es sich zu, den Menschen eine neue Aufgabe, einen neuen Glauben, eine Erlösung bringen zu können. In ihm lebt eine Willensenergie, kaum minder stark als die Friedrich Nietzsches. Was dieser auf dem Wege strengster geistiger Zucht erreicht hat, das bietet sich dem Naturkinde May wie von selbst dar. Was Nietzsche erforscht hat, das hat May erträumt. Der Uebermensch und der Edelmensch sind, wenn nicht eine Einheit, so doch Geschwister. All das läßt sich nur andeuten, aber ich stelle das Thema zur Bearbeitung: „Welche Berührungspunkte bestehen zwischen May und Nietzsche?"

Amerikanischer Einfluß.

Man tut Karl May unrecht, wenn man ihn nur ästhetisch würdigt: sein Verdienst liegt im Moralischen. Old Shatterhand empfindet und handelt als man from the border, als Westmann; alle Merkmale westamerikanischer Daseinsbetrachtung und Lebensführung sind bei ihm klar ausgeprägt. Die aus der europäischen Heimat mitgebrachten Anschauungen und Wertungen werden dort durch den Zwang der ganz neuen Verhältnisse gegenstandslos und hinfällig. Was der Jugend an dem Westmann so gefällt, ist seine Rückkehr zu den Urformen menschlichen Daseins. Jeden Tag muß er sein Leben verteidigen und neu gewinnen: Er lebt von dem, was sein Gewehr erlegt oder was in harter Arbeit dem noch ungepflügten Boden abgerungen wird; alle Instinkte müssen geschärft, alle Sinne geübt, Selbstbeherrschung muß zum Lebensgesetz, die Achtung der Umwelt durch trotzige Selbstbehauptung erkämpft werden. Denn europäische Würden gelten dort nichts.

Ich empfehle allen denen, die sich über den irregeleiteten Geschmack der Masse und der Jugend nicht genug verwundern können, immer wieder das Studium des Aufsatzes von Paul de Lagarde „Ueber die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehlt" (1885). Da heißt es neben vielem anderen Köstlichen (S. 381 der „Deutschen Schriften"):

„Ihr Alten sucht für ein abstraktes Ideal Bedienten, denen ihr eine Livree oder den schwarzen Kammerdienerfrack mit weißer Halsbinde und baumwollenen Handschuhen verheißt. Dafür kommt die Jugend nicht. Sie will Krieg für konkrete Ideale führen, sie will Gefahr, Wagnis, Wunden, Tod, will nicht das Einerlei wiederkäuen, das ihre Großväter bereits gekaut haben. Die Jugend besteht aus Personen und will Persönliches, nicht Kompendiumsparagraphen in Hosen, und mehr bietet ihr nicht, denn ihr habt nicht mehr. Die Jugend will die Zukunft erleben, und deshalb kann sie nur von der Zukunft leben." —

Wie Wilson noch vor seiner Präsidentschaft das Ideal des Amerikaners gezeichnet hat, wodurch er zum geistigen und politischen Führer seines Volkes wurde, so erfaßt auch Karl May schon den Amerikaner als einen neuen, sehr beachtenswerten Menschentypus. Dieser Typus

ist wagemutig und durch und durch Optimist, ist kühn, weil der Wille zur Ueberwindung der gewaltigen Widerstände ohne Kühnheit nicht aufzubringen wäre, er ist phantasievoll, weil er sonst das Leben in einer harten, eintönigen, nüchternen Arbeit nicht ertragen könnte, zugleich aber wird seine Phantasie durch die Härte der Notwendigkeiten in die Richtung des Möglichen gedrängt: er wird Realist. Seine Muskelkraft und die Schärfe seiner Sinne entwickeln, steigern und festigen in folgerichtiger Rückwirkung sein Selbstbewußtsein und sein Selbstvertrauen. Ein Ausgleich der Lebensgegensätze, wie ihn die zusammengedrängten Städter brauchen, wird ihm unnötig, weil der Nachbar fern wohnt. So wird er zum Individualist, aber doch bei der Abgeschiedenheit von der Kultur zu gegenseitiger Hilfeleistung, zu treuer Kameradschaft bereit, besonders zum Ritter der Frau, die selbst in Gefahren lebt. Aber er hält sich frei von allen Entartungen der Sinnlichkeit, weil seine Frauenverehrung aus harter Lebensnot und Lebensgemeinschaft erwächst. Soziale Abstufungen sind ihm veralteter Ballast, beruhen ihm auf europäischen Vorurteilen. „Ein jeder Mann gibt seinen Wert sich selbst." Die Tüchtigkeit entscheidet, Herkunft und erblicher Besitz verlieren ihren Wert, auch der Reichtum an sich ist nichts, steht jenseits von gut und böse, hat Wert nur als Beweis dafür, daß sein Eroberer im Lebenskampf seinen Mann gestanden hat. Schön und ehrenvoll ist allein die restlose Hingabe an eine allgemeine Idee. Sie vermag fast jedes Tun moralisch und fast auch ästhetisch zu rechtfertigen, Alle Kompromisse, Vorbehalte der persönlichen Würde, gelten ihm für würdelose Halbheiten. Eine vorurteilsfreie Betrachtung und Allgemeinbewertung der Persönlichkeit schützt den Amerikaner vor der Gefahr der Lächerlichkeit, wofern nur eine starke Persönlichkeit dahinter steht, die etwas will und in Verfolgung ihres Zieles logisch und zweckmäßig handelt. Noch bevor Wilson so den Amerikaner gezeichnet hat[88]), finden wir dasselbe Bild in Old Shatterhand, und können uns jetzt seine Wirkung auf unverdorbene Gemüter umso besser erklären.

Deutsche Berufserzieher, die sich das Studium der amerikanischen Jugenderziehung zur Aufgabe gemacht haben, bekunden, daß sie von der amerikanischen Jugend den Eindruck großer Natürlichkeit, Gesundheit, körperlicher und geistiger Frische, Festigkeit in Haltung und Lebensführung gewonnen haben und stellen dem blühenden Bilde der sportlich betätigten amerikanischen Studenten das weniger erfreuliche des

[88]) Vgl. Hans Winand „Wilsons Ideal des Amerikaners" in „Zeiten und Völker" 1913. Heft 12.

deutschen Korps-Jünglings gegenüber mit seiner geheimrätlichen Feierlichkeit einerseits und bierseligen Ungebundenheit andererseits. Je weniger Züge Mays Gestalten aus dem gesamten deutschen Jugend- und Bürgerleben entnehmen, um so lieber bekunden sie den gesünderen Geist der ‚neuen Welt'. Von dort nahm er sich selbst die Kraft zum Leben, nachdem er in Deutschland seelisch völlig zusammengebrochen war: dort fühlte er sich bald, wenn auch nicht in seiner politischen Gesinnung, so doch in seinem sonstigen Wesen als Mann des Westens. Ich glaube nicht, daß er Anregungen der amerikanischen Literatur entnommen, sondern sie vielmehr von der Straße aufgelesen hat. Auch ohne ausdrückliche Zeugnisse gilt mir sein wiederholter Aufenthalt in Nordamerika als erwiesen, weil ich nur so mir den frischen Luftzug seiner politischen und sozialen Ideen, seinen Freiheitsdrang, seine Begeisterung für eine großzügigere, allumfassende Menschlichkeit, mit einem Wort, das Stück lebendig gewordenen Rousseaus erklären kann, das uns aus seinen Schriften entgegenweht. Aus sächsischen Lehrerseminaren, sächsischen Gefängnissen und sächsischen Bierstuben war dergleichen doch nicht zu beziehen. Diese Wirkung wird besonders erklärlich, wenn er, wie Schmid nachweist, in dem empfänglichen Alter von 20 Jahren vermutlich schon für 1 Jahr drüben war. Er kam dorthin mit völlig zerrütteter Seele, gleichsam als ein Gestrandeter. Dort ging ihm das Herz auf; dort faßte er neuen Lebensmut, dort wuchs ihm im Gespräch mit Männern, die sich stolz als freie Bürger bekannten, im Anblick einer gewaltigen Natur und einer noch ungebrochenen Menschheit, im Kampfe mit allerlei Nöten und Gefahren, der Glauben an seine eigene Natur und das Vertrauen auf Errettung aus tiefster Not. Wie befreiend mußten all diese Eindrücke auf sein krankes, so empfängliches Gemüt wirken! Wie mußten sie seine Hoffnung beleben, daß ihm sein in den Stunden tiefster Niedergeschlagenheit gefaßter Plan, sich und die Menschheit zu erlösen, doch noch gelingen werde! Dort sah er auch vieles von dem schon verwirklicht, was ihm als ein schöner Traum vor der Seele geschwebt hatte. Da mochte dann auch der Gedanke in ihm gereift sein, sein Bekehrungswerk in der Form von Reiseromanen durchzuführen.

Der Philister, der froh ist, seine pensionsberechtigte Amtsanstellung zu haben, und mit Stolz auf seine gesammelten guten Schulnoten zurückblickt, kann nicht begreifen, daß es einer so gearteten Seele in der Schulstube und in dem kleinen Glück der Spießer zu enge wird, daß sie Befreiung sucht im freien Fluge über alle Schranken der engen bürgerlichen Welt hinaus, kann auch nicht begreifen, daß ihr der Klein-

kram und die ewigen Sticheleien und Quengeleien der Umwelt schließlich zum Ekel werden und ihn verlocken, sich eine bessere Welt jenseits des großen Wassers und in der eigenen Brust aufzubauen.

Auch uns wird es leid, uns hier immer wieder mit solchem Quark herumschlagen zu müssen. Den Trost haben wir freilich dabei: ausrichten werden die Leute mit ihrem Nörgeln und Quengeln nichts, wenn sie sich noch so ärgern und noch so laut gegen May und seine Freunde ereifern.

Die Jugend, die jetzt ins Mannesalter eintritt, hat sich schon für ihn erklärt: Wir lesen es in überzeugenden Bekundungen in den bisher erschienenen „Karl-May-Jahrbüchern“ und wissen: wer das Herz der Jugend hat, für dessen Nachruhm ist gesorgt. Hunderttausende unserer besten Männer müßten ja geradezu ihre eigene Jugend verleugnen, wollten sie ihrem Karl May untreu werden. Ihr Urteil mag sich wandeln und reifer werden, es mag ihr geschärfter Blick auch seine vielfachen Mängel und Unzulänglichkeiten erkennen, nicht aber werden sie vergessen, daß er ihnen in früheren Jahren das Herz mit großen Empfindungen erfüllt und die Wangen vor Begeisterung entzündet hat.

Wir Erzieher suchen alle den Weg zum Herzen der Jugend, wie viele aber oder wie wenige sind es, die ihn finden! Während die Lehrer gegen May zu Felde ziehen, sollten sie lieber bei ihm in die Schule gehen, sich von ihm sagen lassen, wie man mit Kindern umzugehen hat. Diese genießen May als Gegengift gegen die Schule. Dort quält man sie nach sorgsam ausgearbeiteten Lehrplänen und nach gewissenhaft ausgearbeiteten Methoden zur rechten Frömmigkeit, rechten Vaterlandsliebe, zu allerlei nützlichen Kenntnissen in Erdkunde und Völkerkunde, aber fromm, vaterlandsliebend, weitsichtig, zu Entdeckungsreisen und Kriegstaten frohgemut hat sie meistens nicht die Schule, sondern Karl May gemacht. Ich habe noch nie gehört, daß man ihn mit unter den deutschen Erziehern aufführt, glaube aber, daß er nach seinen pädagogischen Erfolgen mit in deren vorderste Linie gehört. Man frage sich und beantworte sich die Frage gewissenhaft: wer von den Berufserziehern in der Zeit zwischen etwa 1880—1910 einen so starken persönlichen Einfluß auf die deutsche Jugend gewonnen hat. Ich wüßte keinen. Ich lege auch das zur Erörterung vor, ob nicht die Gründung des Wandervogels und die ganze neue romantische Jugendbewegung, in der wir seit zwei Jahrzehnten stehen, gerade durch May stark beeinflußt worden ist. Die Indianerspiele, das Anschleichen, Spurenlesen, die ganze Lust an Kriegsspielen, an ritterlicher Haltung und Gesinnung,

an jugendlicher Abenteuerei, das alles hat keiner so stark wie er und keiner in so gutem Sinne angeregt. Daß er der Jugend geschadet habe, ist üble Nachrede, die keiner Widerlegung bedarf. Er hat der Jugend mit zu ihrer Jugend verholfen, und stellte sich mir selbst dabei als Kampf- und Gesinnungsgenosse vor.

„Doch Kleinberg sagt, daß er voll Falschheit war,
Und Kleinberg ist ein ehrenwerter Mann,
Und sie sind alle ehrenwerte Männer!“

Wenn das Werk für den Mann spricht und der Erfolg die Probe auf seinen Wert ist, so war May einer von den Großen unter den Erziehern, und alles, was kleinliche Gesinnung an seinem Wesen zu tadeln hat, das bricht darüber in sich zusammen. Der ehrenwerte Kleinberg stelle sich, ausgerüstet mit seinem gesamten Beschwerdematerial, neben May und blase sich auf wie der Frosch in der Fabel: Er mag blasen, bis er platzt, so groß wie der „Schundschriftsteller“ und „Betrüger“ May wird er doch nicht. Er hat nur Blick für dessen Schwächen; wir sehen lieber auf seine Stärken und bewundern den Mann, der aus tiefster Armut ganz aus eigener Kraft, einer Welt von Feinden zum Trotz, emporgestiegen ist bis zu der Höhe, wo ihn alle Deutschen sehen mußten, und auf der er den Anfeindungen aller Verkleinerer, Besserwisser und Neider entrückt ist. Er hatte Feuer in den Adern und war in einer Zeit, zu der in Deutschland, zumal in den Schulen, der Spießer das große Wort führte, für die Jugend ein Tröster, Erlöser und Erretter. Er war ein Verschwender seiner Seele, kein Mucker und Ducker. Er wollte die ganze Welt an sein Herz drücken und an dem Ueberschwang seiner Gefühle teilnehmen lassen. Er hatte den Mut, sich zu bejahen und zu bekennen, und sein geistiges Schauen der bösen Welt preiszugeben.

Wenn wir den Einfluß Amerikas auf May weiter verfolgen, so wird uns auch seine Stellung zu den Konfessionen verständlich. Wie oft und heiß mag er ‚drüben‘ über den wahren Glauben mit Männern aller möglichen Bekenntnisse gestritten haben! So wird sich ihm schließlich auch auf religiösem Gebiete eine Versöhnung zwischen seinem protestantischen Kinderglauben und den widerstreitenden Gedanken der bunten amerikanischen Glaubenswelt entwickelt haben. Daher steht er als ein auch hierin Abgeschlossener vor uns, in der Gestalt etwa eines amerikanischen Missionars für allgemeines Christentum.

Er war tief gläubig und durch und durch Idealist in einer Zeit, die sich von den Kirchen und dem Idealismus lossagte und auf ihr Wissen pochte. Er stellte einer Literatur, die gerne das menschliche Elend

zeichnete und im tiefsten Pessimismus endigte, seinen sonnigen Glauben an die Güte Gottes und an den Sieg des Schönen, Reinen, Guten entgegen. Die didaktische Absicht lag für ihn umso näher, als er von Beruf Erzieher war, und schon in jüngeren Jahren daran ging, seine Seminaristenbildung literarisch ins Volk zu tragen. In einer Zeit also, die sich sonst in naturwissenschaftlichen Aufklärungen gefiel, benutzte er sein zunächst aus Handbüchern zusammengetragenes Wissen über die sinnenfällige Welt zur religiösen Erbauung der Leser. Und dieses Ziel hat er nie aufgegeben: fast alle seine Schriften sind religiöse Erziehungsschriften, alle wollen zu Gott führen, die Menschen besser, frömmer, christlicher, im edelsten Sinne humaner machen. Dabei wendet er sich, wie jeder wahre Prediger an alle, an das ganze Volk, und nannte sich in bewußter Abkehr von den Kunstliteraten, denen die schöne Form etwas Wesentliches war, und die nur für die „Gebildeten" schufen, schlechtweg einen Volksschriftsteller. Und er kannte sein Volk. Das beweist der Erfolg seiner Schriften. Ja, er nahm das deutsche Volk, das jetzt erst entstehen will, im Geiste vorweg, und verhalf ihm damit auch zu seiner sittlichen Neugeburt.

Der geistige Hochmut hat für diese ganze Richtung und Stimmung kein Verständnis: er hält sie für kindlich, kindisch, rückständig. Aber er wird jetzt doch erkennen, daß die geistige Hochkultur schließlich wieder umkehren muß, wenn ihr nicht in der dünnen Luft des rein ästhetischen Lebens der Atem ausgehen soll. Zuletzt behält doch der Recht, der es mit dem schlichten Volke und mit der Jugend hält. Auch unsere gesamte Kulturentwicklung muß uns nachdenklich machen, ob wir nicht auf geistige Abwege geraten waren. Wieder erkennt man die Tiefe des Wortes, daß wir erst wieder wie die Kinder werden müssen.

May also hat die geistigen Irrungen und Wirrungen seiner Zeit nicht mitgelebt und nicht dargestellt. Sein Blick ruhte mit Entzücken auf den Gesunden, Reinen, Gütigen, und seine Hoffnung war auf den Edelmenschen gerichtet, der diese Welt des Hasses, der Gier, des Wahnsinnes und der Verzweiflung überwinden soll. Er faßte sein Leben als eine Mission auf, den Irrenden den Weg zum Licht zu zeigen. Darum gab er auf die äußere Form ebensowenig, wie echte Prediger und Missionare an die Schönheit ihrer Worte denken, um ganz in ihrem Dienste aufzugehen. Er lebte damit im Widerspruch mit der zeitgenössischen Literatur oder doch abseits von ihr. Kein Wunder, wenn sie ihn schon deshalb übersah oder ablehnte. Schon aber kündet sich der Umschwung

an. Am Grabe von Frank Wedekind, den wir als Mays Antipoden empfinden, sagte M. G. Conrad[84]) von diesem:

„Sein Werk . . . ist zu einem unzerstörbaren Symbol seines Selbst und seiner Zeit geworden: alle Entgleisten und Verirrten, die Sklavenwelt der Abenteurer, der Hochstapler, der Zuhälter und Dirnen, die Verneiner aller Unschuld, aller Herzensreinheit mögen sich darin spiegeln."

Er nennt Wedekind eine „schmerzlich wunderliche Blüte am Baum der Weltliteratur." Derselbe Conrad wird so harte Worte gegen May nicht finden, obgleich dieser als Künstler gewiß unter Wedekind steht.

Wenn sein Wille den Menschen groß und klein macht, so war M. ein großer Mensch. Er hielt täglich Gerichtstag über sich und über alles, was man aus Scham als tiefstes Geheimnis hütet, das heißt, er dichtete: denn dichten heißt (nach Ibsen) Gerichtstag halten. Sein Vollbringen blieb weit hinter dem Wollen zurück: der Mensch war in ihm größer als der Künstler. Das gebe ich gerne zu.

[84]) „Die Propyläen" 1918, Nr. 25, vom 22. März.

Mays wahre Bedeutung und Zukunft.

Das entscheidende Wort ist aber noch immer nicht gesprochen. Ich will es selbst sprechen: In einem Zeitalter, in dem es alle Völker nur darauf absehen, sich zu bereichern, auszudehnen, Macht und Uebermacht über andere zu gewinnen, in einem solchen Zeitalter predigte May allgemeinen Frieden der Menschen, warnte vor der gemeinen Habgier, vor den Mitteln der Gewalt und List, mit denen der Stärkere und Klügere, Durchtriebenere, Raffiniertere den Schwächeren, Arglosen, Kindlichen Vorteile abjagt, sie schädigt, dienstbar macht, obendrein noch verachtet und mißhandelt. Deshalb hielt er es mit den verträumten Orientalen, mit ihrer kosmischen Weltbetrachtung, die alle diese irdischen Kämpfe, Ränke und Gewinne gering achtet, und hielt es mit den dem Untergang geweihten, zumeist schon verfallenen Rothäuten Amerikas, den Opfern europäischer, barbarischer Kultur. May fordert von dem Europäer, daß er der Befreier, Erlöser, Erzieher der schwächeren Nationen und Volksstämme werde. Er hat diesen Weltkrieg geahnt. Er wußte, wohin das Leben ohne Ideen und ohne Ideale landen mußte. Er fühlte die Schuld unserer irregeleiteten Kultur. Sie brannte ihm heiß auf der Seele. Er wollte sich nicht zum Mitschuldigen machen. Deshalb wurde er zum Prediger, zum Volkserzieher. Uns andere mußte erst das fürchterliche Schicksal sehen machen. Er war hellsehend, prophetisch wie Kassandra, teilte aber auch ihr Schicksal: man hörte nicht auf seine Warnungen, verlachte ihn. Jetzt erst kommt Mays Tag.

Als König Kreon, durch Eitelkeit und Herrscher-Selbstbewußtsein betört, seinen Sohn Haimon, dessen Braut Antigone und sein eigenes Weib in den Tod getrieben hatte und klagend an den Bahren zusammenbrach, da schied der Chor der thebanischen Greise von diesem Anblick des Jammers mit den Worten, mit denen des Sophokles herrliche ‚Antigone‘ in gewaltig erschütternden Akkorden schließt:

Prahlerische, durch härteste Schicksalsschläge
Hochtönende Reden büßend, so lernen
Im Alter sie wohl noch weise zu denken.

Heute, am Grabe des Zeitalters, das uns alle so unglücklich gemacht hat, predigt Walther Rathenau in der Schrift „An Deutschlands Jugend" (S. Fischer, Berlin):

„Selbstverständlich schien: mein Nutzen ist dein Schaden, mein Leben ist dein Tod. Warum sollte das, so meinte man, nicht in alle Zeit so weitergehen, da es doch immer gewesen war? Es konnte nicht so weitergehen, denn alle Nationen waren zum Bewußtsein erwacht und kannten die armseligen Spielregeln, einer so gut wie der andere.

Daraus aber war gerade die höhere Pflicht zu entnehmen: endet dies unergiebige und würdelose Spiel! Wetteifert; schafft sittliche Ideen, die allen dienen und niemand vernichten; schafft den universalen Gedanken der Solidarität, nicht durch lahme Schiedsgerichte und kraftlose Paragraphen, sondern durch lebendiges Zusammenwirken; tut das soziale Unrecht ab im Innern und das barbarische im Völkerverkehr; wandelt die Anarchie in Ordnung; schafft dem Gedanken der Menschheit sein Recht, doch nicht in verblasenem Pazifismus und utopischer Duselei; beginnt da, wo die Gefahr am dringendsten, die Schwierigkeit am größten, die Arbeit am härtesten ist, beginnt mit der Wirtschaft! Und dann, wenn das Gröbste geleistet ist, steigt auf zum Kulturellen, zum Geistigen, Menschlichen!

Noch heute wird es viele geben, die im Glauben an die Heiligkeit der Interessen und in selbstbewußter Erkenntnis des sogenannten Durchführbaren — nämlich des Trivialen — und des sogenannten Uferlosen — nämlich der sittlichen Pflicht — diese Gedanken verlachen. Ich sage Euch aber: der kommende Friede wird ein kurzer Waffenstillstand sein und die Zahl der kommenden Kriege unabsehbar. Die besten Nationen werden hinsinken und die Welt wird verelenden, sofern nicht schon dieser Friedensschluß den Willen besiegelt zur Verwirklichung dieser Gedanken."

So denken heute Millionen von Menschen, aber, so frage ich alle Ehrlichen: sind das nicht alles Gedanken von Karl May? Sind es nicht die Gedanken, denen er sein ganzes Leben gewidmet hat, die unters Volk zu tragen, er nicht müde wurde, zu sinnen und zu wirken? Und weil das wahr und mit tausend Stellen aus seinen Schriften zu belegen ist, deshalb ist er einer von den Großen der abgeschlossenen Zeit, in der es wenige Große gab, und deshalb wird er im Andenken fortleben als Künder des kommenden Tages in dunkler Nacht. Er trieb den veredelten Sozialismus, der nicht auf den Neid und die Habgier, sondern auf den besten Kern im Herzen der Menschheit spekuliert und — deshalb, deshalb zumeist liebt ihn unser Volk.

So wenig Mays Schriften vom kunstkritischen Standpunkte betrachtet sich halten können neben denen unserer gefeierten Schriftsteller Gottfried Keller, Spielhagen, Heyse, Fontane, Hermann Hesse, Thomas Mann, und wie sie alle heißen, ebensosehr übertreffen sie diese an Zukunftsgedanken. Wie jene sich in Erinnerungen ergingen oder in Zeichnung ihrer Umwelt und der bestehenden sozialen Kämpfe, sie sich

auch meist auf ein engeres Vaterland oder bestimmte soziale Schichten beschränkten, leben Mays Gedanken in der kommenden Welt der gesamten Menschheit. Was bisher aber nur als der Traum eines Phantasten galt, das will zu unserer Ueberraschung schon jetzt Wirklichkeit werden. Was kann einer so hohen Lebensaufgabe und Zielsetzung gegenüber die Unzulänglichkeit der künstlerischen Formen besagen? Er empfand sie selbst als belanglos, weil er so ganz von der Heiligkeit seiner Mission erfüllt war. Was will daneben auch die Unzulänglichkeit seiner eigenen Lebensführung besagen? In großen Dingen auch nur gewollt zu haben, ist groß, sagt Cicero. May konnte erlöst werden, weil er niemals nachließ, sich strebend zu bemühen. Polizeiliche Nachforschungen über seinen Lebenswandel werden mit jedem Jahr lächerlicher und verächtlicher erscheinen.

Wenn schon Gericht gehalten werden soll, so entscheide unser deutsches Volk! Hier ein armer Schriftsteller, der mit seiner Feder Tag und Nacht schafft, eine Arbeit von ungezählten Tausenden von Schriftseiten, schon rein mechanisch eine erstaunliche Leistung, ein Mann, der sich zum Ziele setzt, gut zu machen an sich und an seinem Volke, was er durch Verfehlungen in jungen Jahren auf seine Seele geladen hatte, ein Mann, der es fertig bringt, in mehr als 40 starken Bänden, in denen nichts Schlüpfriges, nichts Frivoles, nichts Lüsternes, nichts Gemeines steht, dem Volke willkommene Geisteskost zu bringen und Hunderttausenden zum Freund und Berater zu werden, ein Mann, der sich allen Anfeindungen und Verfolgungen zum Trotz ein frommes, ergebenes, liebevolles, hilfsbereites Herz bewahrt und ohne ein hartes Wort auf den Lippen aus dieser Welt des Hasses scheidet: sein letztes Werk eine Liebesgabe für hilfsbedürftige Schriftsteller.

Daneben eine Gruppe dunkler Ehrenmänner, die sich zum Ziele gesetzt hat, diesen „Schundschriftsteller“ — kaput zu machen, sich hinter seine alten Gerichtsakten hermacht, darin wühlt und schnüffelt und mit Wollust und Gier daraus alles auflielt, was gegen ihn sprechen könnte, dann sofort aus sicherem Verstecke diese Entdeckungen durch gefügige Preßbureaus in die Welt hinausposaunt: durch tausend Kanäle brachten sie das Gift, Wahres, Halbwahres, Erfundenes, Mißdeutetes, Lug und Trug, Dreck und Stank mit hämischer Lust und Schadenfreude unters Volk und sorgten dafür, daß dem alten Manne täglich diese Frucht ihres Verleumdungsfeldzuges auf den Tisch geworfen wurde. Nicht zufrieden, ihn zu Tode gehetzt zu haben, ohne Reue und Scham, setzen sie jetzt ihr schmutziges Treiben auch über sein Grab

hinaus noch fort und geben sich dabei den Anschein, als geschehe das alles nur im Dienste der Wahrheit, zum Schutze der freien wissenschaftlichen Forschung, zum seelischen Wohle unseres Volkes.

Ich habe das Zutrauen zu diesem unseren Volke, daß es Wohltaten aus solchen Händen ablehnen und mit sicherem Takte zwischen Klägern und Angeklagtem entscheiden wird.

Wir machen uns alle mitschuldig, wenn wir diesem Treiben teilnahmslos zuschauen. Leider können wir den Vorwurf nicht abweisen, daß bei uns fast noch jedes Talent verfolgt und zu Tode gequält wurde. Die Geschichten vieler unserer großen Männer lesen sich wie Kriminalakten. Erst wenn sie tot sind, kommt die späte Erkenntnis und Reue. Dann sollen Denkmäler von Stein oder Erz gut machen an dem Toten, was man dem Lebenden schuldig geblieben war. May fand bei Lebzeiten in seinem Volke keine einzige Stimme von Gewicht, die sich für ihn erhob. Das ist eine beschämende Tatsache. Man sollte sie wohl verschweigen, um dem Auslande nicht eine neue Waffe gegen uns in die Hand zu geben. „Seht," wird man draußen sagen, „so sind sie!" Wir können es zwar nicht mit ansehen, wenn Kinder auf der Straße eine Katze mißhandeln, wenn aber einer unserer Schriftsteller langsam durch öffentliche Beschimpfungen zu Tode gequält wird, so empfindet man das als einen recht wohligen Nervenkitzel und keine Hand regt sich für ihn. Wenn es nun gar heißt, daß er „Unsittliches" geschrieben habe, dann greift der ehrbare Bürger selbst zum Steine, dann denkt er: „Gott sei Dank, ich bin nicht so!"

Der ganze Entrüstungssturm gegen Karl May ist das Machwerk von 2 bis 3 Männern, die in Dresden sitzen und die „Sache deichseln". Dort haben sie ihr Zentralbureau. Dort holt sich jeder, der an der Karl May-Hetze teilnehmen will, sein „Material". Von dort läßt er sich seine Wohlgesinntheit öffentlich bestätigen. Das sieht von außen alles wie ehrliche Arbeit aus. Nur der Eingeweihte erkennt die Mache. Es ist nötig, einmal in dieses dunkle Treiben hineinzuleuchten, damit man in Deutschland mißtrauischer gegen die Presse werde. Im Weltkrieg erlebten wir es schaudernd, was ihr Verleumdungsfeldzug anrichten kann und wie es gemacht wird. Auch bei uns im Lande ist es nicht überall sauber in der Presse und konnte man das Gleiche schon im kleinen erleben, wie jetzt auf der großen Weltbühne. Der Fall Karl May ist nur ein Beispiel dafür. Auch K. hatte sich nach Dresden gewandt, sich von dort bedienen lassen und dann dort auch Hilfe gesucht, als ihm die Freunde Karl Mays zu Leibe rückten. Wenn

ich sein Treiben ansehe, muß ich an die „Ratt' im Kellerloch“ denken:

Lebt' nur von Fett und Butter,
Hatte sich ein Ränzlein angemäst't,
Als wie der Doktor Luther,

ein Ränzlein voll übler Nachrede gegen Karl May. Nun aber kam der Kampf und die Angst:

„Sie fuhr herum, sie fuhr heraus
Und soff aus allen Pfützen,
Zernagt, zerkratzt das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüten nützen,
Sie tät gar manchen Hengstesprung,
Bald hatte das arme Tier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe —
Als hätt' es Lieb' im Leibe!“

Auch Avenarius wird seines Kampfes gegen Karl May nicht froh werden. Dr. Schmid hat die Waffen umgekehrt und ihn selbst schon in die Abwehrstellung gebracht. Wenn man genauer zusieht, so erscheint auch Avenarius nicht als Säulenheiliger. Zumal gilt er nicht als ein so unbedingter Wahrheitskünder. Die Maske sittlicher Entrüstung über den unwahren Karl May kleidet ihn nicht. Bald wird er mit Gretchen klagen:

„Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen,
Wenn tät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über Anderer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war,
Und segnet' mich und tat so groß,
Und bin nun selbst der Sünde bloß!“

Nur wird Avenarius sich nicht mit Gretchen damit trösten dürfen:

„Doch — Alles, was dazu mich trieb,
Gott, war so gut! Ach, war so lieb!“

Kriterium.

Ich weiß, daß es viele Leute gibt, die Karl May überhaupt nicht als Künstler wollen gelten lassen. Da fragt es sich, was denn das Kriterium, der Maßstab, die psychologische Vorbedingung dazu sei, daß irgend ein künstlerisches Schauen und Tun zustande komme. Friedrich Nietzsche gibt uns darauf die Antwort (Götzen-Dämmerung S. 8). Sie heißt:

„Der Rausch. Das Wesentliche am Rausch ist das Gefühl der Kraftsteigerung und Fülle. Dieser Zustand führt zum Lokalisieren, das ein ungeheures Heraustreiben der Hauptzüge ist, vor dem das andere verschwindet. In diesem Zustande bereichert er Künstler alles aus seiner eigenen Fülle, wendet die Dinge, bis sie seine Macht widerspiegeln, — bis sie Reflexe seiner Vollkommenheit sind. Dies Verwandeln-müssen ins Vollkommene ist — Kunst."

Ist diese Deutung richtig, und es scheint mir so, dann bleiben für die Erzählkunst der deutschen neueren Zeit wenig Künstler übrig, denn die meisten schreiben, weil sie wollen, weil der Verleger will, weil sie Geld und Ruhm brauchen, oder aus sonstigen äußeren Antrieben. Vom Rausch bekommt man dabei selten etwas zu spüren. Aber Karl May schrieb aus innerstem Drange, war ergriffen dabei, schrieb im Rausch und wirkte deshalb auch begeisternd auf die Jugend. Also ist er ein Künstler, ein Idealist, der das Vollkommene erstrebt. Er genießt sich selbst in seiner Kunst als Vollkommenheit. Philister rechnen ihm das als Eitelkeit an.

Daß freilich der Rausch allein es nicht tue, das kann man z. B. an Ernst v. Wildenbruch erkennen, „der stets im Siedepunkt schafft, stets begeistert, entflammt ist" (Heinrich Hart) oder, wie ich Theodor Mommsen ihn kritisieren hörte: „wie ein Primaner dichtet, der Champagner getrunken hat."

Wir haben zunächst den Stoff zu betrachten, den May gestalten will, den Geist, mit dem er ihn erfüllt, sodann seine technischen Mittel,

mit denen er ihn gestaltet. Dabei werden wir auch schon Gesagtes wiederholen müssen.

Ueber den Sinn seiner „Reiseerzählungen" gibt er uns selbst Aufschluß. „Sie alle," sagt er, „sind als Gleichnisse, bildlich, symbolisch zu nehmen." Ihr Thema ist die Erlösung der Menschheit aus dem Tierischen zum Edelmenschen. Ihr Leitmotiv liegt in dem Märchen von Sitara. Sitara ist ein persisch-arabisches Wort und bedeutet Stern. Das Tiefland darauf heißt Ardistan. Ard heißt Erde, Scholle, niedriger Stoff, und bildlich Wohlbehagen im Niedrigen, im Schmutz und Staub, rücksichtsloses Streben nach der Materie mit dem Vernichtungskampf gegen alles, was nicht der Selbstsucht dient. Ardistan ist mithin die Heimat der Gewalt- und Selbstsuchtsmenschen, deren Lebensgesetz lautet: „Du sollst der Teufel deines Nächsten sein, damit du dir selbst zum Engel werdest." Dem steht gegenüber das Ziel, das Land Dschinnistan. Dschinni heißt guter Geist, segensreiches, geistiges Wesen und bildlich der angeborene Herzenstrieb nach dem Höheren, Wohlgefallen an geistigem und seelischem Aufstieg, Trachten nach allem, was gut und edel ist, Freude am Glück des Nebenmenschen, an der Errettung derer, die der Hilfe und Liebe bedürfen; Dschinnistan ist somit die Heimat der aufwärtsstrebenden Humanität und Nächstenliebe, das „gelobte" Land der Edelmenschen. In ihm thront ein Herrschergeschlecht großherziger, echt königlich denkender Menschen, deren oberstes Gesetz lautet: „Du sollst der Engel deines Nächsten sein, damit du dir selbst nicht zum Teufel werdest!"

May selbst, „im tiefsten, niedrigsten Ardistan geboren, ein Lieblingskind der Not, der Sorge, des Kummers", will den Zwiespalt und Kampf schildern, den er, wie eine Faustnatur, in seinem Innern durchzukämpfen hatte, den Dualismus zwischen Finsternis und Licht, Sünde und Gnade, Tod und Leben, Materie und Geist, Himmel und Hölle. Darum beginnt er im ersten Bande der Reiseromane in der „Wüste", in dem Nichts, der Unwissenheit über alles, was die Seele und den Geist betrifft. Indem das „Ich", die Menschheitsfrage, als Kara Ben Nemsi in diese Wüste tritt und die Augen öffnet, erblickt es den Hadschi, der die menschliche anima bezeichnet, die sich für die Seele oder gar den Geist ausgibt, ohne zu verstehen, was beides ist. In Mekka findet er die Wahrheit, in seinem Weibe Hanneh, die Seele. So ist sein „Ich", das überall siegreich handelt, nicht etwa Karl May selbst, sondern sein Glaube an die Menschheit. Seine Reiseerzählungen sind Predigten an die sündhafte und verlorene Menschheit. Er beklagt

sich bitter, daß man das nicht verstehe und ihm nicht glauben wolle, daß man ihn nur als Jugendschriftsteller, und das auch nur zur Not, wolle gelten lassen, während er doch für ernste, nachdenkliche Menschen schreibe, die den Willen haben, an der Lösung der tiefsten Menschheitsrätsel mit zu arbeiten. Der Plan zu diesem Werke, dem er mit großartiger Ausdauer und genialer Einseitigkeit durch sein ganzes Leben gedient hat, kam blitzartig, wie eine Erleuchtung über ihn, als er im Gefängnis bei sich Einkehr hielt: da fand er den Weg zur Erlösung seiner eigenen Seele und der gesamten Menschheit:

„Ich will Licht schöpfen aus dem Dunkel meines Gefängnislebens. Ich will die Strafe, die mich betroffen hat, in Freiheit für andere wandeln. Ich will die Strenge des Gesetzes, unter der ich leide, in ein großes Mitleid verkehren mit allen denen, die gefallen sind, in eine Liebe und Barmherzigkeit, vor der es schließlich kein Verbrechen mehr und keine Verbrecher gibt, sondern nur noch Kranke, Kranke, Kranke!“ [85])

Durch den Glauben an die Menschheit, auch an den geringsten der Menschen, durch Liebe zu ihm, will er ihn emporziehen, das imaginäre „Ich“ soll nicht imaginär bleiben, sondern sich verwirklichen im Leser, der alles mit erlebt und darum gleich den dichterischen Gestalten emporsteigt und sich veredelt.“ Indem der Leser gezwungen wird, mit dem Ich — heiße es nun Old Shatterhand, Winnetou oder Kara Ben Nemsi — zu handeln, empfinden, sorgen, leiden und jubeln, wird er zur Lebens- und Gesinnungsgemeinschaft mit ihm erzogen und so in freudigem Aufstieg zur Vollendung geführt. So Mays Plan! Man erkenne wenigstens die edle Absicht und das hohe Ziel an!

May schrieb in das Exemplar von „Ardistan und Dschinnistan“, das er mir schickte, die Verse:

Lies nicht die Worte nur; erforsch den Sinn;
Du hast als Taucher tief hinabzusteigen.
Und wenn dann „ich“ dir klar geworden bin,
Dann wird sich auch dein eignes „Ich“ dir zeigen.

Ich habe keinen rechten Sinn für solche „sibyllinische“ Bücher, wie Gottfried Keller den „Prometheus“ von Karl Spitteler nannte. Wenn er weiter sagt: „Was der Dichter eigentlich will, weiß ich nach zweimaliger Lektüre noch nicht“, so sehe ich bei Karl May zwar klarer, aber habe nicht viel Freude daran. Ich weiß jedoch, daß andere anders empfinden. Wenn Nietzsche sagt: „Man habe nur die Fähigkeit, fortwährend ein lebendiges Spiel zu sehen und immerfort

[85]) Ges. Werke, Bd. 34, S. 406.

von Geisterscharen umringt zu leben, so ist man Dichter", so erweist sich Karl May gerade in diesem symbolischen Werk am meisten dichterisch.

Seine ganze Schriftstellerei erklärt sich mir aus seinem angeborenen Phantasiereichtum, aus seinem ursprünglichen Lehrerberuf und aus einem Zug zum Pastoralen. Er hat mit Goethe, Rosegger und vielen anderen Schriftstellern die Lust zu fabulieren schon als kleines Kind betätigt. Es war ihm Naturbedürfnis. Er lebte in seiner Traumwelt, ein „ewiges Kind". Dazu kam der den Deutschen überhaupt so tief im Blut steckende lehrhafte Zug, zumal stark entwickelt in Sachsen, dem Musterlande der Schulmeister, und ferner der Zug zum Philosophieren, Spintisieren und Moralisieren. Da seine Schulbildung sehr unzulänglich war, baute er sich seine eigene Ideenwelt auf. Sein wichtigstes Lehrbuch war und blieb ihm die Bibel. Mit seiner Frömmigkeit fand er den Weg zum Herzen des Volkes. Dazu kam die ebenfalls echt deutsche Lust am Wandern und an Abenteuern. Auch hierin stehen die Sachsen obenan: Man trifft sie überall auf Erden.

An Stoff konnte es ihm nicht fehlen: er brauchte danach nicht zu suchen: Einmal war sein Innenleben überreich, durch schwere Prüfungen bis in alle Tiefen aufgerührt, sodann kannte er auch das äußere Leben. Denn er war kein Stubenhocker, sondern warf sich in den Strudel der Welt. May mußte sich jahrelang sein Brot mit härtester Arbeit verdienen. Er hat als Kohlentrimmer in Amerika gearbeitet. Aus den Hafenkneipen von New York oder Buenos Aires mögen viele von den Bekanntschaften und Erlebnissen herrühren, von denen er zu erzählen weiß. Schade, daß er nicht genau erzählt, wie etwa Maxim Gorki oder Dostojewski, sondern seine Erlebnisse nur gelegentlich verwertet. Den Ton des Volkes, mit dem er dort zu tun hatte, kennt er jedenfalls besser als wir, und ich lasse mich über diesen lieber von ihm als von seinen Kritikern belehren.

Den Hafenarbeitern und Seeleuten, den Glücksrittern und Abenteurern, mit denen er „drüben" in enger Gemeinschaft lebte, wird der Ton geläufig sein, über den unsere Stubengelehrten lächeln und spötteln: das Prahlerische, Herausfordernde, Protzenhafte und Verbrecherische. Solchen Leuten wallt das Blut leicht auf, ballt sich schnell die Faust zum Boxen und Niederschlagen, sitzt der Dolch locker im Gürtel, die Kugel locker in der Pistole. May war ein körperlich starker, schöner Bursche, geistig beweglich, von schnellster Auffassung, empfindsam, reizbar, von krankhaft gesteigertem Selbstbewußtsein, dabei geschädigt in seiner inneren Kraft durch lange Gefängnisstrafen und durch den Bruch mit der alten Welt

und seinen Jugenderinnerungen. Ich sehe ihn inmitten all des Hafengesindels, schwarz von Kohlenruß, lärmend und streitend mit Zechgenossen, oder Pläne schmiedend für neue Fahrten in das Innere des Landes, wohin ihn neue unbezähmbare Wißbegier und Lust an Abenteuern lockt. Ich bin auch überzeugt, daß er manches von dem, was er in seinen Indianergeschichten erzählt, teils miterlebt, teils von Bekannten erzählt bekommen und nur künstlerisch ausgeschmückt hat.

Von Mays frühester literarischer auch dichterischer Tätigkeit sehe ich ab. (Es waren Humoresken, erzgebirgische Dorfgeschichten und lehrhafte Beiträge zu mehreren selbstgeleiteten Zeitschriften). Ich sehe auch ab von seiner Gedichtsammlung „Himmelsgedanken", seinem einzigen Drama „Babel und Bibel" und von den zwischen 1882 und 1887 im Münchmeyerschen Kolportage-Verlag erschienenen, auf Bestellung geschriebenen und flüchtig hingeworfenen fünf Lieferungsromanen, über deren Inhalt und (bescheidenen) Wert schon von Dr. Schmid und Dr. Beissel (im Jahrbuch II, S. 147 ff.) das nötige gesagt ist.

Nur das muß ich nochmals ausdrücklich betonen, daß sie durchaus ehrbar und harmlos sind, daß auch in ihnen, soweit ich sie selbst gelesen habe, das schlichte völkische Rechtsbewußtsein zum Ausdruck kommt: Redlichkeit, ausharrende Liebe, Gottvertrauen werden belohnt (das brave Dirndl bekommt endlich seinen Schatz), Hochmut, Selbstsucht, Falschheit kommen zu Fall, Verbrecher bleiben nicht dauernd verborgen usw. Von Unsittlichkeit kann selbst in den durch dritte Hand entstellten Arbeiten nicht die Rede sein. Kleinberg, der dies behauptete, hat nachweislich und zugestandenermaßen, wie Schmid (in der Lanze S. 32 und dem Karl-May-Jahrbuch 1919, S. 154 ff.) berichtet, von den etwa 15000 Seiten nicht eine gelesen, was aber ihn und seine Anhänger nicht abhält, sie sittlich zu verdammen.

Hier auch tritt schon Mays künstlerische Kraft deutlich zutage. Er mußte täglich gegen sieben Druckseiten liefern und also darauf losschreiben, so schnell es nur die Feder hergab. Schwerlich hatte er beim Beginn eine Ahnung, wie die Sache ausgehen sollte. Und doch kämpfte er sich immer wacker bis zur bestellten hundertsten Lieferung durch und die Sache hat doch ihr Façon. Man wird von dem so Gehetzten, den die Hungerpeitsche trieb, keine abgeklärten, künstlerisch abgerundeten, fein abgewogenen Werke erwarten. Trotzdem haben sie Werte, die ihnen die Volksgunst bis heute gesichert haben, wohl mehr ethische als ästhetische Werte.

Seine „Geographischen Predigten“ gehören ebenfalls hierher; auch sie können nicht viel Anspruch auf künstlerischen Wert machen. In ihnen zeigt sich aber schon klar der religiöse Unterton, der zu allen späteren Schriften das Leitmotiv bildet und ebenso stark in seiner Gedichtsammlung „Himmelsgedanken“ durchklingt. Der Schwerpunkt liegt auch hier auf dem Religiös-Erbaulichen, nicht auf dem Künstlerischen, wenn schon sich seine Gottesverehrung oft zu einer poetisch gesteigerten Sprache erhebt.

Volle Klarheit wird sich ihm erst allmählich herausgebildet haben. Daher der leicht erbrachte Nachweis, daß nicht alle Reiseerzählungen als symbolisch gedeutet werden können, daß zunächst der rein erzählende Charakter vorherrscht. Später mag er selbst seine Schriftstellerei nur von dem höheren erzieherischen Standpunkt aus gesehen haben. Wir alle wissen ja selten, wie sich unsere Gedanken entwickelt haben und vergessen leicht die Anfänge beim Anblick des letzten Erfolges. Auch da sollte man also nicht von bewußten Fälschungen sprechen, sondern mit nachempfindender, nachschaffender Seele die allmähliche Entwicklung begleiten. Erstaunlich früh sah May seine Lebensaufgabe vor sich, aber natürlich nahm sie in ihrer Durchführung veränderte Formen an. So ist offenbar anfangs das Ich auch ganz deutlich der damals noch ganz unbekannte Karl May, der beliebig erzählen und phantasieren mochte. Bald wuchs sich das Ich mehr und mehr zu einem Idealbegriff aus und verlor schließlich fast den Zusammenhang mit dem leiblichen Karl May. Die dadurch entstandenen Widersprüche sind Entwicklungsstadien, nicht Fehler oder gar Täuschungen. Raupe, Puppe, Schmetterling heben sich nicht gegenseitig auf, sondern ergänzen sich zu einem Leben, dessen Ziel der Schmetterling ist. Von einer „eitlen Betonung des Verfassers mit seinem Heldentum“ kann also nicht die Rede sein. Das hat schon Dr. Droop so überzeugend nachgewiesen (S. 96—110), daß Kleinberg auf den alten Vorwurf nicht wieder hätte zurückverfallen dürfen:

„Selbstverständlich kann Mays Ich nur die Züge und Anschauungen seines Schöpfers tragen; er wirkt innerhalb der Richtlinien seines Wesens und diesem gemäß, aber er erhebt es mit bewußtem Wollen über seine eigene begrenzte Persönlichkeit zu einem allgemeinen Menschheitsideal.“

Der reale Wahrheitsgehalt der „Reiseerlebnisse“ wird nie zu ermitteln sein. Törichterweise betont May mehrfach, daß er nur „Erlebnisse“ erzählte (Bd. 18, S. 153; 19, S. 150; 27, S. 272; 28, S. 32). Auch hiefür gibt schon Droop die richtige Deutung:

„Mays Schriften haben erzieherische Tendenz und dieser hatte sich alles unterzuordnen."

Aber ein Mißgriff war diese Betonung des Selbsterlebten doch, wie der Erfolg lehrt. Man nahm sie nicht als dichterische Lizenz, sondern als ein außerhalb der Dichtung stehendes Bekenntnis und verwertete sie als Zeugnis gegen seine Verläßlichkeit. Wenn ihm darin Unrecht geschieht, so ist er daran nicht schuldlos. Er rechnete auf „geneigte" Leser, fand aber auch viele Mißgunst — besonders bei seinen Nichtlesern! Das hätte er erwarten und sich vor üblen Deutungen bewahren sollen.

Wenn wir Karl May recht verstehen, so will er sagen, daß er bei all seinen Reiseerzählungen mehr als naturwissenschaftliche, völkerkundliche Belehrung und mehr als bloße Unterhaltung angestrebt habe, daß es ihm um die künstlerische Gestaltung von sittlichen Ideen zu tun sei, um den Kampf zwischen dem guten Prinzip und dem bösen, zwischen Tugend und Sünde, zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gott und Teufel. Daß er den Plan zu einem solchen Werke tatsächlich schon in jungen Jahren entworfen hat, das steht jetzt außer Zweifel, nachdem zur Ergänzung und Bestätigung dieser seiner ausdrücklichen Angabe der handschriftliche Entwurf dazu gefunden und durch Faksimile im Jahrbuch 1919 S. 64 mitgeteilt worden ist: „Mensch und Teufel".

Stand ihm aber einmal dieser Grundgedanke klar vor der Seele, so ergab sich die weitere Aufgabe fast von selbst: Alle Schriften sollten das eine große Thema behandeln, wie das Licht die Finsternis überwindet. Es ist ja im Grunde das allgemeine große Thema aller Religionen, deshalb unerschöpflich. Wir sehen es als Grundgedanken ganzer Kulturen klar erfaßt: in der Lehre der alten Perser von dem Widerstreit der Götter Ormuzd und Ahriman, bei den Japanern als Kampf des Lichtes mit dem Drachen der Finsternis, bei den alten Germanen als den Kampf Siegfrieds gegen Hagen, in der christlichen Lehre als den Kampf Gottes mit dem Teufel.

Nun wird auch klar, weshalb das Ich bei May so ohne Fehl ist und stets siegen muß. Das Licht in seiner Reinheit siegt auch stets und überall über die Finsternis. Wo es auf anderes Licht stößt, da verbündet es sich ihm. So finden wir also das Ich bei May stets im Bunde mit den Menschen, die dem Guten zustreben. Sein arabischer Diener, der die wahre Gotteserkenntnis sucht, ein muhammedanisches Weib, das nach dem Besitz einer Seele schmachtet, der deutsche Prediger im Gebiet des Rio de la Plata und seine Familie, unschuldige, nach Liebe verlangende Kinder und so fort, selbst die Tiere, durch Miß-

handlung bissig gewordene Hunde, scheinbar unbändige Pferde, die aber nur des freundlichen Tones und der streichelnden Hand bedürfen und auch als Gottes-Kreaturen nach Erlösung schmachten, sie alle fliegen ihm zu, dienen ihm freudig, folgen ihm in jede Not und Gefahr, verbinden sich mit ihm auf Leben und Sterben, verbreiten seinen Ruhm in alle Welt. Wohin das Ich nur kommt, überall geht ihm sein guter Ruf voraus. Man kennt seine Heldentaten ebenso im fernsten Westen wie im fernsten Osten, in dem Trubel der Städte wie in der entlegensten Hütte nomadisierender Wüstenstämme. Das Licht kennt eben keine Beschränkungen.

Die Gegner aber, als Vertreter der Sünde, müssen natürlich auch das böse Prinzip in herbster Form veranschaulichen. Es sind alle die, die den Glauben an eine göttliche Weltordnung nie gesucht, nie gefunden oder wieder verloren haben und bewußt im Dienste der Sünde verharren. Sie sind Diener des Teufels und deshalb zu jeder Schandtat bereit und mit allem Bösen verbündet. So haben wir die organisierten Verbrecherbanden der Schmuggler am Euphrat, ein ganzes Netz von Spionen, Hehlern, Stehlern, Räubern und Mördern über den Orient gesponnen und hausend in den wunderlichsten dunklen Verstecken. Aehnlich ist am la Plata eine auf staatlichen Umsturz bedachte Verbrechergesellschaft vollständig organisiert, durch Schwüre und die Macht des Terrors zum Zusammenhalten gezwungen.

Mit reichster Phantasie zeichnet May den unausgesetzten Kampf der beiden großen Mächte, die um die menschliche Seele ringen. Bald rückt der Feind offen vor, bald schleicht er unter freundlicher Maske an, bald allein, bald im Bunde mit seinen Helfern, bald ergibt er sich zum Schein, bald bricht er wieder alle Zusagen und Eide, bald scheint er endlich überwunden, dann aber befreit er sich wieder durch List oder Gewalt. Es ist ein unausgesetztes Ringen mit allen Kräften des Leibes und Geistes. Schließlich aber siegt das Ich, siegt Gottes Wille und der Böse liegt am Boden in ohnmächtiger Wut oder mit freiwilligem Zugeständnis seiner Niederlage.

Man sieht: ein phantastischer Gedanke, ein Thema, dessen Bearbeitung ein Menschenleben ausfüllen kann, ja, man darf sagen: das Thema, dem alles menschliche Leben zu dienen hat, das Thema, vor das jeder denkende Geist gestellt wird und das nicht erledigt ist, solange es noch Menschen im Dienste der Sünde gibt.

May hat sich deutlich genug darüber ausgesprochen, aber er ist nicht verstanden worden. Jetzt aber kommt Licht in die Lebensarbeit

dieses Mannes. Er hat ein Recht, alle seine Reiseerzählungen symbolisch zu nennen. Er will damit sagen, daß seine Helden, die er Old Shatterhand, Kara Ben Nemsi, Charley nennt, nicht Karl May sind, sondern das gute Prinzip und dessen Gegner nicht die Menschen, die er so oder so benennt, sondern Vertreter des bösen Prinzips. Das ist Symbolik. Somit behält er also recht, wofern man nur den guten Willen aufbringt, ihn richtig zu verstehen. Damit brechen aber auch eine Menge Anklagen in sich zusammen, die sich als Folgen von Mißverstand erweisen. Sind die Dichtungen symbolisch zu deuten, so dürfen sie nicht als unmittelbare Selbstbekenntnisse, nicht wie gewissermaßen historische Urkunden mißbraucht werden. Sie berichten nichts über Karl Mays tatsächliche Reiseerlebnisse. Diese geben ihm nur die äußere Form ab zu freigestalteten Erfindungen. Mit dieser Erkenntnis erledigen sich also auch einige der schwersten und nachhaltigsten Anklagen gegen Mays Charakter, die der literarischen Unehrlichkeit, persönlicher maßloser Eitelkeit, und einer nachträglich lügnerischen Rechtfertigung und „Selbstberäucherung“.

* * *

Anmerkung. In dem mir ferner übersandten Bd. 26 seiner Gesammelten Werke schrieb Karl May (unterm 8. Januar 1912) nachstehende Verse:

Fliegt auf, Ihr Leser, auf zur Sonne!
Sie ruft und lockt mit goldnem Strahl.
Der Aetherflug ist Gotteswonne;
Das Finstre bleibt im Erdental.
Ihr werdet wie von Engelshänden
Getragen und geführt zum Licht;
Drum gürtet mutig Eure Lenden:
Hinauf, hinauf; o zögert nicht!

Und in Bd. 25 folgendes:

Des Leibes Knecht bist Du im niedern Leben;
Im höhern bist Du dann des Geistes Kind.
Willst Du nach dieser Geisteskindschaft streben,
So meide alle, die nur Knechte sind!

„Geographische Predigten."

Es hätte May freigestanden, anderen Schriften eine andere Tendenz zu geben. Er tat es aber nicht, offenbar deshalb nicht, weil sein Leben unter dem unentrinnbaren Zwange seines christlichen Glaubens stand. Schon dieses frühe Werk (1876), das er als Vierunddreißigjähriger herausgab und das erst jetzt (1916) Dr. Schmid wieder nach langer Mühe aus alten Drucksachen entdeckt und im „Ich"-Bande neu gedruckt hat, steht unter dem Motto:

> „Wer sind die tausendmal Tausend, wer die Myriaden alle,
> Die den Erdball bewohnen und bewohnten, und wer bin ich?
> Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erde . . .!"
>
> (Klopstock.)

Die Schrift zerfällt in acht Kapitel: Himmel und Erde, Land und Wasser, Berg und Tal, Wald und Feld, Mensch und Tier, Strom und Straße, Stadt und Land, Haus und Hof. Allen diesen Kapiteln sind verwandte Motti vorgeschrieben und alle halten das gleiche fromme Ziel, den gleichen Gott anbetenden Ton ein. So Kapitel 1 mit dem Motto:

> „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
> Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort;
> Ihn lobt der Weltkreis, ihn preisen die Meere,
> Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!"

Kapitel 2:

> „Er hat um das Wasser ein Ziel gesetzt,
> bis das Licht samt der Finsternis vergeht." (Hiob.)

Kapitel 3:

> „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen,
> von welchen mir Hilfe kommt." (Psalm 121, 1.)

Kapitel 4:

> „Du lässest Gras wachsen für das Vieh
> und Saat zu Nutz dem Menschen." (David.)

Und so fort. Auch hier also ist sein ganzes Sinnen auf die Verherrlichung Gottes gerichtet und auf den Zweck, den Menschen zur

Gottesfurcht zu erziehen und zum Gehorsam gegen seine Gebote, deren höchstes die Liebe sei, die Liebe zu aller Kreatur, zumal zu allen Mitmenschen.

Sein Glaube deckt sich darin am meisten mit dem Tolstois: Gott ist das All, als dessen Teil ich mich bekenne. Darum begrenzt sich nur alles durch Gott und ich empfinde ihn in allem, im Baum, Kraut, Strauch, im Tier, das auch eine Seele hat, wie auch die Blumen Seelen haben, am meisten aber im Mitmenschen. Deshalb will auch er alle Schranken aufheben, die ihn hindern, im Mitmenschen das Gottesgeschöpf zu erkennen, Schranken des Blutes, des Glaubens, des Besitzes, der Bildung. Wie Tolstoi ermahnt auch er zur Bedürfnislosigkeit, zur Ueberwindung der Leidenschaften, der Machtgier, der Trunksucht, der Sinnlichkeit, der Verweichlichung. Ueber so hohen Zielen vergißt er allen kleinen Alltagskram, alle nichtigen Alltagssorgen und empfindet sein Leben als eine Mission im Dienste der göttlichen Liebe.

Symbolische Dichtungen.

Dr. Schmid hat die nötige Aufklärung über den symbolischen Sinn der Reiseerzählungen gegeben, soweit wir ihn nicht schon von May selbst erhalten hatten. Manches wird dabei noch nachzuholen sein, manches dauernd im Dunkel bleiben. Wunderbar bleibt die ganze Sache immerhin. Wir lesen Abenteuer und Reiseberichte und können aus der allerdings etwas düster-mysteriösen Stimmung kaum ahnen und erraten, daß hinter all den realen Vorgängen ein tieferer Sinn zu suchen sei. Und jetzt erfahren wir, daß alles nur symbolisch zu verstehen sei, alles: Menschen, Tiere und Handlungen.

„Im Reiche des silbernen Löwen" — um ein besonders eindrucksvolles Beispiel zu wählen — spukt der unheimliche Geist der Sillan wie eine Verschwörung des Bösen gegen die unschuldige Macht des Guten. Da zuerst stieg mir die Ahnung auf, daß wirklich Symbolik im Spiele sei. Die Sillan sind die feindlichen Schatten, die in dem Turm von Babel, dem Symbole der Wirrnis zwischen Wissen und Wahn, hausen. Die ganze Erzählung zeichnet Mays schriftstellerische Kämpfe. Er tritt auf als Kara Ben Nemsi, womit zugleich der abstrakte, konstante Begriff der Menschheitsfrage verknüpft ist; Halef versinnbildlicht hier wie sonst die anima, Hanneh die Seele, der Ustad die Selbsterkenntnis, Dschafar das Märchen. Im Orient geboren, aber in Feindeshand geraten und von den Snuffles im Westen nur unzulänglich behütet, muß es erst von ihm (May) wieder in seine Heimat zurückgebracht werden. Der Araberhengst Assil Ben Rih soll Personifikation der romantischen Reiseerzählung sein und wird deshalb jetzt von ihm zu Syrr umgetauft und umgeformt, das heißt in den symbolischen Reiseroman — — —

Ich will dieser Rätsellösung nicht weiter nachgehen. Man findet sie bei Schmid vollständig und — wie mir scheint — überzeugend durchgeführt.

Ebenso den Sinn der Dichtung „Und Friede auf Erden“, worin, Wilson vorgreifend, der Kampf um den Weltfriedensgedanken, aber auch in eine symbolische Handlung gekleidet, durchgeführt wird. Ardistan und Dschinnistan, die Entwicklung vom Gewalt- zum Edelmenschen zeichnend, Winnetous Erben, der Kampf und Sieg der indianisch-germanischen Rasse, die Lösung des „roten Problems“ durch das „Ich“, die Menschheitsfrage, sind ebenso nur lebendige Ausgestaltungen, in Handlungen umgesetzte ideale Gedanken und Wünsche.

Ich bin überzeugt, daß von Tausenden der Leser und Verehrer Karl Mays kaum einer diesen Sinn seiner Reiseerzählungen erkannt hat. Die meisten lesen sie ganz harmlos in dem schlichten, geraden Sinne seiner Worte, und wenn May nicht selbst den Schlüssel zu der Erklärung gegeben hätte, so würde auch ich mich gegen sie wehren, da ich ein tiefes Mißtrauen gegen solche Deutungen habe. Hier aber ist ein Zweifel unmöglich. Es ist übrigens eine sehr merkwürdige Leistung, die Frucht des grüblerischen, sinnenden und spintisierenden germanischen Geistes, der sich mit dem äußeren Schein der Dinge nicht zufrieden gibt, sich einschleichen möchte in die heimlichen inneren Bezüge, um der Dinge Sein und Wesen zu ergründen und wieder anschaulich zu machen — faustischer Geist!

Jetzt verstehen wir auch, weshalb May ablehnte, Jugendschriftsteller zu heißen: Er arbeitete sein ganzes Leben lang an den letzten Problemen der Menschheit und legte seine Gedankenarbeit in Werken nieder, die er selbst als Offenbarungs- und Erlösungsschriften empfand, deshalb in den Händen der ernstesten Leser wünschte.

M. wollte Volksschriften schreiben und hat nur sieben Bände als Jugendschriften bezeichnet. Der größte Teil seiner Werke, seine Reiseerzählungen, sollen, nach seinem Zeugnis, Predigten der Gottes- und der Nächstenliebe sein. Er führt das näher aus mit den Worten:

„Wer in der Wüste schmachtet, der lernt den Wert des Tropfens erkennen, der dem Dürstenden das Leben rettet. Und auf wem das Gewicht des Leides und der Sorge lastete, ohne daß eine Hand sich helfend ihm entgegenstreckte, der weiß, wie köstlich die Liebe ist, nach der er sich vergebens sehnte. Und doch ist mein ganzes Herz erfüllt von dem, was ich nicht fand, von jener Liebe, die den Sohn des Vaters auf die Erde trieb, um ihr die frohe Botschaft zu verkünden, daß alle Menschen Brüder sind und Kinder eines Vaters. Und wie der Heiland aus den Höhen, wohin kein Sterblicher dringen kann, auf die kleine Erde herniederstieg, so gehen nun seine Boten hinaus in alle Welt, um das Evangelium zu verkünden allen denen, die noch in Finsternis wandeln ... Ich muß wuchern mit dem Pfunde, das Gott mir verliehen hat. Darum läßt es mich in der Heimat nimmer ruhen; ich muß immer wieder hinaus, um zu lehren und zu predigen, nicht durch das Wort, sondern dadurch,

daß ich jedem Bruder, bei dem ich einkehre, nützlich bin ... Ich bin eingekehrt bei weiß, gelb, braun und schwarz gefärbten Menschen; ich war Gast von Christen, Juden, Moslemin und Heiden; bei ihnen allen habe ich Liebe und Barmherzigkeit gesät. Ich ging wieder fort und war reich belohnt, wenn es hinter mir erklang: „Dieser Fremdling kannte keine Furcht; er konnte und wußte mehr als wir und war doch unser Bruder; er ehrte unsern Gott und liebte uns, wir werden ihn nie vergessen, denn er war ein guter Mensch, ein wackerer Gefährte; er war ... ein Christ.

Auf diese Weise verkündige ich meinen Glauben. Und sollte ich auch nur einen Menschen finden, der diesen Glauben achten und vielleicht gar dann lieben lernt, so ist mein Tagewerk nicht umsonst getan, und ich will irgendwo auf dieser Erde mich von meiner Wanderung gern zur Ruhe legen." (Ges. Werke, Bd. 2, Durchs wilde Kurdistan, S. 635/36.)

Ich kann hier nur dazu einladen, seinen Gedankengängen nachzugehen. Wir werden uns auch die Frage vorzulegen haben, ob May mit diesen symbolischen Reiseerzählungen, die seine eigene Erfindung sind, einen glücklichen Griff getan habe. Ich sebst empfinde ablehnend, anderseits spricht die starke Wirkung doch wieder zu seinen Gunsten. Dabei meine ich nicht die rein erregende, unterhaltende Wirkung, sondern die erziehlich sittliche. Es ist vielleicht doch ein kluger Schulmeistertrik, daß er seine ernsten Lehren unter so anlockender Form versteckt. Rein theoretisch behandelt, sind sie ans Volk nicht heranzubringen. Wer liest solche Abhandlungen außer den — sagen wir — „Pharisäern und Schriftgelehrten"? Und wer läßt sich von solchen theoretischen Abhandlungen längere Zeit fesseln und dauernd beeinflussen? Was er predigt, das ist inhaltlich höchst beachtenswert. Leider kann ich auch nach dieser Richtung hin nur Andeutungen machen. Mit seinen Gedanken für den Völkerfrieden, Völkerbund, Ausgleich der Konfessionen, Versöhnung des Orients mit dem Okzident und anderen mehr gehört er zu den aufgeklärtesten und fortschrittlich wirksamsten Schriftstellern seiner Zeit. Sein Denken ist nicht akademisch geschult und mutet uns vielfach kindlich an: Er ist fast auf allen Gebieten Autodidakt, spottet über die Wissenschaften, ohne sie genauer zu kennen, aber er hat eine gesunde, angeborene Witterung für das Wahre und Rechte und vertraut deshalb auf seine eigene Kraft. Das ist die Art von Menschen, von denen zumeist neue Anregungen kommen — Prophetennaturen. Zuerst verlacht, kommen sie mehr und mehr zu Ansehen, und schließlich beherrschen sie die Geister. Was May betrifft, so wollen wir uns immer gegenwärtig halten, daß er allem Mißverstehen und aller Anfeindung zum Trotz schon jetzt der neuere deutsche Schriftsteller ist, der das größte Auditorium und die stärkste Wirkung hat. Man nenne mir einen anderen. Ich kenne keinen, der ihm darin gleichkäme. Etwa Rosegger

oder Gerhart Hauptmann? Oder wer sonst? Keiner, selbst der anerkannteste, wirkt so in die Breite und in die Tiefe wie unser — „Schundschriftsteller“.

Wenn wir mit seinen Gegnern weiter verhandeln sollen, so müssen sie sich endlich zu dem Zugeständnis bequemen, daß es May mit seiner Lehre jedenfalls ernst war. Sie stellen ihrer eigenen Urteilskraft das schlechteste Zeugnis aus, wenn sie hartnäckig dabei verharren, all das „fromme Reden und Dichten“ von May sei nur leere Mache, nur Spekulation auf die Dummheit und den Geldbeutel gutgläubiger Toren. Darüber ist kein Wort mehr zu verlieren.

Klara May bekennt in den „Bunten Blättern aus Karl Mays Leben“ (Jahrb. 1918 S. 64): „Stiller glücklicher Friede war uns in all den Jahren des Beisammenseins beschieden, und die Abendsonne der Erinnerung beleuchtet kein unschönes Bild.“ Wenn er am See Genezareth auf dem Dache des französischen Klosters in Tiberias in sternenklaren, stillen Nächten seine „Himmelsgedanken“ niederschrieb — so beschwindelte er Gott, sich selbst und seine Leser? Wenn er seiner Frau sagte (S. 66): „Keinen Menschen sollen wir hassen. Wenn er mich quälen darf, so will es Gott, um mich zu prüfen . . ., wohl dem, den Gott für wert hält, geschliffen zu werden! Käme heute mein Peiniger in Not und streckte seine Hand nach mir aus, ich würde sie ergreifen und ihm helfen, so weit es nur in meinen Kräften stände,“ so flunkert er nur seine Frau an und sie merkt es nicht einmal? Ein ganzes Leben lang kämpft er für seinen Glauben und füllt eine ganze Bibliothek mit dem Streben, seine Brüder zur Gottes- und Menschenliebe zu bekehren — „Alles Schwindel!“ rufen die großen Psychologen aus, die sich über ihn zu Gericht setzen. Damit richten sie sich selbst und sind für uns erledigt. Es gibt einen Grad von Kurzsichtigkeit und Starrsinn, bei dem jede Verständigung unmöglich wird.

Technisches.

Wir haben jetzt nach den technischen Mitteln zu fragen, mit denen der Künstler seinen Stoff gestaltet.

May läßt seinen Helden, das „Ich“, mit bescheidenen Geldmitteln hinausziehen in die fremde Welt, um Land und Leute zu studieren und Gottes Walten in Natur und Menschen zu beobachten. Es treibt ihn zu Völkern, bei denen das Leben noch weniger mechanisiert ist, die der Natur und somit Gott noch näher stehen. Er hat es nicht auf Abenteuer und Kämpfe abgesehen, aber er stößt bald auf die Sünde. Da sieht er Kinder, die mißhandelt, Arbeiter, die ausgebeutet, Ehrliche, die betrogen, ganze Stämme, die geknechtet werden, und sogleich treibt ihn sein gutes Herz, den Schwachen Hilfe zu leisten.

Dabei kommen ihm seine reichen Kräfte des Leibes und Geistes zu statten. Er hat die reichste Lebenserfahrung und beherrscht alle Mittel höchster Zivilisation, verbindet mit dem größten Scharfsinn, der den Menschen ihre letzten Gedanken aus der Seele herausliest und ihre dunkelsten Pläne durchschaut, die größte Ruhe und Besonnenheit. Er ist Meister in allen Künsten der Waffen, der trefflichste Schütze, Fechter, Boxer, Lassowerfer, ist mit der besten Wehr ausgerüstet, der kühnste Reiter, der ausdauerndste Wanderer, abgehärtet gegen alle Unbilden des Wetters, gegen Hunger und Durst, ein geübter Beobachter des Himmels und aller Naturvorgänge, vertraut mit allen Listen und Schlichen der feindlichen Krieger, ein Meister im Lesen der Spuren, im Anschleichen, im diplomatischen Verkehr, ein Mann von größter Selbstbeherrschung und geistvoller Ausnutzung aller günstigen Gelegenheiten. Wo ihn Kraft nicht zum Ziele führt, da muß seine sieghafte Beredsamkeit helfen. Er beherrscht oder eignet sich schnell Sprache und Sitten der Menschen an, auf die er wirken will und gewinnt durch all dies stets die Oberhand über Freunde und Feinde.

So erscheint er uns wie ein mittelalterlicher Ordensritter, als echter Gottesstreiter, der den Vernichtungswillen der Bösen durch Ge-

walt bricht oder durch Hochherzigkeit entwaffnet, der guten Sache zum Sieg verhilft, ein ins Christlich-humane übertragener Herakles oder Theseus.

Mittel der Darstellung sind eine Vereinigung der exotischen Reiseromantik, der Detektivgeschichten mit dem Pathos der Bekehrungsliteratur. Die Spannungen und Ueberraschungen erlahmen ihm nie. Beschleichungen, Ueberfälle, Gerichtsverhandlungen, Verurteilungen, Begnadigungen, Befreiungen, Ueberredungen, Ueberlistungen, Versöhnungen, feindliche Rückfälle durch Verrat und Treubruch, Freundschaftsschließungen, Entlarvungen, Erkennungsszenen, sinnige Betrachtungen der Natur mit all ihren Herrlichkeiten und Schauern, Behaglichkeiten, Gelage und tief erregte Gespräche über Gott und Religion, über die letzten Fragen der Menschheit, das alles zieht in buntem Wechsel an der Seele der Leser vorüber: eine Vereinigung von reichster Phantastik, fesselndster Kriminal- und Kriegsromantik mit klarer realer Beobachtung und ruhiger philosophisch-religiöser Andacht.

Der Kampf führt selten zu sofortigem Sieg: so leicht unterliegt das Böse nicht. Dadurch erhält die Darstellung einen dramatischen Aufbau. Oft, wenn ein Gegner unterlegen ist, erweist er sich nur als Vorkämpfer der sogleich auftretenden größeren Macht. Es sammeln sich die feindlichen Kräfte, verdoppeln ihre Anstrengungen. Es kommt zur höchsten Spannung: die Mächte stehen sich gesammelt gegenüber und bald muß die Entscheidung fallen. Und doch gibt es wieder retardierende Zwischenfälle und immer neue Möglichkeiten, bis endlich und zumeist wieder überraschend, das gute Prinzip obsiegt, das Böse bekehrt wird oder durch eigenes Verschulden zugrunde geht.

In dem kunstvollen Aufbau dieser Dichtungen offenbart sich eine unleugbare Meisterschaft, die ich auch von Dr. Mahrholz anerkannt sehe. Wenn er daneben die „maßlose Eitelkeit" tadelt, die selbst „wundervolle Szenen" störe, so muß ich ihm darin widersprechen.

Zwar nennt er Mays Eitelkeit naiv, ohne jede Spur von Raffinement, was ihn entschieden liebenswürdiger mache, als den ebenso eitlen, aber weniger naiven Strindberg. Immerhin bleibe Eitelkeit eine moralisch-unerfreuliche Tatsache und äußere sich im Kunstwerk als Schönheitsfehler. Ich b auche keinem zu sagen, weshalb ich das ablehnen muß: May spricht eben nicht selbst, sondern es spricht das „Ich", es spricht das gute Prinzip, und indem sich dieses bekennt, tut es nur das Notwendige. Es hat immer recht und muß recht haben, ebenso wie das Licht immer leuchten muß.

Manchmal tritt das „Ich" bescheiden zurück, um seinen Freunden und Gehilfen die Möglichkeit ihrer Kraftprobe zu geben. Es tut das nur ungern, weil es gewohnt ist, alle Gefahr auf sich zu nehmen, tut es nur aus erzieherischen Gründen, um den jungen Kräften eine Anerkennung, einen Ansporn und doch auch die Ueberzeugung ihrer Unzulänglichkeit zu geben. Wer die Schriften kennt, erinnert sich solcher Szenen.

Da stellt sich denn auch in der Regel heraus, daß der Zögling seine Kraft überschätzt, die Widerstände unterschätzt hat und daß doch wieder das Ich die Hauptmühe auf sich nehmen muß. Das sagt aus, daß nur der wahre Gottesstreiter siegen kann, daß es mit dem guten Willen allein nicht getan ist, sondern daß — aller Segen von oben kommen muß. Ist das Eitelkeit? Nein, es ist ein Glaubensbekenntnis.

Ein Kunstgriff, der noch besondere Betonung verdient, ist der, daß May seine Darstellung zumeist in der Form des Ich-Romans gibt. Das schafft ihm großen Vorteil, schuf ihm freilich auch den Schaden, daß man ihn mißverständlich für den selbstgefälligen Träger all der Tugenden, für den „Edelmenschen" hinnahm, für dessen einmalige Menschwerdung er seine ganze Lebensarbeit einsetzt. Der Vorteil besteht darin, daß seine Erlebnisse glaublich wirken.

Er trägt selbst die Trachten der Menschen, mit denen er lebt, spricht ihre Sprachen, teilt alle ihre Lebensgebräuche, wird heimisch in ihrer Natur, wird ganz einer der Ihren, ja, übertrifft sie sogar in ihrer eigenen Art, beschreibt sie nicht nur als außenstehender und unbeteiligter Beobachter. Daher die eindringliche Ueberzeugungskraft seiner Zeichnungen, die einen Zweifel an ihrer Verläßlichkeit zunächst gar nicht aufkommen läßt. Ob sie späterer Nachprüfung stichhalten, weiß ich nicht und kümmert mich hier nicht.

Unzweifelhaft hat er sehr gut mit eigenen Sinnen beobachtet, mit geradezu genialem Künstlerblick und mit schöpferischer Phantasie die nicht ausreichende sinnliche Anschauung ergänzt und dabei vortreffliches erdkundliches, völkerkundliches und sprachliches Material benutzt. In der Verarbeitung dieser verschiedenen Mittel zu einheitlichen Gebilden bekundet er eine höchst achtbare Kunst. Bis jetzt hat es noch niemand unternommen, seine Romane auf ihre Quellen hin zu durchforschen und nur selten zeigen sich Spuren von Verschmelzungen. Jedenfalls hat er sich alle Eindrücke und Gedanken erst im Geiste zu

einem lebendigen Bild verarbeitet, um dann ganz aus dem Vollen heraus frei zu gestalten. Das aber ist künstlerische Tätigkeit.

Ueber den Grad des Gelingens wollen wir nicht streiten. Die Form symbolischer Reiseerzählungen war Mays Erfindung, die keinen Nachfolger gefunden hat, also auch kein Vergleichsobjekt. Hoch hat ihren künstlerischen Wert selten jemand eingeschätzt, dessen Stimme irgend Gewicht hat.

Mays Wirkung.

Der gewissenhafte Biograph hatte vor allem festzustellen, daß M.s Wirkung fast beispiellos war und noch ist. Dafür geben Zeugnis die Menge der abgesetzten Bände und die Menge von Anerkennungsbriefen aus allen Teilen der Erde, wo nur immer Deutsche leben. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die Generation, die jetzt im Mannesalter steht und Deutschlands Macht zum Staunen aller Welt bekundet hat, durch seine Schule gegangen ist. Er war vielen Leuten Erzieher und hat als solcher segensreicher gewirkt als sonst eine einzelne Persönlichkeit. Er hat ihnen sichere Führung gegeben in einer Zeit, in der unserem Volke der innere Halt schwand, in der die Schüler sich innerlich von der Schule lossagten, weil sie ihrem Glauben und gesamten Gemütsleben zu wenig Nahrung bot und sie um die Befreiung der Seele, um die Bedürfnisse der Phantasie, um das Vertrauen auf ihre Kraft und hohe Lebensaufgabe zu betrügen drohte. Denn noch war und ist eine Synthese zwischen Glauben und Wissen nicht erreicht, der Glaube erschüttert, das Wissen kalt, unfähig, die Seelen zu erwärmen, die große Nationalseele, um deren Erweckung die freiheitliche Denkweise sich bemüht, noch nicht gefunden.

Volk und Jugend fühlten sich abgestoßen von der Nüchternheit der naturwissenschaftlichen Welterklärung. Sie konnten nicht glauben, daß der Urgrund der Welträtsel mit chemischen und physikalischen Mitteln zu finden sei. Häckel und Ostwald mit ihrem naturwissenschaftlichen Monismus fanden bei ihnen wenig Gefolgschaft. Lieber noch blieben sie in der alten Kirche, so wenig sie sich von ihrer starr gewordenen Dogmatik angezogen fühlten.

So zwischen zwei sich völlig widersprechenden Welten schwebend, fanden viele Zuflucht bei May, der ihnen einen Glauben predigte, der beide Klippen mied, einen Glauben gab, dem sie sich frei hingeben konnten, ohne etwas von ihrem feurigen Seelenleben und ohne etwas von ihrem

Dogma preiszugeben: Den Glauben an einen Gott der Liebe, der alles umfaßt, selbst aber in Worte nicht zu fassen ist. Dabei ist May streng bibelgläubig und wertet die Frömmigkeit des Alten Testaments fast ebenso hoch wie die christliche. Er stieß in allen Bekenntnissen auf die Offenbarung des einen Gottes, der alles Lebens und aller Gedanken Vater ist. Die ganze Welt ist ihm ein Lobgesang auf Gott. Alles ist Gottes, nichts ist außerhalb Gottes.

Es kann vorkommen, daß ein Mensch, der in früheren Jahren sich auf ein solches kirchlich festgelegtes Bekenntnis verpflichtet hat, mit der Zeit in „Anfechtung" komme und daran irre werde, aber es ist völlig undenkbar und gegen alle Kenntnis von der menschlichen Natur, daß sich jemand freiwillig, ohne jeden äußeren Zwang, sein Leben lang mit vollster Hingabe und ohne Anfälle von Zweifeln, ohne Schwankungen und Ruhepausen einer Aufgabe widme, die ihm gegen die Ueberzeugung geht. M. wäre die verruchteste Gestalt der Weltliteratur, wenn er so gelebt und so von den letzten und tiefsten Dingen und Geheimnissen der Seele gesprochen hätte: mit steter Anrufung Gottes und mit stetem Hinweis auf das Gericht des Gewissens, ohne an das zu glauben, was er tat und sprach. Ein Mensch kann es im Heucheln weit bringen, aber es gelingt ihm nie, die Komödie konsequent ein ganzes Leben lang glatt durchzuführen. Er müßte sich immer wieder verraten, sein wahres Gesicht enthüllen, müßte vor allem seelisch zugrunde gehen und das müßte sich auch in seinen Gesichtszügen tief eingraben. May wurde aber nach dem Bekenntnis derer, die ihm nahestanden, denen er in harmlosem Geplauder sein Herz zeigte, mit den Jahren immer ruhiger, fester, klarer, freudiger. Seht euch sein Bildnis an! Habt ihr jemals gelernt, aus Gesichtszügen die Seele des Menschen abzulesen, so müßt ihr mir recht geben.

Die von K. bespöttelte Seelenlehre M.s findet heute warme Fürsprecher. Wieder müssen wir staunen, daß M., obgleich philosophisch völlig ungeschult, oder wohl gerade deshalb, rein gefühlsmäßig zu Anschauungen durchgedrungen ist und das schon in jungen Jahren und mit einer Sicherheit, die nie wieder einen Zweifel aufkommen ließ, zu Anschauungen, sage ich, die jetzt von allen Seiten her auf uns eindringen.

Walther Rathenaus gedankentiefes Buch „Von der Mechanik der Seele" ist, unbewußt, eine Rechtfertigung M.s. Auch er bezeichnet es als einen Irrtum aller Philosophie, mit der Kraft der Logik das Reich der Seele durchdringen zu können. Die Verstandes-

kraft sei keine unbedingte. Jede Geistesmacht könne nur von der gleichen Geisteskraft gemessen werden: Verstand durch Verstand, Gemüt durch Gemüt, Glaube durch Glaube. Also gebe es neben dem Geiste eine Seele, die im Glauben ihr Sonderleben führe.

Ebenso lehrt Dr. Steiner und lehren mit ihm alle neuen Theosophen. M. sagt genau in ihrem Sinne[36]:

„Es führen drei Wege hinauf: Wissenschaft, Kunst, Religion. Wissenschaft bringt Erkenntnis, Kunst Offenbarung, Religion Erlösung. Kunst ist die Betätigung des menschlichen Geistes und der menschlichen Seele, welche in das Innere des Gegenstandes eindringt, um das Wesen desselben zu erfassen, und dann wieder nach außen zurückkehrt, um das Aeußere im Einklang mit dem Inneren darzustellen. Sie söhnt Wissenschaft mit Religion aus. Sie weist nach, daß alle drei Wege endlich doch vereint nach demselben Ziele streben."

„Volk" und Jugend spüren also mit Recht in M. Zukunftsland, sie haben sich noch nie am Toten und Absterbenden begeistert. Ein Teil der Wirkung liegt jedenfalls auch in der Energie des Handelns und in dem Wechselspiele der Gegensätze zwischen starkem Machtwillen und versöhnlicher Gesinnung. M. gibt dem Leben einen hohen Wert, indem er zeigt, was so ein „armes Menschenkind, aus Staub und Asche geboren und vom nächsten Wind zerblasen" (Hebbel, Nibelungen), leisten kann, wenn es sich in den Dienst hoher Ideen stellt. Wieder kommt es gar nicht darauf an, ob wir diese gutheißen oder nicht; entscheidend ist, daß sie die Herzen packen und mit sich fortreißen.

Der Jugend und bezeichnender Weise aber auch dem ungebildeten, unverbildeten Volke gefällt auch Mays Moral. Sie wünschen, die Tugend unter allen Umständen siegreich zu sehen. Das ist zwar nicht „modern", wird es aber jetzt unter den Hammerschlägen des Schicksals wieder werden. Wahrhaftigkeit, Treue, Opfermut, Selbstlosigkeit, Geduld im Leid, Ausharren in der Not, Vertrauen auf den Sieg des Rechts, Nächstenliebe, Ehrlichkeit, Verläßlichkeit, werktätige Achtung der Menschenwürde, Kampf gegen alles Feige, Falsche, Gemeine und Verbrecherische, aber auch wieder versöhnlicher Sinn und Langmut gegenüber den Schwachen an Geist und Willen, mit einem Wort lebendiger Gottesdienst, der sich auch als Menschendienst, Frauendienst und als Hilfe für die Schwachen, Hilflosen und Mißachteten erweist, das alles ist unserem Volke ehrwürdig und erstrebenswert.

Daneben auch die siegreiche Kraft der Vernunft, die jedem Schicksal gewachsen ist, die feindliche oder stumpfe Welt unter ihren Willen beugt und die rohe Gewalt entwaffnet.

---

[36]) „K. M.s letzter Vortrag" in „Ich", S. 507 ff.

Mit starker Zustimmung lesen sie auch, daß es deutsche Art ist, die sich kraft ihrer ganzen idealen Lebensauffassung und soliden Lebensführung stets durchsetzt und anderen Kulturen gegenüber als überlegen erweist. May läßt den Deutschen bescheiden auftreten und niemals mit großen Worten über seine politische Macht sprechen — auf diese kommt es ihm auch gar nicht an, da er sich von einer Gewaltpolitik keinen Nutzen verspricht und nur nach geistigen Waffen den Kampf für die Befreiung und Veredelung der Menschheit geführt sehen will — er spricht auch nicht als Parteimann zugunsten irgendeiner politischen Richtung innerhalb des deutschen Reiches, sondern er steht abseits der Politik, abseits der Parteien und beweist auch damit, daß er keine realen Tagesfragen behandelt und keine privaten Erlebnisse mitteilt, sondern symbolische Bilder vorführt, die gleichsam ort- und zeitlos sind. Aber er bekennt sich doch mit Stolz als Deutschen und betont die deutschen Tugenden, die ihm für seine idealen Zwecke wertvoll sind: Fleiß, Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Treue, Ausdauer und vor allem den Sinn für Gerechtigkeit und Humanität.

Wenn er auf Mißachtung des Deutschtums stößt, dann beweist er lieber durch die Tat, als durch Worte deutsche Ueberlegenheit. Nie bleibt Mißachtung des deutschen Wesens bei ihm unbestraft oder unberichtigt. Die Bewunderung, die sein „Ich" ihm einträgt, kommt den Deutschen in ihrer Gesamtheit zugute. Auch finden die Ausländer es erklärlich, daß er sich durch sein Wissen und Können, sein Streben und Handeln auszeichne, sobald sie hören, daß er ein Deutscher sei.

Offenbar empfindet er deutsches Wesen als das Salz des Lebens und teilt den in jüngster Zeit vielfach bespöttelten Gedanken, daß dereinst an deutschem Wesen noch einmal die Welt genesen werde. Alles in allem also: Ein ruhiges, festes Vertrauen auf die Tüchtigkeit seines Volkes und eine Vaterlandsliebe, die sich auf die wahren, d. h. auf die ethischen Werte seiner Landsleute begründet. Jedenfalls ist er überzeugt, daß die Deutschen berufen seien, Führer zu werden in der Entwicklung der Gewaltmenschen zu den Edelmenschen.

Reisende, die seinen Spuren gefolgt sind, berichten, daß er in diesem Sinne im Ausland auch aufgetreten sei und gewirkt habe. Man findet solche Zeugnisse in den Karl-May-Jahrbüchern. Hier decken sich also seine Worte mit seinem Tun. Er hat nicht teilgenommen an dem bald herrischen, bald unterwürfigen Wesen, durch das viele unserer Landsleute uns leider im Ausland so unbeliebt ge-

macht haben. Im Gegensatz zu der ihm vorgeworfenen Eitelkeit ist er stets still und bescheiden aufgetreten und mit dem Wunsche, allen denen, zu denen er kam, angenehm und nützlich zu sein, ohne dabei seiner Würde irgend etwas zu vergeben. Sein Ehrgeiz ging dahin, daß seinen Wirten sein Abschied Trauer bereite, und daß er überall Freunde zurücklasse. Man beachte auch, daß er all die Kämpfe, die er in seinen Dichtungen zu bestehen hat, nie zur Erreichung eigener Vorteile auf sich nimmt oder zum materiellen Vorteil eines Deutschen.

Auch das sei betont, daß er niemals auf die niederen Triebe der Menschen spekuliert, zumal nicht auf ihre Habgier.

Wir bekommen in seinen Büchern zwar oft unermeßliche Schätze zu sehen, Gold, Diamanten, Perlen, kostbare Teppiche, Kleidungen, Waffen, zusammengetragen von harten Geldmenschen, blutgierigen Tyrannen und ihren verbrecherischen Helfern, Schmugglern, Hehlern, Stehlern, Dieben, Räubern und Mördern, aber wir lernen auch den Fluch kennen, der auf dem Golde ruht. Wie in der deutschen Sage vom Nibelungenhort, so müssen alle zugrunde gehen, die ihr Herz dem Dämon Gold verschrieben haben, denn das Gold betört die Sinne, weckt alle bösen Leidenschaften, erstickt alle guten und edlen Regungen der Herzen und treibt zur Gewalt, wie es die Gewalt anlockt. So im Roman „Winnetou". Da ist Santer der Widersacher, der Mörder, der Vertreter des bösen Prinzips, der Goldgier. Sein Erscheinen bringt Unheil auch über die Unschuldigen: Winnetous Vater, Intschu-tschuna, und seine Schwester Nscho-tschi erliegen seiner rohen Gewalt auf der Wanderung nach dem Osten der Freiheit und edlen Menschlichkeit.

Wenn wir May als Pazifisten wirksam sehen, so doch nicht als Sozialisten im wirtschaftlichen Sinne. Auch ist noch nie der Vorwurf gegen ihn laut geworden, daß er die Begehrlichkeit der Massen aufgestachelt und gegen die wirtschaftliche alte Ordnung aufgehetzt habe. Er ist ethischer Sozialist: es soll gerecht geteilt werden. Keiner soll leer ausgehen, die Geringsten sollen am reichsten bedacht werden, aber nicht mit Gold — was ist ihm Gold? Er würde wie der Rembrandt-Deutsche sagen können: „Gold ist Dreck" — sondern mit dem viel Köstbareren, mit Liebe. Gold macht nicht glücklich, Liebe macht glücklich. Gold führt die Seele nicht empor, Liebe erhebt. Gold erweckt Haß und Feindschaft, Liebe entzündet immer wieder Liebe. Das ist das große Thema, in dessen Dienst May sein ganzes Leben und Wirken stellt. Das ist wohl auch, was am meisten seinen Lesern das Herz weich und warm macht.

Eng damit zusammenhängend ist seine Strenge im Kampfe gegen alles Aeußerliche, den flüchtigen Genuß, die Bequemlichkeit, gegen alles sinnlichen Begierden dienende unmannhafte Wesen. Er fordert Zucht des Leibes wie des Geistes. Von der vordem bei uns so beliebten Zech- und Saufpoesie, der sich noch Victor v. Scheffel mit so viel Behagen und Wärme ergeben hat, findet man nichts bei May. Er hat anerkennende Worte für die Selbstbeherrschung der Orientalen dem Alkohol gegenüber, aber nur Spott für die Gefräßigkeit des dicken türkischen Koches, der sich dadurch selbst straft, daß er zur unförmigen, trägen Masse wird.

An ein „Sichausleben", zumal in eroticis, ist bei May natürlich nicht einmal zu denken. Er behandelt die Frau im Geiste der alten Germanen als eine Art höheren, mit besonderen Gaben des Geistes und der Seele ausgestatteten Wesens. Wenn Old Shatterhand im „Winnetou" an Jung-Siegfried erinnert, so erinnert Nscho-tschi, der „Schöne Tag", an Kriemhild. Sie, die Schwester Winnetous, faßt eine stille Liebe zu dem schönen, kühnen, gerechten, gütigen und heiteren Freund ihres Bruders und Vaters und ihres Volksstammes der Apatschen. Sie ist scheu, herb und streng gegen sich wie die unbezwungene Diana, aber zart, innig und tief von Gemüt, von edelster Weiblichkeit wie eben Kriemhild: eine Indianerin mit einem deutschen Herzen [87]).

Auch der Indianer Winnetou steht dem Weibe mit zarten, keuschen und ehrfurchtsvollen Empfindungen gegenüber. Weil seine Liebe zu Ribanna unerwidert bleibt, entsagt er und trägt sein Leben lang seinen Schmerz und sein Geheimnis still für sich. Ribanna aber folgt dem Zuge ihres Herzens und wird Weib des reckenhaften Old Firehand, in dem der überlegene Geist der weißen Rasse verherrlicht ist. Rührend ist auch Mays Behandlung des muhammedanischen Weibes, die Schilderung des jungen Eheglücks seines Jüngers Halef, sein unermüdlicher Zuspruch der darüber beunruhigten Hanneh, daß sie als (muhammedanisches) Weib keine Seele haben soll, rührend und erheiternd zugleich der Wortschwall, mit dem Halef die Tugenden seines Weibes preist und die Herzlichkeit, mit der er sich immer wieder nach Art und Sein von Mays Zeltgenossin erkundigt.

---

[87]) So urteilt auch Lisa Winkler (Karl-May-Jahrbuch 1919, S. 366 ff.). Sie findet ihre Erscheinung „unendlich schön, harmonisch, rührend. Vollwertig, blutvoll und geschlossen steht sie neben dem Freunde".

Unsere Frauen und Mädchen werden kaum einen zweiten Dichter jüngerer Zeit kennen, der ihr Geschlecht so ehrend behandelt. Ich sehe, daß Lisa Winkler sich dazu begeistern ließ, ein Winnetou-Schauspiel zu dichten, von dem sie einen Auftritt, das Zwiegespräch zweier Indianerinnen, mitteilt (Karl-May-Jahrbuch 1919, S. 375 ff.), und ich lese, daß sie die Liebe Winnetous als frei von billiger Sentimentalität, hohler Rhetorik und banaler Liebesromantik bezeichnet.

Vergleicht man damit die moderne erotische Literatur, selbst die ernsthafteste, so wird man lange suchen müssen, bis man gleich Getragenes und Gebändigtes findet. Mit der Liebe wird bei May nicht getändelt und nicht Unfug getrieben. Er behandelt sie mit der Ehrfurcht, die ihr Mysterium erfordert. Sein Gebot lautet, daß der Mensch den Leib gesund, stark und rein erhalten muß, damit er der Seele eine gute Heimstätte bereiten könne. Hiermit wird er sich die Zustimmung aller derer erworben haben, die es auf Erhaltung, Ertüchtigung, Vervollkommnung und Veredelung der Einzelnen, der Völker, der ganzen Menschheit absehen.

Auch hierin erkennen wir wohl amerikanischen Einfluß. Oder hat er in seinem Heimatsort Ernsttal, im Gefängnis und in den Häfen der Seestädte selbst die Verheerungen beobachtet, die Unzucht und Völlerei in Seelenleben und Glück der Einzelnen, der Familien und ganzer Völker anrichten und daraus seinen Abscheu gegen sie gewonnen?

Dabei ist er kein Duckmäuser, sondern stets wohlauf, frisch und fröhlich, zum Scherzen und Lachen aufgelegt. Ein unverwüstlicher Optimismus erhebt ihn und läßt keine Weltschmerzgedanken aufkommen. Ein warmes Behagen liegt über weite Gebiete seiner Erzählungen ausgebreitet. Er ist ersichtlich ein Lebenskünstler. In der Gefahr steht er seinen Mann. In der Not weiß er Rat. Ein Verzagen gibt es nicht. Je höher die Gefahr, um so größer die Kraftanspannung. Am größten ist er gerade in der schlimmsten Lebenslage. Das macht: er kämpft für hohe Ideen und fürchtet den Tod nicht. Er meint: „mir koa nix gschehn“, weil er sich in Gottes Hand weiß: sein Glaube macht ihn mannhaft. Neben dem christlichen Geist klingt auch der trotzige alte Germanengeist an: treu leben, todtrotzend kämpfen, lachend sterben. So scherzen am Schluß des Walthari-Liedes die Helden Gunther, Hagen und Walthari, obgleich dem einen der Fuß, dem andern das rechte Auge und 6 Backzähne, dem dritten die tapfere Rechte geraubt sind:

„Jetzt misch' uns einen Wein,
Wir haben ihn verdient, er soll uns heilsam sein — —
Nach Lärm und Kampfgetös', Schildklang und schweren Hieben
Zum Becher dort die drei viel Scherz und Kurzweil trieben."

Seine heitere Muse ist ein gesundes, derbes, grundanständiges Mädchen vom Lande. Tanzen freilich kann sie nicht mit ihren schweren rindsledernen Stiefeln. Sie arbeitet mit der dicken und dünnen Komik, auch mit alten Typen und meint, durch unermüdliche Wiederholungen ihrer Scherze deren Wirkung zu steigern. Den spleenigen Engländer, den sie uns vorführt, kennen wir schon von der ältesten Nummer der Fliegenden Blätter her: er hat seinen großkarierten hellen Anzug, sein Plaid, seinen Operngucker und sagt nur yes und no.

Aber der gesunde deutsche Humor ist ja allgemein verkümmert unter dem trüben Himmel, unter der Fuchtel von Polizei und Beamtenschaft und ist fast nur noch auf dem Lande zu finden, wovon Fritz Reuter Kostbares gerettet hat. Mit Mays erzieherischen Grundbedürfnissen geht er nur einen äußerlichen Bund ein.

Das Günstigste, was ich dazu sagen kann, ist, daß er der Volksbühne entspricht. May würde damit wohl zufrieden sein. Der entsetzlich tiefstehende Geschmack unserer deutschen Komik, wie er sich in den Karikaturen von Witzblättern und Postkarten breit macht, bedarf einer gründlichen Auffrischung. Nicht, daß die Komik zu derb wäre, sie ist nicht heiter und leicht genug, sie ist nicht wirklich komisch.

Durch diesen Humor wirbt May sich Freunde. Wieder ist seine Komik nicht für den Salon berechnet, weil eben volkstümlich. Er wirkt mit den Mitteln, denen der Erfolg nie fehlt, die deshalb auch in der antiken und mittelalterlichen Komödie schrankenlos schalten: Ohrfeigen, Prügeleien, Prellereien, Verstellungen, Verkleidungen, komische Masken, plötzliche Erscheinungen und Bewegungen, lächerliche Ausdrucksweisen und das alles reichlich dick aufgetragen, reichlich oft wiederholt, so daß wieder der „gebildete" Leser sich entrüstet. Unser liebes Volk aber lacht bei jeder Wiederholung der Scherze mit gleicher, ewig junger Heiterkeit. Wann hätte je ein „August" im Zirkus eine Ohrfeige vergebens ausgeteilt? Wann wäre je einem wüsten Fresser und im eigenen Fett erstickenden dicken Koche, wie ihn May im Band 3 u. 27 zeichnet, der Beifall der Menge versagt worden? Man nennt heute solche Scherze „skurril" und zuckt verächtlich die Achseln über die „plumpe Bauernkomik", entzückt sich aber angeblich über die altgriechische und die plautinische Komödie und ihre „köstliche Naivität", die doch genau

mit den gleichen derben Mitteln ihre großen Erfolge erzielen. Bei der „sehr armen humoristischen deutschen Literatur" — das ist ein Wort von Paul Heyse — muß man selbst bescheidenere Gaben dankbar aufnehmen. Heyse, der selbst wenig Humor hatte, aber die deutsche Literatur wie wenige kannte, nennt eine Novelle der Ebner von Eschenbach, „Die Freiherrn von Gemperlein", eine der wenigen Dichtungen seiner Zeit, die glücklich die Mitte hielten zwischen Lachen und Rührung. Er sagt mit Recht, daß nichts seltener sei, als eine humoristische Schöpfung ersten Ranges, die einem Frauengemüt entsprungen sei. Auch unter den Männern sind jetzt gute Humoristen rar. Aber in der Kritik der Humoristen sind wir groß. Lange Zeit, wohl bis heute, gilt Wilhelm Raabe als größter Humorist. Ich habe bei ihm nie herzhaft lachen können. Er selbst lacht nie laut: er kichert nur, meckert, lächelt spöttisch mit der Ueberlegenheit des Klügeren, läßt sich von der Heiterkeit nie selbst mit fortreißen. Dr. Schmid erzählt mir, daß May bei seiner Arbeit oft hell aufgelacht habe, freilich auch oft geschluchzt. Sein Humor ist echt, ebenso echt wie seine Frömmigkeit und beides fließt aus derselben Quelle: dem Seelenfrieden.

Zusammenfassend kann man also sagen: es ist die Gesinnung, die ihm den Erfolg geschaffen hat, eine echte Frömmigkeit, sein idealer Sinn, sein Heldenmut, seine Redlichkeit und seine sonnige, hoffnungsreiche Lebensauffassung. Frank Wedekind nennt das Leben eine Rutschbahn, May nennt es einen Aufstieg zur Vollkommenheit.

Ich sehe nachträglich zu meiner Freude, daß Mahrholz auch hierin mit mir ziemlich eines Sinnes ist. Er schreibt:

„Nicht ohne eine gewisse Wehmut sieht man, welch ein bedeutendes Talent so aus Mangel an Distanz zu sich selber, aus Mangel an Selbstkritik, nicht zu rechter Auswirkung kam. Daß er auf dem rechten Wege war, beweist der Enthusiasmus, den ihm die Jugend und das Volk entgegenbrachte. Ihr bot die Literaturpoesie der Zeit nicht, was sie wollte, und immer wollte: Spannung und große Gefühle, Nahrung für Phantasie und Seele, und so nahm sie dankbar, was ihr Karl May in ungereinigter Form, sentimental und eitel, ein wenig verlogen und gefälscht, aber doch vom richtigen Instinkt geleitet, reichte. Man fragt sich bei dem Erfolg dieses doch nur halben Dichters unwillkürlich, ob es möglich gewesen wäre, wenn wir bedeutende Dichter in jener Zeit gehabt hätten; man fragt sich mit schwerem Gewissen, ob hier nicht Versäumnisse des geistigen Lebens sich auf einer niedrigeren Stufe der Literatur rächten. (Sehr richtig!) Die Jugend und das Volk spürten das bedeutende Wollen, den großen Schwung in Karl May, und sie waren sich nicht klar über die mancherlei Entgleisungen dieses Mannes, der gab, was sie entbehrten: Farbe und Buntheit ins Grau ihres Lebens, Bewegung in die Oede ihres Daseins, Anregung in die Langeweile der Mechanisierung."

Ich möchte nur einerseits die tadelnden Worte eingeschränkt, und anderseits die moralischen Werte stärker betont sehen. Gerade das, was Mahrholz als sentimental empfindet, alles das, was sich an das Gemüt wendet, fordert unser Volk als erwünschte Seelenkost. Man erkennt das an seiner Vorliebe für rührselige Lieder. Unsere ganze Volkslieder-Literatur zeugt dafür. Und eitel, ein wenig verlogen und gefälscht? Darüber habe ich mich auch oben schon genügend ausgesprochen.

Es ist auch nicht wahr, daß die Jugend sich durch die moralische und erziehliche Tendenz der Lektüre abgestoßen fühle. Wie die Jugend, so empfindet hierin auch wieder unser Volk. Ja, beide fordern sogar, daß die Dichtung von einer moralischen Tendenz durchdrungen sei. Ihr gesunder, ehrlicher Sinn sträubt sich gegen alles Gemeine und Verbrecherische. Ihr Haß flammt auf, wenn Laster und Verbrechen siegen wollen, ihr Herz fordert Rache und den Sieg des Gerechten. Sie dulden nicht eine Umkehr der moralischen Weltordnung und würden ein Buch entrüstet beiseite legen, das in eine grobe Verletzung ihres Rechtsgefühles ausklänge. Unsere moderne schöngeistige Literatur stellt oft die moralischen Grundbegriffe in Zweifel und macht sie zu Problemen. Das ist ihr gutes Recht und ich unterschätze diese kritischen Bemühungen keineswegs, da sie uns auch zu neuen sittlichen Wertungen führen. Unser Volk aber ruht in konservativer Treue noch fest in den — ich möchte sagen — elementaren moralischen Anschauungen und wünscht nicht, daß an diesen gerüttelt werde. Ich glaube nun behaupten zu können, daß Karl May in seinen moralischen Wertungen stets mit dem Volksbewußtsein übereinstimmt. Er ist bewußt und ausschließlich Tendenzschriftsteller. Wenn das grundsätzlich ein Fehler sein soll, so ist er ästhetisch gerichtet. Ich bin aber überzeugt, daß er dadurch den segensreichsten Einfluß auf seine Leser ausübt. Für ihn gibt es keinen Zweifel und keine Ausnahme für die Forderungen, daß man nie lügen, nie falsch schwören, nie Gott lästern, nie die Freunde verleumden oder im Stich lassen, nie Menschen mißachten, ausbeuten, schädigen oder gar töten, nie Tiere mißhandeln und quälen, nie seinen Leidenschaften die Zügel lassen, nie die Herrschaft über sich selbst verlieren, nie dem Laster frönen, dem Leichtsinn dienen, das Niedrige suchen und loben, das Edle herabsetzen und schädigen dürfe. Sein „Ich" hat die Moral eines untadeligen Ehrenmannes. Vor Ausbruch dieses Krieges würde man gesagt haben: Es ist stets gentleman. Alle seine Schriften sind moralische Erzählungen; mit allen dient er demselben Zwecke, die Menschheit zu veredeln.

Damit hängt ein Weiteres eng zusammen: Allem grob Erregenden, allem Blutrünstigen, Rohen und Gemeinen weicht er sorgsam aus. So wenn er „Im Reiche des silbernen Löwen“ alles aufbietet, um ein Blutbad zu verhüten und sich schaudernd mit den Worten abwendet: „Es gab nun Szenen zwischen den Siegern und den Besiegten, die ich lieber nicht beschreiben will. Ich entfernte mich mit Halef und Kara, um nichts davon zu sehen, da wir doch keinen Einfluß hatten.“ Von der Siegesbeute, die mit Blut besudelt ist, nimmt er „natürlich nichts an,“ will auch „nicht länger an dem Orte bleiben, wo so viel Blut zum Himmel dampfte,“ während es doch nicht schwer gewesen wäre, das durchzuführen, worauf er stets gedrungen hatte, „die Feinde alle ohne ein solches Gemetzel in unsere Hände zu bekommen.“ Dieses eine Beispiel mag für zahlreiche andere gelten, dem kein einziges Gegenbeispiel gegenübersteht, höchstens die Folter des Yerno in der Erzählung „In den Kordilleren“. Diese Folter aber ist notwendig, um einem verstockten Verbrecher ein Geständnis abzuzwingen, durch das das Leben eines Unschuldigen gerettet wird. Aber auch da wendet sich May ab und ruft den Geißlern zu: „Haltet ein! Wer soll das ansehen!“ wofür er von dem Gegeißelten selbst verhöhnt wird: „Hört das Weib! Er kann das Blut nicht sehen! Schlagt nur immer zu! Haut mir die Knochen entzwei — —!“ Zur Erklärung und Rechtfertigung sagt er: „Ein unzeitiges Mitgefühl wäre hier nicht nur Schwäche, sondern sogar schädlich und für uns verderblich gewesen.“ Mit wie großem Behagen verweilt dagegen selbst Homer, zumal in seinen Kampfesschilderungen der Ilias, bei dem Anblick der unter Martern sterbenden Krieger, wie lebendig malt er ihre schrecklichen Verwundungen und Verstümmelungen! Und doch läßt man das unsere Jugend lesen und preist es (mit Recht) als höchste Kunst!

Als letzten Grund, dem Mays Bücher ihren Erfolg verdanken, nenne ich den, der vielleicht der wichtigste ist: er entlastet die Leser, entspannt ihre Nerven von den Erregungen des Tages, bringt sie los von den eigenen Gedanken, die ihnen hart zusetzen. Bei dem Schüler ist es die Sorge, ob sein letztes Extemporale befriedigend ausgefallen ist, ob er zu Ostern versetzt werden wird, bei der Köchin, ob der Schatz ihr nicht untreu geworden ist, bei dem Handwerker, ob er nicht seine Stelle gekündigt bekommt, bei dem Kleinkaufmann, ob ihn die Warenhäuser nicht ruinieren werden, bei dem Kranken, ob er wieder gesund wird. Es hat ja jeder sein Kreuz, und wenn er es nicht hat, so schafft er es sich und zergrübelt sein Hirn mit unfruchtbaren Ge-

danken. Alle haben den Wunsch, von der Last des Alltags loszukommen.

Da ist es denn eine Wohltat, wenn jemand kommt und entführt sie alle in eine Welt, in der man von den alten Lasten nichts hört und sieht. Man muß sich, wenn man gerecht sein will, die Leute genau ansehen, die Mays Bücher lesen. Es wäre sehr erfreulich, wenn wir einmal einen Ueberblick über die Berufsarten und Lebensverhältnisse derer erhielten, die sich durch Dankbriefe als May-Verehrer bekannt haben. Auch die Gründe für ihr Gefallen an ihm sollten angegeben werden. Er ist im Geistigen das, was der Naturarzt auf dem Gebiet leiblicher Hygiene.

Ich sagte oben, daß man aus Mays Büchern viel lernen kann. Aber wer liest sie deshalb? Niemand. Das fällt so nebenbei mit ab. Darauf hat es der Verfasser auch gar nicht abgesehen. Was er wollte, das hat er gesagt und das hat er auch erreicht: Dem Dürstenden einen Labetrunk reichen. Er wendet sich an die Armen im Geiste, nicht an die Reichen und Satten. Mit einem Worte: er ist Volksschriftsteller und wird nur von denen verstanden, die „Volk" sind oder sich für nicht zu gut halten, sich in das Seelenleben des Volkes zu vertiefen.

Ich kann bei der Korrektur noch nachtragen, daß soeben ein kleines Buch von Dr. Heinrich Lhotzky erschienen ist, das diesen selben Gedanken ausspricht. Es heißt: ‚Der Mensch und sein Buch' (Ludwigshafen am Bodensee, Haus Lhotzky Verlag) und ist sehr zu empfehlen. Da erwähnt der Verfasser auch öfters Karl May und tut es mit großer Einsicht und Gerechtigkeit. Er rechnet seine Bücher zu denen, die Geist und Seele wohltätig entspannen, als Bücher „der Anspruchslosigkeit und gütigen Bedürfnislosigkeit"; aber das nicht als Tadel, sondern als Beifall: „selbst arm an Geist, geht er milde und freundlich um mit den Armen im Geiste. Darum lieben wir ihn. Da ist endlich das Buch, das man lesen kann, ohne etwas lernen zu müssen". Man beachte vor allem das Kapitel über den „Volksschriftsteller", der „das Buch schreibt, nach dem das Volk wirklich greift, nicht greifen soll", weil es dazu erzogen werden soll, daß das Buch „Speise ist für die hungernde Seele des Volkes".

May „lenkt ab" (divertit), ein köstlich anschauliches Wort, lenkt den müden Seelengaul von der staubigen, heißen Landstraße in einen schattigen Waldweg ein; er zerstreut, nämlich die Sorgen, wie wenn Licht und frische Luft in einen dunklen Keller dringen, in dem

Mäuse, Ratten, Fledermäuse und Eulen hausen; er interessiert, d. h. erweckt den Wunsch, dabei zu sein (inter esse); er fesselt und amüsiert, führt zu den Musen, zu Gesang, Tanz und froher Kurzweil, er erbaut, richtet den darniederliegenden Mut wieder auf, kurz, er dient der kranken und müden Seele. Er ist der Gast nach des Tages Arbeit, gibt Feste nach sauren Wochen: er hat die rechte Zauberformel gefunden. Er konnte sie finden, weil er die Not des Volkes kannte, nicht aus Büchern kannte, sondern aus eigenstem Erleben. Er gibt seinen Freunden beides: die Kirmes mit buntem Jahrmarkt und die Messe in der Kirche. Er bringt vieles, daher jedem etwas. Hier ist des Volkes wahrer Himmel, zufrieden jauchzet groß und klein; aber sie hören auch gerne auf die Worte des Trostes und der Verheißung. Er spricht zu den Leuten in einer Sprache, die sie verstehen und die den Weg zu ihrer Seele findet. Mit wenig Kunstaufwand, aber mit viel Verstand, mit großer Kennerschaft.

Viele können ihm nicht gerecht werden, weil sie nicht in seiner Welt leben, die Seelenzustände nicht kennen, denen er dient. Sind sie zum Urteil berufen?

Auch damit ist Mays Wirkung noch nicht ganz erklärt, sogar das Wichtigste bleibt noch zu sagen. Ich gebe es im nächsten Kapitel, das also als Abschluß für dieses hier zu gelten hat.

Der Verbrecher als Erzieher.

Dieses Wort stammt von Ferdinand Avenarius und es soll sein Eigentum bleiben. Er kündigt damit den Kampf an, den er gegen May erneut aufnehmen will, um endgiltig den ganzen „Karl May-Rummel" zur Ruhe zu bringen.

Was es mit dem Karl May-Rummel auf sich hat, das habe ich schon einmal klar dargelegt[88]). Es soll also hier nicht wiederholt werden. Es ließ sich nämlich nachweisen, daß die ganze erhitzte Preßfehde nicht von den May-Freunden angeregt worden ist, sondern gerade von dessen Gegnern, die sich dann mit bewußter Verdrehung der Tatsachen so stellten, als wären sie die überfallenen Ruhebedürftigen.

Also „Der Verbrecher als Erzieher"? Das besagt, daß May, weil er in jungen Jahren zu Zuchthaus bestraft wurde — ob mit oder ohne ausreichenden Grund, bleibt ungeprüft — deshalb das Recht verwirkt hätte, zu seinem Volke im Tone des Erziehers zu sprechen. Ich finde das ungeheuerlich. Das wagt ein Mann zu behaupten, der in Deutschland in Kultur macht? Für ihn hat Goethe umsonst gelebt, umsonst seinen „Faust" gedichtet. Denn Faust verführt, nachdem er seine Seele dem Teufel verschrieben hat, das unschuldige Gretchen mit allen Mitteln der Ueberredung und Bestechung, gibt ihr den Schlaftrunk, durch den ihre Mutter in die Ewigkeit hinüberschläft, ersticht im Zweikampf ihren Bruder Valentin, flüchtet, überläßt das arme Mädchen ohne Trost und Hilfe in ihrer Scham, Not und Pein der gerichtlichen Verurteilung und Strafe, begeht also Verbrechen über Verbrechen und wird trotzdem zum Erzieher unseres Volkes; trotzdem? Nein: — dadurch! Er mußte erst hinabsteigen in alle Tiefen der Schuld und Qual und mußte erst an sich selbst erleben, daß der Uebel größtes die Schuld ist und daß jede Schuld sich auf Erden rächt.

[88]) „Das freie Wort," XVIII. Jahrg., Nr. 13/14, 1. und 2. Oktoberheft 1918. Einen Auszug daraus: Dr. Schmid, „Lanze", S. 67 f.

Erst so, im heißesten Höllenfeuer geläutert, gelangt er zur Erkenntnis des Lebens, die ihn selbst zur Erlösung führt, des Himmels würdig macht.

Muß ich das gebildeten Deutschen erst erzählen? Muß ich auch das ergreifend tiefe und wahre Gedicht Goethes aufführen, das doch jedem denkenden Deutschen zum Erlebnis geworden ist und tief in der Seele eingegraben ruht?

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Aber diese Erkenntnis wird nicht sowohl durch unverschuldetes Leid, etwa durch den Tod lieber Verwandten, Freunde, Geliebter, als nach des Dichters Meinung gerade durch die eigene Schuld erworben:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein!
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

„Jawohl," antwortet Avenarius höhnisch und hämisch „. . . aber May war kein durch Schuld und Strafe Geläuterter, sondern er verharrte keck und reuelos in seinem Verbrechertum, wahrte sich nur besser, hatte es auch nicht mehr so nötig, heimlich zu sündigen, da er auch offen zu dem Wohlstand kommen konnte, nach dem sein Herz gierte."

Was Avenarius aus Unverstand, Neid, Bosheit und sonstigen üblen Eigenschaften über May fabelt, ist unserem Volke ebenso gleichgültig wie mir. Es glaubt an Mays Bekehrung, wie es an die des heiligen Augustin glaubt, weil es von der inneren Wahrheit des seelischen Vorganges zwischen Schuld, Strafe und Selbsterlösung durch Reue und Umkehr selbst durchdrungen ist. Es hat sogar sein Mißtrauen gegen zu glatte und heitere Pastoren, in deren Zügen nichts zu lesen ist von eigenen schweren Seelenkämpfen. Es glaubt, von ihnen nur Worte zu hören, nicht Seelenbekenntnisse. Der aus der Haft Entlassene bringt ihm Glaubwürdigeres.

Aus Mays Schriften klingt den Lesern der Schmerzschrei einer armen sündigen Kreatur, aber auch der Jubel der durch harte Arbeit, und durch himmlische Gnade erlösten Seele entgegen. Sie werden nicht mit der fertigen Lehre gespeist, sondern immer wieder eingeladen, an den Kämpfen selbst teilzunehmen, sich die Erkenntnis selbst zu er-

arbeiten: immer wieder vor die Probleme selbst gestellt und Zeugen mühsamer Bekehrungsarbeit. Dieser allein dient z. B. die Erzählung „Auferstehung“ [89]).

„Traktätchen-Praxis“ wird man sagen. Gewiß, und warum nicht? Weiß man nichts von den Wirkungen solcher auf Bekehrung gerichteter Traktate? Glaubt man, daß die Kirchen sich ihrer so fleißig bedienen würden, wenn sie wirkungslos wären? Oder die Heilsarmee? Wagt jemand über diese Wirkungen geringschätzig zu urteilen? Dann frage er die, die es angeht, die Geretteten! Ich glaube, Mays Bekehrungseifer wird auch in Amerika starke Anregungen gefunden haben. Dort ist das öffentliche Predigen auch von Laien auf Märkten, Straßen, selbst in den Kneipen zuhause. Ich kenne ein Gleiches aus England: Wen dort sein Gewissen treibt, der offenbart sein Herz der Menge. Viele aus dem Zuchthaus Entlassene, denen es in Deutschland unmöglich wurde, sich wieder herzustellen, haben im Ausland so oder als Missionäre und Prediger gewirkt. Es werden nicht die schlechtesten, nicht die wirkungslosesten gewesen sein.

Ich bin überzeugt: gerade darauf beruht zum größten Teil Mays Wirkung auf schlichte Gemüter, daß sich seine Schriften als Bekenntnisse lesen, daß man aus ihnen den Naturlaut der Seele heraushört, der sich immer wieder hervordrängt und Gehör erbittet. Was er in tiefster Erschütterung durchlebt, was er in schweren Nächten mit Tränen, Beten, Händeringen erlitten hat, das soll der Menschheit erspart bleiben. Deshalb sein Laien-Predigertum! Man versteht ihn also falsch, wenn man seine Arbeiten vorwiegend als Kunstwerke einschätzt: Es sind Bekehrungsschriften. Die Kritik, selbst die wohlwollende, greift da oft noch daneben. So Mahrholz: „Im Reiche des silbernen Löwen“ spricht Kara Ben Nemsi auf dem flachen Dache eines Hauses unter besterntem Himmel mit einem türkischen Offizier über die letzten Dinge. Die feierliche Ruhe, nur durch das Rauschen von Palmwedeln belebt, unterbricht der Offizier mit der Frage:

„Effendi, glaubst du an Gott?“

May fährt fort:

Ich erschrak fast, als diese seine Frage so plötzlich und unerwartet durch die tiefe Stille klang.

„Ja,“ antwortete ich nur mit diesem einen Wort.

„Ich nicht!“

---

[89]) Gesammelte Werke, Bd. 34, S. 195 ff.

Nun beklagt Wahrholz, daß diese große und einfache Szene durch anschließende weitschweifige Gespräche und endlose Erörterungen um ihre starke Wirkung gebracht werde. Da zeige sich Mays Kritiklosigkeit, sein Mangel an künstlerischem Takt. So urteilt der Kunstkritiker, der Aesthet, nicht aber der Gottessucher, der Trostbedürftige, der nach Erkenntnis, nach Lösung der Lebensrätsel Dürstende.

May hat sich an dem eitlen, fast verbrecherischen Treiben derer nicht beteiligt, die durch ästhetische Kunst und Künsteleien das Volk um seine ethischen Werte betrogen. Er trägt gern den Vorwurf, ein schlechter Künstler zu sein, wenn man ihn nur nicht einen unmoralischen Menschen schilt, einen Schädiger der Volksseele[40]).

Erst jetzt glaube ich der Frage nach Mays Wirkung ganz auf den Grund zu kommen und sie damit abschließen zu können: Man verstand bisher nicht, wie es möglich war, daß die „von Frömmigkeit triefenden", nicht selten aber in den Traktätchenton verfallenden Schriften in einer Zeit Leser und Verehrer fanden, die nach allgemeinem Urteil unreligiös war und ist.

Oberflächliche May-Gegner machten sich die Antwort leicht: May habe eben mit Erfolg auf die gläubige Menge und auf die Fürsprache geistlicher Würdenträger spekuliert, zumal der katholischen.

Ich weiß nicht, ob May in katholischen Gebieten mehr Anhänger findet als in protestantischen und ob jetzt, obgleich die Kirchen die Hand von ihm zurückgezogen haben, die Nachfrage nach seinen Schriften sich nicht noch gesteigert hat. Aber ich weiß, daß diese boshafte Erklärung nichts erklärt.

Die Sache liegt vielmehr so. Die sozialen Unterschichten unseres Volkes haben ein sehr starkes metaphysisches Bedürfnis. Die Fragen nach dem Woher, Wozu, Wohin des Lebens, schon von Kindern gestellt, kommen bei ihm nie zur Ruhe. Unser Volk ist auch nicht unreligiös, es ist nur vielfach kirchenfeindlich geworden und sucht die Antwort auf seine Zweifel jetzt lieber bei Gelehrten und Weltweisen.

---

[40]) Ich will, um mein eigenes Urteil wenigstens durch ein anderes zu stützen, hier anführen, was Dr. Arthur Buchenau (Karl-May-Jahrbuch 1919, S. 248) auf Grund seiner May-Studien als Schlußergebnis mitteilt:

„Das eine wird man jedenfalls zugestehen, daß May mit seiner Schriftstellerei das Gute gewollt hat und daß er eine ehrlich gemeinte religiöse und nationale Propaganda getrieben hat, sind doch alle seine Helden tüchtige, gottesfürchtige deutsche Männer." Zum Vorwurf macht ihm Buchenau, daß er den Klippen der Tendenz-Schriftstellerei nicht entgangen sei. Mit Unrecht, wie ich eben ausgeführt habe; auch der „Faust", Schillers „Wallenstein", Hebbels „Ring des Gyges" sind — Tendenzdichtungen.

Als Weltweiser gilt vielen May. Sie lesen daneben aber auch Haeckels Welträtsel, über dessen Massenverbreitung sich die Kirchlichen entrüsten, und sie wägen in ihrem Innern ab, wohin sie sich schlagen sollen. Es gibt eine unkirchliche, unchristliche, ich möchte sagen, „weltliche Frömmigkeit", zu der sich ein Goethe und nach ihm viele der besten Geister bekannt haben. Zu ihr bekennen sich mit Haeckel und Ostwald auch die große Zahl der Freireligiösen, Freimaurer und Monisten. Ihre Weltanschauung weiß ich in aller Kürze nicht besser begreiflich zu machen, als durch Abdruck des Hebbelschen Gedichtes „Erleuchtung". Ich bitte, es mit all dem heiligen Ernst zu lesen und zu durchdenken, mit dem es geschaffen worden ist und der allein zu seiner Größe heranreichen kann:

„In unermeßlich tiefen Stunden
Hast du in ahnungsvollem Schmerz
Den Geist des Weltalls nie empfunden,
Der niederflammte in dein Herz?

Jedwedes Dasein zu ergänzen
Durch ein Gefühl, das ihn umfaßt,
Schließt er sich in die engen Grenzen
Der Sterblichkeit als reichster Gast.

Da tust du in die dunklen Risse
Des Unerforschten einen Blick
Und nimmst in deine Finsternisse
Ein leuchtend Bild der Welt zurück.

Du trinkst das allgemeinste Leben,
Nicht mehr den Tropfen, der dir floß,
Und ins Unendliche verschweben
Kann leicht, wer es im Ich genoß."

Man spricht so viel von Weltanschauung: hier äußert sich ein Weltgefühl, das dem Letzten, was die Unkirchlichen empfinden und denken, erschütternd Ausdruck gibt. Aber dieses Weltgefühl nimmt nicht plastische Gestalt an, verwandelt sich nicht zum Mythos und deshalb bleibt die Menge, die lebendige Anschauung braucht, eben doch bei den Bildern der christlichen Weltdeutung, selbst wenn sie sich von der dogmatisch zu eng gebundenen Lehre freigemacht hat.

May hat das starke Weltgefühl und lehrt seine Deutung durch den Glauben an Gott. Darauf beruht letzten Endes seine Wirkung, dadurch wird „der Verbrecher zum Erzieher".

Avenarius gesteht nur so nebenbei, daß Mays Schriften moralisch nicht anfechtbar sind. Ja, ist denn das ein Geringes? In einer Zeit, in der sich die „schöne" Literatur geradezu einen Sport daraus machte, alle ethischen Werte in Zweifel zu ziehen und auf den Kopf zu stellen? Und wenn der „Verbrecher" May seine 40 Bände auch nur mit Verstellung und aus Geschäftsschlauheit zu moralischen Erzählungen ausgebaut hätte, so stünde er dadurch doch höher, als zahllose ästhetisierende Literaten, die mit Aufgebot ihrer ganzen künstlerischen Meisterschaft ihren Geist auf Kosten der öffentlichen Sittlichkeit glänzen ließen und in aller Ehrlichkeit ihre lüsterne und frivole Seele bekannten. Es kommt schließlich auf die Frage hinaus, ob die Aesthetik höher stehen darf als die Ethik.

So schrieb ich zu einer Zeit, als wir noch auf einen günstigen Ausgang des Krieges zu hoffen wagten. Ich kann ergänzend gerade noch Gedanken einfügen, die aus den Tagen des Zusammenbruchs stammen.

Das furchtbare Gericht, das über uns hereingebrochen ist und alle Werte umgeschaffen hat, wird auch die Stellung der Deutschen zu der deutschen Literatur umwandeln und nicht zum Nachteil für May.

Er hat all den verderblichen Mächten, denen die Schuld an dem Weltgericht zufällt, immer und immer aus tiefster Ueberzeugung und mit stärksten Worten widerstrebt. Er macht den Tanz um das goldene Kalb, die Mechanisierung, Entseelung der Welt nicht mit; ihm sind Technik, Ware, Bequemlichkeit des Lebens und Genuß nicht Dinge, auf die es ankommt, denn sein Leben ist auf Geistiges gerichtet. Er macht auch den Klassenhaß und die Machtpolitik der Staaten nicht mit, sondern predigt Nächstenliebe, brüderlichen Sinn aller zu allen, freundlichen Machtausgleich der Völker, auf daß Frieden auf Erden sei und den Menschen ein Wohlgefallen. Er tritt nicht ein für die Ziele der freien Wirtschaft und des Imperialismus, für Reichtum und Macht des Einzelnen mit ihren verderblichen Wirkungen: Wettkampf der Völker um den Erwerb von Rohstoffen, Absatzgebieten, Einfluß, Diplomatenschliche und Völkerhaß. Er hat kein Wort zugunsten der unsere obersten Bildungsschichten beherrschenden Lehre, daß der Staatsgewalt und der diese schützenden Macht der Vorrang vor allen anderen Interessen und Rücksichten zukomme und daß das weltpolitische Faustrecht ein Naturgebot sei, an dem menschlicher Wille nichts ändern könnte, sondern er lehrt uns, alle Güter des Himmels und der Erde im Geiste gegenseitiger Hilfeleistung und Fürsorge auszutauschen.

Anstelle der religiösen und nationalen Verhetzung setzt er sein Streben, die Gegensätze auszugleichen, Brücken zu bauen für gegenseitiges Verständnis, für Duldung und Anerkennung. Das Weltbild, wie er es sieht, und dem sich all sein Fühlen und Denken, Glauben und Handeln im einzelnen ein- und unterordnet, hat bessere Grundlagen als das seiner Gegner, das jetzt unter furchtbaren Todesqualen der Menschheit zusammenbricht. „Nur aus dem Innern, aus dem tiefsten Gewissen der Welt kann Erlösung kommen“, so schreibt ein Moderner, eben Walther Rathenau, „im Namen der Gerechtigkeit und Freiheit, zur Sühne der Menschheit und zur Ehre Gottes. — Das Gewissen der Völker wird sich im Dunkel der Herzen regen: Schwere Kämpfe, heiße Schmerzen, Schrecken des Erkennens, Opfer des Glaubens stehen bevor.“

Ist es nicht, als ob wir M. sprechen hören? All das hat er kommen sehen und vorausgesagt, gegen all diese Veräußerlichungen des Lebens hat er warnend und belehrend seine Stimme erhoben, ein Prediger in der Wüste der „Gebildeten“, aber doch schon verstanden von denen, die unsere Kunstkritik als die Urteilslosen ablehnt, von unserem „Volke“ und unserer Jugend, von denen, die das deutsche Gewissen darstellen, die aber in ihrer Bescheidenheit mit ihren Empfindungen noch scheu zurückhielten.

Sie werden sich jetzt laut bekennen, jetzt, wo das deutsche Gewissen seine Weltmission erfüllen muß, „das Schwerste zu dulden, und, um daraus neues Leben zu gewinnen, das Unfaßbare zu deuten, in die Geheimnisse des Weltgeschehens gläubig einzudringen, ihren Sinn zu enträtseln und die daraus gewonnenen Erkenntnisse dem Leben dienstbar zu machen.“

Klare Erkenntnis des Vergangenen und unserer eigenen Schuld ist die unerläßliche Voraussetzung für diesen geistigen und sittlichen Aufbau der neuen Welt.

Ich bitte zu prüfen, ob nicht M.s Gedankenschatz zum Aufbau beitragen kann. Man vergesse nicht den weiten Umkreis seiner Hörerschaft: mehr als 2 Millionen Bände im deutschen Volk verteilt, gelesen von 20 Millionen oder wer weiß wie vielen! Und mit Hingabe gelesen! Eine sittliche Großmacht! Darf man da noch fragen nach etwaigen schädlichen Wirkungen? Da ich es aber schon getan habe und der Druck fertig vor mir liegt, so mag es gelten!

Schädliche Wirkungen?

Schädliche Wirkungen der May-Lektüre sind mehr behauptet als nachgewiesen worden. Er soll viele Ausreißer auf dem Gewissen haben. Schon vor ihm sind Jungen ihren Eltern durchgegangen „nach Amerika“, dem Lande der Jugendschwärmerei, und nach ihm werden es auch viele tun. Gleiche Wirkung werden wohl auch der Robinson und Coopers Romane getan haben. Wollen wir auch Goethes Werther missen, weil sich angeblich durch ihn schwächliche Jünglinge in den Tod verlocken ließen? Ob sie nicht auch ohne ihn am Leben verzweifelt wären? Es gibt doch jugendliche Selbstmörder in Menge, die nichts vom Werther wissen.

Er soll die Phantasie überhitzen. Besser eine überhitzte Phantasie als gar keine. In unserer verstandesnüchternen Welt, die nichts wollte gelten lassen, was man nicht messen und wiegen konnte, ist ein starkes Plus von Gemütserregungen nicht unerwünscht, zumal nicht für die Menschen, die in Not und Armut leben und dem Dienste der Maschinen geopfert werden. Als Gegengewicht zu der Nüchternheit des Alltags sind solche Wirkungen in die Ferne und ins Reich der Träume wahrer Seelenbalsam.

Er soll die Jugend den Schulpflichten entzogen haben. Bringt mehr Geist und Gemüt in die Schule selbst, so braucht ihr das draußen wirkende Leben nicht aus Eifersucht zu erschlagen!

Er soll den Geschmack verderben. Sie haben Moses und die Propheten, haben Homer, Plato, Shakespeare, Corneille, Goethe, Schiller, Uhland, Hebbel ...; sollten diese alle den einen Karl May nicht unterkriegen?

Er soll den deutschen Stil verderben. Er schreibt immer noch besser als die Masse der staatlich beauftragten Lehrer des Deutschen. Dr. Droop, der sich auch die Mühe nimmt, Mays Schriften mit roter Tinte stilistisch aufzubessern, kann sich schwerlich mit ihm messen, wie ich an einem Satze zeigen will. Dieser lautet:

„Mays Sprache ist nicht die tiefe machtvolle Glut C. F. Meyers, nicht die farbenreiche Bildersprache Robert Hamerlings, nicht die gewandte (!) Formenvollendung Paul Heyses, nicht die technisch aufs feinste ausgemeißelte, in glatten Perioden dahinströmende Sprache unserer modernen Salonautoren — es ist eine einfache, schlichte zwar oft trockene, aber kraftvolle, frische Darstellungsweise, gleich dem heiteren Plätschern des Bergbaches und dem munteren Sang des Bergvogels."

So Papierenes hat M. wohl nie geschrieben. Peter Rosegger, der doch auch etwas vom Werte der Schriftstellerei verstand, schrieb kurz vor Ausbruch des Krieges:

„Hätten wir Karl May nicht, wir müßten nach einem, der ihm zumindest ähnlich ist, auf die Suche gehen. Für unsere goldene Jugend, die in den Tagen der Gefahr, wenn das Vaterland sie ruft, fröhlich und freudig in den Krieg ziehen muß, ist K. M., ist sein Schaffen das Richtige."

Damit ist aber nur ein enges Gebiet seiner Wirksamkeit berührt. Es bleibt die Hauptfrage, ob irgend eine Berechtigung für den Vorwurf besteht, daß er durch Unechtheit der Empfindung, durch Unklarheit des Urteils und des Geschmackes, sogar durch Unehrlichkeit der Gesinnung verirrend und schädigend wirke.

Die Antwort darauf ist mit einem Wort nicht zu geben, sie erfordert ein zusammenfassendes Urteil, das näher begründet werden muß.

Mein Urteil lautet:

Wir müssen zugeben, daß in Mays Natur ein Zwiespalt herrscht, gegen den er sein Leben lang anzukämpfen hatte. Dieser Zwiespalt, kommt auch in seinen Werken zum Ausdruck, aber May ist bestrebt, ihn durch Unterordnung unter ein hohes sittliches Gebot zu überwinden. Im Grunde hat jeder Mensch, jedenfalls jeder Dichter zwei Seelen, ach, in seiner Brust: Gott und den Teufel. May wollte die inneren Kämpfe durch künstlerische Gestaltung zum Austrag bringen, deshalb stellte er sich die Aufgabe, sein ganzes Leben, Sinnen und Trachten in moralisierenden Reiseromanen symbolisierend zu deuten. Er trat damit in Wettbewerb mit den größten Dichtern aller Zeiten, mit Dante (Göttliche Komödie), Milton (Das verlorene Paradies), Goethe (Faust), Nietzsche (Zarathustra), Spitteler (Prometheus), aber dazu reichte seine künstlerische Kraft nicht aus. So kam auch in seine Schriften eine gewisse Unsicherheit, eine Unausgeglichenheit, das Echo seiner inneren Unruhe, ein Suchen und Tasten nach Gestaltung und Formung. Er wollte sein Leben symbolisch deuten, weil er erkannte, daß alles Leben nur ein Gleichnis ist und daß wir das Leben nur am Abglanz haben. Daß er dazu aber die Form des Reiseberichtes wählte, das war m. E. ein Mißgriff und mußte mißlingen. Wir

wissen dabei nie, wo spricht Karl May als gewissenhafter Berichterstatter, wo spricht er als „Ich“, als allgemeine Menschheitsseele.

Wir teilen den Vorwurf der Unehrlichkeit nicht. May bekennt sich durchaus wahr und treu. Seine Schriften sind das Abbild seines Inneren, aber er vermag seine Symbolisierung des Lebens nicht zu klarer und abgeschlossener Anschaulichkeit zu erheben. Das hat er selbst gefühlt. Daher das im Alter oft wiederholte Bekenntnis, daß alles, was er geschaffen habe, nur Vorstudien seien, sein Letztes hätte er noch zu sagen. Er wollte dazu die dramatische Form wählen. Das einzige vorliegende Drama dieses Sinnes zeigt an, in welchem Geiste das geschehen sollte. Aber auch das kommt über den Versuch nicht hinaus, ist leider durchaus keine Erfüllung. Es ist auch wohl ausgeschlossen, daß May als Greis von mehr als 70 Jahren hätte leisten können, was ihm in der Vollkraft des Lebens nicht gelungen war. Seine Schriften wurden mit den Jahren unklarer, symbolischer, mystischer und stilistisch immer schwächer.

Wir verstehen jetzt sein Wollen durchaus und ehren es. Seine Gesinnung steht erhaben über jeden Tadel. Fassen wir seine Aufgabe enger, unter der Form von unterhaltenden, phantasiereichen Reiseromanen hohe sittliche, auf die Veredlung der Menschen gerichtete Gedanken ins Volk zu tragen, so können wir ihm unseren vollen Beifall geben; auch spricht dann der Erfolg für ihn. Denn das zumal, ja das fast allein ist es, was das Volk verstanden und dankbar aufgenommen hat, dadurch ist er doch zu dem geworden, wonach sein Streben ging, zum Volkserzieher. Anderseits ist von Mays Freunden der Mangel, den ich oben nannte, überhaupt kaum empfunden worden, ebensowenig wie die vielfach auch von mir gerügte Häufung und Wiederholung erregender Motive und die Ungleichartigkeit des Stiles und der Sprache, die zuweilen nicht den rechten Ausdruck der Stimmung und des Gedankens findet: Ernstes kommt ihm zu leicht, zu äußerlich, zu rhetorisch heraus, wirkt deshalb nicht überzeugend; umgekehrt klingt manches, das kein starkes Gewicht haben soll, zu schwer und wuchtig: es fehlt eben zweifellos oft an dem, was man Stil nennt, an dem völligen Ausgleich, dem Zusammenklang von Inhalt und Ausdruck, von Gedanken und Form. Das fühlen wir alles deutlich, wenn wir ihn z. B. mit Gottfried Keller vergleichen. Da haben wir die ruhige Abgeklärtheit einer geschlossenen Persönlichkeit und haben einen Stil, der nie versagt. Oder, wenn man diesen vielleicht als zu leidenschaftslos zum Vergleich nicht zulassen will, so

haben wir Friedrich Nietzsche im Zarathustra. An ihm lernen wir den Propheten des Geistes, der nicht nur die Berufung in sich fühlt, sondern auch die volle Kraft zu einer künstlerischen Gestaltung seiner reformatorischen geistigen Welt beibringt. Auch bei Spitteler finden wir den für solche Aufgaben unerläßlichen großen Stil.

Also zugestandene Schwächen bei May: deshalb aber ein Schundschriftsteller? Ich denke, der Fehler seiner Gegner liegt in der Uebertreibung und einseitigen Betonung dieser Schwächen, denen doch viele bedeutende Werte und Vorzüge die Wage halten.

Man wird vielleicht auch dieses mein Urteil nicht gelten lassen. Ich meine, von seiten der May-Freunde. Diese können mir auch entgegenhalten, daß doch der Zarathustra und der Prometheus keine Volkskunst sind, sondern nur für die Wenigen bestimmt und geeignet, deren geistige Organe sich alle, selbst die schwersten literarischen Stoffe aneignen können. Selbst Keller wäre nicht das, was man einen Volksschriftsteller nenne, auch er mehr für ästhetische Feinschmecker, für Freunde einer liebenswürdigen stillen Miniatur-Malerei im Geiste des behaglichen Spitzweg und des freundlichen Spötters im Schlafrock, des Wilhelm Raabe. Man wird mich wegen meiner zu weit gehenden Zugeständnisse an May vielleicht mit zu den Aestheten rechnen, denen das Verständnis fehle für eine große, erziehlichen Aufgaben gewidmete Leidenschaft. Man wird das für ein Bekenntnis meiner Bourgeois-Gesinnung werten, die in der „alten Welt" zurückgeblieben und zu mattherzigen Kompromissen geneigt sei. Das kann mich nicht abhalten von dem Bekenntnis, daß mir Mays Schriften als zum mindesten unschädlich gelten. Indes die Behauptung, daß sie nicht schädigen — und mehr als eine Behauptung kann ich selbst nicht geben, da ein zwingender Beweis in solchen Fällen nicht zu erbringen ist — diese Behauptung genügt noch nicht zur Empfehlung: Es ist recht wenig, wenn Werke nur als unschädlich erachtet werden. Wir wünschen für unser Volk das Nützliche und unbestreitbar Gute und haben also eine Entscheidung zu fällen, ob wir Mays Schriften dazu rechnen dürfen und wollen.

Bilanz.

Es kommt auf die Frage hinaus, wer soll Richter sein? Wir haben drei Parteien:

1. Die unbedingten Verehrer und Jünger Karl Mays, unser ‚Volk' und die Jugend.

2. Die Neutralen, die ihn noch eben wollen gelten lassen, wenn auch in Auswahl und mit Vorsicht: die Lehrer und Gelehrten.

3. Die Feinde, die gegen seinen Namen und seine Nachwirkung den Vernichtungskampf führen: die Aestheten, soweit sie sich dem literarischen Imperialismus eines Avenarius unterordnen.

Bei welcher Macht liegt nun die Entscheidung? Beim Volk, den Lehrern oder den Kunstwart-Aestheten? Die Antwort werden sich die Mächtigsten erzwingen: Volk und Jugend. Sie wissen es aus innerem Erlebnis, daß ihr Urteil nicht irren kann. Die letzte Entscheidung zwischen nährender Seelenkraft einerseits und giftigem Blendwerk, Trödel, Plunder, Tand und Luxus anderseits treffen doch stets die Einfältigen und Armen im Geiste. Sie suchen mit ihrer Seele und werden nur von der Seele erreicht. Wer auf das Volk wirken will, muß sich selbst als Volk fühlen und als Dolmetsch der Volksseele. Die deutsche Literatur der letzten Jahrzehnte hat ihre Aufgabe darin nicht gesucht. Sie schuf für eine geistig und ästhetisch höher gebildete Oberschicht und trägt selbst die Schuld daran, daß sie vom Volke abgelehnt wurde. Unsere Klassiker waren auf dem Wege zur wahren Volksliteratur, aber diese Wege wurden verlassen, obgleich die äußere Form für das Volk, der Staat, entstand. Aber dieser Staat war kein freier Volksstaat. Das ist wohl die richtige Erklärung dafür, daß wir auch keine Volksliteratur bekamen. Mehrere Schriftsteller, die das Volk darstellten, wie etwa Berthold Auerbach, Peter Rosegger, selbst Fritz Reuter, taten es doch immer mehr als höher stehende Beobachter, mehr schildernd, als miterlebend, mit herzlichstem Anteil zwar, aber doch etwas gönnerhaft und sentimental und mit der Absicht, dem vornehmen Städter das Leben derer zu zeigen, die da unten leben, ähnlich wie Defregger (wie Moritz von Schwind von Berthold Auerbach sagt) den „Bauernlakel für den Salon zurechtstutzte". Das lebendige Empfinden des Volkes kommt dabei nicht zu unmittelbarem, unverfälschten Durchbruch. Es wird über das Volk gesprochen, das Volk spricht nicht selbst.

Bezeichnend genug, wie wenig die schöngeistige, teils sentimentale, teils frivole, mit den Lebensfragen mehr tändelnde, als ringende schöne Literatur der letzten Jahrzehnte in unserem Volksboden Wurzel geschlagen hat. Das wurde alles kühl abgelehnt, das ging die große Masse gar nichts an. Der ganze verfeinerte Seelenkultus mit all den

quälenden Problemen, zumal den sexuellen, wurde als Spielerei empfunden, denn diese Probleme gibt es für den Arbeiter und Bauern überhaupt nicht. Das ist ihnen völlig klar und einfach: Wer einen Schatz und ein Kind haben will, der tut das dazu Nötige. Aber auch die ethischen, moralischen und ästhetischen Sorgen, Mühen und Kämpfe der Oberschicht wirkten nicht in die Tiefe des Volkes. Es fehlte da offenbar an der überzeugenden, aufbauenden, bejahenden Kraft. Mit Problemen läßt sich keine Propaganda machen. Nur die reife Ueberzeugung hat suggestive Wirkung. Hätte es nicht so sehr an einem starken, lebendigen, gesunden, zuversichtlichen und kampfesfrohen Idealismus gefehlt, so würden bei uns auch die ausländischen Schriftsteller und Künstler jeder Kunstgattung nicht so leichten Eingang und so starken Einfluß gewonnen haben. In Wahrheit kamen die wirksamsten Anregungen fast immer von außen her: jede neue Größe des Auslandes hob unsere Entwicklung aus den Angeln. Beweise sind nicht nötig: es hat sie jeder zur Hand, der den Gang unseres Geisteslebens verfolgt hat.

Nur so konnte es kommen, daß Karl May trotz der mannigfachen zugegebenen Schwächen so starken Einfluß gewann. Es bleibt dabei: er ist unter den wenigen echten Volksschriftstellern, die wir haben, einer der besten. Die ganze moderne Volksschriftstellerei taugt allerdings recht wenig. Man darf ihr daraus keinen Vorwurf machen. Sie ist seit Jahrhunderten ohne jede ernste Förderung von seiten der Gebildeten geblieben. Ja, was noch viel schlimmer ist, sie ist sogar mit allen Mitteln des Staates und der „Intelligenz" als unfein bekämpft worden. Schriftsteller, die das Volk darstellten und zum Volke sprachen, lebten nicht mit diesem, fühlten nicht mit ihm, konnten ihm deshalb nicht voll gerecht werden. Sie hatten ja fast alle die höheren Schulen besucht, und wenn nicht, so quälten sie sich, die versäumte Bildung nachzuholen, mit anderen Worten, sich vom Volke wegzubilden. Sie arbeiteten alle auf Beifall bei den „Großkopfeten."

Tausende also, die für das Volk geschrieben haben und schreiben, hatten und haben deshalb so bescheidenen Erfolg bei ihm, weil sie sich für vornehmer halten als das Volk und Ergriffenheit fordern, ohne selbst ergriffen zu sein. Mays Glück war — ich spreche aus ernster Ueberzeugung — daß er ein paar Jahre im Zuchthaus gesessen hatte. Mich jammert, daß ich ihm das nicht selbst noch sagen konnte. Ich habe selbst es jetzt erst entdeckt. Weil er im Zuchthaus gesessen hatte, weil ihn alle Anständigen und Feinen ablehnten und noch heute ablehnen, weil

er nicht aufgenommen wurde in ihre Welt des Scheins, der Heuchelei, Falschheit, gemimter Ehrbarkeit, „geliehener Zucht", wie der herrliche Walter von der Vogelweide sagt, weil er den ganzen faulen Bildungs- und Kulturschwindel der „Gesellschaft" nicht mitmachen durfte, weil er hinuntergestoßen wurde ins „Volk", dahin, wohin sich der letzte Rest von Natur geflüchtet hatte, deshalb konnte er Volksschriftsteller werden. Er hat nun sein Lebtag gekämpft, um sich noch gesellschaftlich emporzuarbeiten. Das war sein Fehler. Er hätte sich unten gemütlich heimisch machen sollen. Etwa wie Maxim Gorki.

Zu spät, erst im hohen Alter kam er zu der Einsicht, daß all sein Mühen um die Achtung der Gesellschaft vergebens war, daß die starren Herzen der Korrekten durch kein Wohlverhalten zu erweichen sind. Da endlich gab er das Werben auf und entschloß sich, niederzusteigen zu denen, die ihn verstehen würden — ich teilte oben diesen Entschluß in M.s eigenen Worten mit — zu denen seine Stimme auch schon gedrungen war, zu den „Proleten", zum „Volk".

Hat denn noch kein Mensch eingesehen, weshalb wir den alten Griechen, Römern, den Russen nichts Ebenbürtiges an Volksschriftstellerei an die Seite stellen können? Weshalb denn jeder neue Russe, Däne, Norweger, Schwede, Schweizer unsere ganze neuere Literatur aus den Angeln hebt? Wir sind eben noch kein Volk, sollen es jetzt erst werden. Wir haben noch keine Volksschriftstellerei, sollen sie erst bekommen.

Mays Feinde, die ihn wieder niederzwangen, kamen zu spät. Sie hätten nie aussetzen sollen von seiner Wiege bis zur Bahre. Aber genützt haben sie ihm doch noch etwas. So kommen sie unverdientermaßen doch noch zu einem kleinen Ruhm. Sie meinten es böse mit ihm, aber es schlug ihm zum Guten aus: sie waren ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Aber May steht größer da als die Klugschnacker, die ihn einen Schundschriftsteller nennen. Er wird jetzt auch in Literaturgeschichten aufgenommen werden.

Diese sind an sich zwar eine ziemlich überflüssige Erscheinung. Die alten Griechen, die man bei uns sich einbildet zu lieben und zu verstehen, haben in ihrer Blütezeit nichts Derartiges gehabt. Als es mit ihnen zu Grabe ging, schrieben sie, wie das Greise zu tun lieben, ihre Lebensgeschichte, die geistige Lebensgeschichte ihres Volkes: Ermüdungs-Erscheinung. Ein junger, kräftiger Mensch hat zu leben und zu schaffen. Es kommt ihm nie in den Sinn, Memoiren zu schreiben. Ebenso kommt es gesunden Völkern nicht in den Sinn. Erst wenn sie anfangen, sich als Epigonen zu fühlen, wenn der Tod anklopft, hören

sie auf, eine Gegenwart zu haben, und beginnen mit der Aufzeichnung der Vergangenheit.

In einer Epigonenzeit war M. einer von den wenigen, der sich jung fühlte und sein Lebtag in Frühlingsstimmung lebte. Das war seine Mission und das war sein Glück; dem verdankt er den Beifall des Volkes und der Jugend.

May hat dem Volke und der Jugend das Erwünschte gegeben. „Schund" sagen seine Feinde. Nein, mit Schund gewinnt man die Herzen des deutschen Volkes und der besten deutschen Jugend nicht. Es kennt beide nicht und beleidigt sie, wer so urteilt. Nicht seiner Schwächen wegen lieben sie Karl May, sondern wegen seiner Tugenden, nicht etwa, weil er ihren niederen Trieben dient — selbst seine Gegner wagen nicht, das zu behaupten — sondern weil er sie mit hohen Ideen erfüllt und ihnen den Weg aus der Tiefe zur Vervollkommnung des Lebens zeigt.

Beide werden im neuen Volksstaat das Recht der Selbstbestimmung in erhöhtem Maße für sich geltend machen, sich den Vorschriften über die Wahl ihrer Lektüre nicht fügen, ihre eigenen Wünsche durchsetzen. Schon vor den neuen politischen Umwälzungen haben einsichtige Volkserzieher den Kampf gegen eine Zwangserziehung des Volkes und der Jugend geführt, haben gefordert, daß beide wenigstens gehört werden sollen, da sie ihre Bedürfnisse selbst doch wohl am besten kennen. Sie werden sich als freie Bürger, die Knaben und Mädchen schon als selbständig urteilende Menschen in Schüler-, später in freien Studenten-Vereinigungen, zu Selbstverwaltern ihrer Büchereien machen. Sie werden sich ganz gewiß auch einer wohlgemeinten Belehrung nicht entziehen, wofern es den Aelteren und Erfahrenen gelingt, sie von ihrer besseren Einsicht zu überzeugen.

Wir sahen, daß, selbst mit dem Blick der Liebe betrachtet, Mays Person und Werke nicht ohne Einschränkung gelobt werden konnten. Daraus sind die nötigen Folgerungen zu ziehen.

Mit der zweiten Partei, den Neutralen, mehr Gleichgültigen, oder nur halb Gewonnenen, ist eine Verständigung gewiß leicht zu finden. Wir dürfen zu ihnen viele der Lehrer zählen, die in ihrem Urteil über May bisher geschwankt haben, ihn anfangs in die Schüler- und Volksbücherei aufnahmen, dann ihn entfernten und jetzt wieder unschlüssig werden, ob sie recht daran getan haben. Sie haben sich z. T. gewissenhaft, leidenschaftslos und ernsthaft mit dieser Frage beschäftigt. Ich zähle zu ihnen die Vertreter der Jugendschriftwarten und ihren

bedeutendsten Wortführer Wolgast in Hamburg. Ihr Urteil hat jedenfalls Gewicht. Es darf erwartet werden, daß sie einer Einladung zu erneuter Prüfung Gehör und Folge geben werden. Sie werden vielleicht selbst erkennen, daß sie der suggestiven Kraft des gegen May geführten Vernichtungskampfes nicht den nötigen Widerstand geleistet haben. Sie waren über ihn auch z. T. falsch unterrichtet. Dadurch wurde in ihrem guten Eifer für das Wohl der Jugend ihr Blick zu scharf für die Fehler der Mayschen Schriften. Auch nahmen sie ihren eigenen Geschmack wohl zu stark zur Norm. Das ist verständlich. In Sachen des Geschmackes ist sich jeder selbst die letzte Instanz. Sie werden aber jetzt gewiß bereit sein, mit stärkerem Verzicht auf ihr eigenes Urteil, sich in das Wesen und die Tätigkeit Mays und in den Geist seiner Schriften einzufühlen, und ebenso in die geistigen und seelischen Bedürfnisse derer, für die sie arbeiten und geistig sorgen. Das kündigt sich schon an. Bis vor fünf Jahren etwa war die pädagogische Literatur angefüllt mit Angriffen auf May, die dazu führten, daß sein Name gleichsam auf den Index kam. Seitdem sind diese Angriffe verstummt. Offenbar deshalb, weil die Lehrer nachdenklich und in ihrem Urteil unsicher wurden. Ein beachtenswertes Symptom ist auch, daß J. Tews, der Schriftleiter der Zeitschrift „Volksbildung", in jüngster Zeit zu einer öffentlichen Aussprache über May eingeladen hat. Die Frage kommt also wieder in Fluß. Die Tagespresse, die sehr lebhaft in den Kampf über den Nekrolog eingriff, den K. gegen M. brachte, zeigte größte Neigung für eine sachlich gerechte Würdigung, und die warmen Bekenntnisse zu Mays Gunsten, die neben vielen Zeitungen besonders die Karl May-Jahrbücher brachten, blieben ohne Widerspruch, fanden sogar vielfach lautes Echo. Belege findet man dafür in Schmids „Lanze."

Mit der dritten Partei, gegen die sich diese Schrift wendet, ist eine Verständigung wohl ausgeschlossen. Sie kündigen einen Kampf an, der es auf Vernichtung Mays absieht: sein Name, sein Andenken, seine Nachwirkung sollen ausgetilgt werden. Sie wollen diesen Kampf mit den „allerrücksichtslosesten Mitteln" führen. Sie wollen, wie Ferdinand Avenarius ebenso unzweideutig wie unvorsichtig ankündigt, seine „stofflich nicht anstößigen" Schriften dadurch schädigen, daß sie die Person des Toten in den Staub ziehen.

„Ferdinand, Ferdinand, dir auch singt man dort einmal!"

Wir nehmen jedenfalls den Kampf auf und fürchten ihn nicht. konnten ihn schon vielfach wirkungslos machen: eine Reihe schwer Angriffe ließ sich leicht als unhaltbar erweisen. Andere, die si weniger gegen den Verfasser selbst, mehr gegen sein Werk richten mußten wir als z. T. berechtigt, wenn schon als übertrieben anerkennen. Es wäre töricht, sich dagegen zu verschließen.

Gegen den im ‚Kunstwart' geübten Imperialismus auf dem Gebie der Kunst und Literatur, der mehr und mehr in die Gottschedsche Unmanier zu verfallen droht, wehrt sich schon hier und da ein starker Unwillen.

Wünsche.

Deshalb meine Bitte an den Verlag:
dafür zu sorgen, daß in neuen Auflagen die anerkannten Fehler möglichst ausgemerzt werden.

Welche sind diese? Hier kann ich nur mit meiner eigenen schon vorgetragenen Ueberzeugung antworten: May hat es im Uebereifer seines Erziehungswerkes, bei dem Feuer seines Temperamentes und der überwuchernden Kraft seiner Phantasie an der zügelnden und ordnenden Vernunft fehlen lassen. Daher die Häufung und Wiederholung von erregenden Motiven, daher der oft lockere Bau seiner Erzählungen, daher die oft hastige und ungepflegte Sprache. Seine Schriften gleichen Pflanzen, die in üppigem, feuchten Erdreich unter starkem Sonnenlicht zu jäh ins Kraut geschossen sind. Sie brauchen den Gärtner, der fleißig mit der Gartenschere und mit Bast arbeitet, die Zweige stützt, Geiltriebe und dürres Holz ausschneidet, die Stämme und Aeste gerade zieht und den Pflanzen dadurch ihre natürliche, gesunde Form gibt und ihren Ertrag an Früchten steigert.

Wir sind zu solchen Eingriffen ermächtigt, weil wir uns damit in des Verfassers Dienst stellen. Ihm war es um die erzieherische Wirkung zu tun. Je mehr wir diese steigern, um so besser werden wir ihm gerecht. Er wehrte sich mit Entrüstung gegen alle, die ihn und sein Werk vernichten wollten, würde aber Freundesdienste, die sich ihm zur Mitarbeit anbieten, mit freudiger Dankbarkeit angenommen haben. Er fühlte selbst die Unzulänglichkeit seiner Arbeiten und gab zu, daß er sich die Zeit nicht nahm, an der Form zu feilen. Die Sache selbst war ihm so wichtig, daß er über ihre künstlerische Durchbildung glaubte hinwegsehen zu können[41]). Es fehlte ihm der Freund und Mitarbeiter, der ihm das gab, was er nicht besaß, das zurückdrängte, womit er die rechten Grenzen überschritt.

---

[41]) z. B. Gesammelte Werke, Bd. 34, S. 419 f.

Ich glaube, daß es ohne starke Eingriffe und ohne Schädigung der erziehlich sittlichen Gesamtwirkung, ja, zu deren Steigerung möglich sein wird, auch den ästhetischen Wert der Arbeiten Mays bedeutend zu heben und einen Teil der mir berechtigt scheinenden Einwände abzustellen. Auch höre ich, daß der Verlag selbst schon eine solche Säuberung der Texte vorgesehen hat. Vor allem für die sog. Münchmeyer-Romane, die sie auch am nötigsten haben, und für die Dr. Schmid auch schon im Jahrbuch 1919 seine Aenderungspläne mitteilt. Aber auch für die Reiseerzählungen. Ich bitte den Verlag dringend, diese Umarbeitungen mit größter Umsicht und Gewissenhaftigkeit durchzuführen und sich dafür die geeignetsten Mitarbeiter zu sichern[42]).

Gelingt es so, allen berechtigten Tadel zum Schweigen zu bringen, so dürfen wir auf eine Steigerung des Mayschen Einflusses vertrauen und uns dann auch ohne jede Einschränkung für ihn einsetzen. Der Kampf für Karl May bedeutet keinen Kampf gegen irgendwelche anerkannte Schriftsteller anderer Richtung. Wenn wir ihn mit den besten der deutschen Literatur vergleichen, so fällt ihm eine nur bescheidene Rolle zu, aber die Erfahrung spricht dafür, daß er trotzdem seinen Platz behauptet und die Gründe, weshalb das geschieht, glauben wir jetzt erkannt und aufgedeckt zu haben.

Solange wir noch keine wahrhaft völkische Literatur besitzen und solange die Werke unserer führenden Geister den Zugang zu den großen Massen unseres Volkes nicht finden, werden wir die wenigen Schriftsteller dankbar anerkennen, die den rechten Ton treffen, um sich dem Volke verständlich zu machen und auf dessen Stimmung und Willen fördernd einzuwirken. May ist in Wahrheit, wie Wahrholz sagt, eine Lehre für unsere Schriftsteller. Er ist vielleicht der Einzige, der den Kolportage-Roman zu einer achtbaren Höhe gebracht, mit sittlichen Ideen erfüllt und gerade dadurch die Massen des Volkes für sich gewonnen hat. Eine Lehre für alle Schriftsteller, die ihren Beruf darin finden, wahre Volkserzieher zu sein. Sie werden von May, wenn sie ihn recht studieren, Wertvolles lernen können. Auch sie möchte ich deshalb zur Mitarbeit auffordern. Sie würden sogar nach Mays Wunsch handeln, wenn sie,

---

[42]) Anmerkung des Karl-May-Verlags: Die kritische und abfeilende Durchsicht unserer Sammlung hat bereits begonnen und zwar zunächst bei dem dreibändigen Roman „Old Surehand", der künftig nur noch in zwei Bänden erscheint (Bd. 14, 15), während die darin eingeschalteten Nebenerzählungen, die bisher den Gang der Handlung beeinträchtigten und hinauszögerten, hinfort einen besonderen, in sich abgeschlossenen Band (Bd. 19) bilden.

im höheren Sinne noch als er selbst, Volks- und Menschheits-Erzieher würden, Mitstreiter in den Aufgaben, die ihm leuchtend vorschwebten. Ihm standen seine Ziele über seiner Person. Er wollte Anreger sein, nicht Vollender eines Werkes, das in die Ewigkeit reicht, das immer neu und jung bleibt, deshalb von einem einzelnen Menschen in seiner beschränkten Zeit und Wirkung zum Abschluß nicht gebracht werden kann.

Versteht man ihn so, dann wird man, statt ihn zu bekämpfen, zu seinem Genossen und trägt ihm dadurch den besten Dank ab, den Jünger für ihren Lehrer aufbringen können.

Anhang.

Karl May † [43]).

Von Prof. Ludwig Gurlitt.

Zu spät! Schade, schade! Ich hatte den Wunsch, einem ganz ungeheuerlich verfolgten Manne durch meinen Beistand eine Freude zu machen, und nun ist er gestorben und ich kann ihm nicht mehr nützen.

Am 1. Januar des Jahres 1912 schrieb Karl May an mich aus Villa Shatterhand, Radebeul-Dresden, einen Brief, den ich jetzt, da der Schreiber tot ist, als sein nachgelassenes Dokument getrost veröffentlichen darf. Ich bemerke dazu, daß ich Karl May vorher und nachher nie gesehen und nie mit ihm in sonst irgendeiner Beziehung gestanden habe. Zufällig brachte Herr Justizrat Sello die Rede auf ihn, und als ich mich zu Mays Gunsten äußerte, bat er mich, das eben Gehörte dem Druck zu übergeben. Das versprach ich zu tun, aber es verschob sich von Tag zu Tag im Drange der Geschäfte. Jetzt drückt mich meine uneingelöste Zusage, und so will ich wenigstens dem Toten halten, was ich dem Lebenden versprochen hatte.

Vorerst seinen Brief!

Villa Shatterhand, den 1. Januar 1912.
Radebeul-Dresden.

Sehr geehrter Herr Professor!

Herr Justizrat Sello schrieb mir: „Der bekannte feurige und geistreiche Schulreformer, Professor Dr. Ludwig Gurlitt, der mich soeben verläßt, hat mir in Aussicht gestellt, einen anerkennenden Aufsatz über den Einfluß Ihrer schriftstellerischen Tätigkeit auf jugendliche Gemüter zu veröffentlichen."

Wie mich alten totgehetzten Mann das freut!

Ich sage Ihnen nämlich aufrichtig, daß ich unbedingt einer Ihrer aufrichtigsten und überzeugtesten Anhänger bin, ohne daß Sie etwas davon wissen. Und ebenso offen mache ich Sie darauf aufmerksam, daß sich die ganze psychologische und erzieherische Impotenz und die ganze jugendliterarische Neidhammelherde Deutschlands über

---

43) Nachdruck aus dem „Allgemeinen Beobachter", Hamburg, 1912, Nr. 24 (15. April 1912).

Sie herstürzen wird, falls Sie es wagen — und wie ich Sie kenne, werden grad Sie es wagen — sich meiner, wenn auch nur mit zwei Zeilen anzunehmen. Wehe Ihnen!!!

Da es aber mein Herzenswunsch ist, daß Sie sich trotz alledem in dieses Wehe stürzen, gestatte ich mir, Ihnen beizulegen, was unter gleichen Verhältnissen schon einmal ein anderer über meine Werke geschrieben hat. Nicht etwa, daß ich behaupten möchte, er habe in allem recht. Und auch nicht etwa, daß ich Sie für einen Verfasser halte, der solcher Unterlagen zur Anlehnung bedarf. O nein! Grad das Gegenteil! Ist einer original und unabhängig, so sind Sie es! Aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, der Sie im Hauptgebäude wohnen, zu zeigen, wie die Bewohner des Nebengebäudes über genau dieselbe Mietfrage denken.

Sie würden mich, Herr Professor, zu herzlichem Dank verbinden, wenn Sie mich erfahren ließen, wann und wo die Fäuste, die Sie für mich ballen wollen, zu lesen sein werden.

Während der Zwischenzeit und, falls Sie es erlauben, auch möglichst weit noch darüber hinaus, bin und verbleibe ich

in aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Karl May.

Ich gab meine Zusage, bat aber vorerst um Zusendung einiger Schriften, damit ich mich besser mit ihrem Inhalt und Geist vertraut machen könnte, denn was ich gelesen hatte, lag um viele Jahre zurück. May schickte mir ein großes Buchpaket und dazu einen zweiten Brief, der sich wie ein Abschiedswort ausnimmt von dieser bösen Erde, die dem todmüden Kämpfer so hart mitgespielt hatte.

Villa Shatterhand, den 8. Januar 1912.
Radebeul-Dresden.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihrem Wunsche entsprechend sende ich Ihnen recht gern einige meiner Bände. Sie werden aus ihnen vor allen Dingen ersehen, ob man mich mit Recht als „sogenannten" Jugendschriftsteller bezeichnet. Man tut das nur, um mich überhaupt befeinden zu können. Die Jugend liest mich doch wahrlich nicht deshalb, weil man mich (im herabsetzenden Sinne) einen Jugendschriftsteller nennt, sondern weil in meinen Büchern das Wasser lebendig perlt, während es in den stehenden Tümpeln der hochverehrten „Jugendwarten" usw. so nüchtern und geschmacklos, oft sogar schädlich ist, daß niemand es genießen mag.

Um meine Bücher zu verstehen, darf man kein Knabe sein, dessen Seele man mit ungewürzten „Jugend"-Breien füttert, sondern man muß gelernt haben, hinabzusteigen und nachzuforschen. Uebrigens ist alles, was ich bisher geschrieben habe, nichts als Vorübung, als Skizze. Ich habe mich bisher vorbereitet, habe meine Stoffe und meine Leser studiert und kann erst nun mit meinen eigentlichen Werken beginnen, in denen ich das bringe, was ich bis heute nicht bringen konnte, weil mir das Wissen und das Können dazu fehlten.

Man pflegt freilich zu lachen, wenn ich sage, daß meine bisherigen Bücher nur Skizzen enthalten und daß ich, der Siebzigjährige, nun erst beginnen werde, an meine

eigentliche Arbeit zu treten. Ich aber entgegne: Ich habe mit dem, was ich bringen will, bis jetzt zurückgehalten, weil ich noch nicht reif dazu und mit meinen Uebungen und Studien noch nicht fertig war. Nun aber schlug man mich an das Kreuz. Ich habe über zehn Jahre lang öffentlich an ihm gehangen und die mich umbrüllende Rasselbande studiert. Nun bin ich fertig; nun bin ich reif. Ich stieg vom Kreuz hernieder und beginne zu schreiben. Daß ich inzwischen 70 Jahre alt geworden bin, tut nichts. Ich hoffe noch lange zu leben. Und wenn nicht, so genügt es vollständig, wenn mir auch nur ein allereinziges Werk so gelingt, wie ich es hoffe und wünsche. Dann habe ich gezeigt, was ich zeigen will, und kann mich mit meiner Feder ruhig dahin legen lassen, wo das Lied zu Ende ist und man hinter dem letzten Punkt den bekannten, drei Ellen langen Gedankenstrich zu graben pflegt.

In aufrichtiger Hochachtung
Ihr ergebener

Karl May.

Diesem Brief lagen mehrere Ansichtskarten bei, jede mit der Aufschrift „Herzlichen Gruß! Karl May." Er steht da einmal „am Zuge nach dem Süden in Port Said", dann auf dem Balkon „in meiner Wohnung in Jericho", am Wigwam „bei den Tuscarora-Indianern", „am Teiche Siloah, unterhalb von Jerusalem", „In Abrahams Brunnen, in der Nähe des Haines Mamre. Ich in der Brunnenecke; vorn rechts mein Reitknecht" und schließlich „Karl May am Niagarafall".

Er wollte damit offenbar dem Vorwurfe entgegentreten, als habe er die Länder nicht selbst bereist, von denen er in seinen zahlreichen „Reise-Erzählungen" berichtet. Mir gegenüber hatte er einen solchen Nachweis nicht nötig, denn ich finde es sehr gleichgültig, ob er die Länder, die er lebenswahr zu zeichnen weiß, selbst bereist hat oder nicht. Schillers Tell verliert deshalb nicht an Wert, weil der Dichter das unübertrefflich gezeichnete Alpenland nicht mit eigenen Augen gesehen hatte. Ein großer Teil der Feindschaft, die sich auf das Haupt des armen Schriftstellers entladen hat, stützte sich auf den Vorwurf, daß er ein Lügner und Betrüger sei. Er hätte Amerika gar nicht bereist, niemals unter Indianern gelebt, sich auch bei diesen nicht zu Ansehn gebracht u.s.f. Seine Dichtungen werden also wie Personalakten behandelt und sollen gegen ihn zeugen. Bekanntlich wurde auch in den Prozessen, die May noch als müder Greis durchkämpfen mußte, und die mit allen häßlichen Begleiterscheinungen ihm auch den Rest gegeben haben, öffentlich sein ganzes Leben durchgehechelt. Dabei kamen Verfehlungen zur Sprache, die buchstäblich um ein halbes Jahrhundert zurückliegen. Mit Recht sagte sein Anwalt, der auch eine Freisprechung herbeiführte: Man dürfe doch einen alten Mann, der

sich mühsam aus der Tiefe emporgearbeitet habe, nicht wieder in den Abgrund zurückstoßen.

Karl May war der Sohn eines blutarmen Webers, mußte sich mit seiner schwärmerischen Phantasie in das Joch eines sächsischen Lehrerseminars beugen, wo er es natürlich nicht aushielt und sich nun bei Selbstunterricht und Hunger mühselig fortschleppte. Und da soll er Handlungen begangen haben, die ihn mit dem Gerichte in unangenehme Berührung brachten. Was geht es uns an? Wer nicht in gleicher Not gelebt hat, soll nicht richten. Ich jedenfalls wundere mich mehr über die Höhe seines Aufstieges, als ich mich über seine jugendlichen Verirrungen entrüste.

Zum Kritiker seiner literarischen Tätigkeit fühle ich mich nicht berufen. Schon deshalb nicht, weil ich nur das wenigste von den 40 Bänden gelesen habe, die über Deutschland verbreitet sind in immer neuen und neuen Auflagen. Ich wollte nur feststellen, daß ich als Lehrer an einem Gymnasium eine durchaus achtbare, freudige und im guten Sinne strebsame Jugend für Karl Mays Schriften geradezu begeistert fand. Als ich einmal einer Tertia gegenüber Bedenken und Zweifel gegen Karl May äußerte, da wollten die Jungen das durchaus nicht gelten lassen und traten warm für seine Schriften ein. Es wurde dann auch einmal in einer Lehrerkonferenz die Frage erwogen, ob May unter die Schundschriftsteller mit auf den Index gesetzt werden sollte, aber er fand auch unter den Lehrern Fürsprecher. Für mich persönlich wertvoll war das Zeugnis meines verstorbenen Bruders Wilhelm, der als Universitäts-Professor, als Vater dreier Töchter, als Kurator der evangelischen Schulen in Graz, und vor allem als ein sehr vielseitig unterrichteter und reich belesener Mann Mays Schriften als Jugendlektüre durchaus gelten ließ. Die Jugend verlangt nach solcher Kost, die ihrer Phantasie und ihrer Abenteuerlust dient. Zumal unsere arme Stadtjugend verlangt danach, die nur zwischen Backsteinhäusern und unter nüchternen Alltagsmenschen um ihre Jugend betrogen und in ihrem ganzen Wesen verschandelt wird. Jedenfalls hat es May verstanden, sich die Herzen dieser Jugend zu erobern, und sein Tod wird dort vielfach Trauer erwecken.

Daß ihr lieber Old Shatterhand in die ewigen Jagdgründe abgerufen ist, ihr vielbewunderter Old Shatterhand, dem sie mit glühenden Wangen und pochendem Herzen auf allen Wanderungen und allen Schleichwegen gefolgt sind, durch die Wüsten, durchs wilde Kurdistan, von Bagdad nach Stambul, in die Schluchten des Balkan, durch das

Land der Skipetaren, zu dem Scheik der Haddedihn vom großen Stamme der Schammar, wo er als Emir Hadschi Kara Ben Nemsi Effendi geehrt wurde; ihr Old Shatterhand, der To-kei-chun, den Häuptling der Komantschen, mit unerhörter Kühnheit und Klugheit zweimal aus der Mitte der Indianer einfing und, seinen Henrystutzen an der Seite, doch stets und auch in eigener höchster Lebensgefahr selbst gegen verräterische Feinde Großmut übte; Old Shatterhand, der Freund der Rothäute, obgleich selbst ein Bleichgesicht, deshalb ihr Freund, weil er Mitleid mit ihrem Schicksal hatte, das jähe Vernichtung bedeutet.

Die große heroische Pose dieses Mannes, seine Humanität und selbstbewußte Mannhaftigkeit hat es der Jugend angetan. Jetzt ist er tot. Mascha Allah kan wama lam, jascha lam jakun — „Was Allah will, geschieht; was er nicht will, geschieht nicht!"

Jetzt wird wohl auch der Haß und die Verfolgungswut seiner Gegner verstummen und ein gerechtes Urteil über die phantasiereiche, spannende und witzige Erzählerkunst dieses interessanten Menschen Platz greifen.

Dr. Klages Analyse der Handschrift: — „soll doch Frühling werden"[44]).

Zu Seite 95.

Feinempfindender, kluger, in seiner Weise origineller Kopf. Klar und zum Teil scharfsinnig im Denken, sehr vielseitig interessiert, geistig ungemein rege und lebendig und bei jeder geistigen Frage zu rascher, temperamentvoller Teilnahme bereit. Wir verstehen darunter eine Teilnahme nicht allein des Kopfes, sondern beinahe ebenso stark des Herzens und erblicken darin die Aeußerung eines Charakters, der neben männlichen Zügen einen stark weiblichen Einschlag aufweist. Darin liegt die Erklärung für folgende Tatsache: Schreiber ist halb Gelehrter, Forscher und halb Künstler; er ist halb Kritiker und halb Lyriker; halb ein kühler Beobachter und halb ein Mensch, der in weiblicher Parteilichkeit sich ganz vorwiegend vom Gefühl leiten läßt. Dieses unmittelbare Eingreifen des Gefühls in jede Urteilstat gibt seiner Denkungsart etwas lebendig Vibrierendes und Interessantes; gibt seiner Anschauungsweise eine Eigenart und Ursprünglichkeit, die überzeugend wirkt und gerade bei einem älteren Manne in Erstaunen setzen muß.

Wir haben es also fraglos mit einer Persönlichkeit zu tun und wollen ausdrücklich betonen, daß in der ganz persönlichen Note sowohl Stärke und Bedeutung, als aber auch die Schwäche und Beschränkung seines Wesens beschlossen liege. Schreiber steckt zu fest in seiner Haut, als daß es ihm je gelänge, sich über die Sache

---

[44]) Dem Gutachter, der nicht wissen sollte, daß er die Handschrift Karl Mays deute, war ein Blatt aus dem Manuskript des „sechsten Kunstbriefes" (der im K.-M.-Jahrbuch 1920 abgedruckt ist) vorgelegt worden.

oder gar über sich selbst zu stellen: er bleibt im Subjektiven und Reinpersönlichen befangen. Daraus folgt nun eine gewisse Verengung seines Horizontes. Seine Ansichten haben eine vorwegnehmende Stabilität und tragen nicht genügend den Tatsachen Rechnung; seine Urteile sind gelegentlich Vorurteile und können trotz aller fast jugendlich frischen Begeisterung einen gewissen altfränkischen Zug nicht ganz verleugnen.

Der angedeuteten Begrenztheit entsprechend macht sich im Umgang einige schwer zu befriedigende Unduldsamkeit, Nörgelei und Krittelei geltend; scharfes Aburteilen findet sich häufiger als ruhige Einsicht. Schreiber kann reizbar und ziemlich rechthaberisch sein und sein natürliches Wohlwollen wird beeinträchtigt durch ein naives Bedeutungsgefühl und eine damit verknüpfte überaus verletzliche Empfindlichkeit. Da er aber immer beherrscht, immer vornehm bleibt, da die Lauterkeit seiner Gesinnung nicht von Augenblicksstimmungen zu beeinflussen ist, da ein Zug von Gemüt und liebenswürdigem Humor manche Schärfen mildert und da er eher schweigend duldet als eine Taktlosigkeit beginge, so bleibt trotz der oben genannten Züge das Bild eines ungemein klugen, feinsinnigen, höherstrebenden und temperamentvollen Menschen ungetrübt bestehen.

Zu Seite 96.

Richard Engel schreibt:

„Anfangs wehrte ich mich gegen die Zumutung, einen Schriftsteller zu beurteilen, von dem ich bisher noch keine Zeile gelesen hatte. Und bis heute kenne ich nichts aus seiner Feder als seine Selbstbiographie, die ich mit steigender Anteilnahme las.

Da es Ihnen gerade auf diese — und hiervon auf den 4. und 5. Abschnitt — ankommt, so will ich in Form von Eindrücken, die mir bei und nach der Lektüre geworden sind, in aller Zurückhaltung eine Art Besprechung vornehmen, die Ihnen gerne zur Verfügung gestellt sein soll:

Im ganzen hatte und habe ich den Eindruck, daß der Verfasser das glaubte, was er in seiner Schrift über sich geschrieben hat.

Dafür spricht vieles, was ich hier im einzelnen nicht aufzählen will, vor allem ein Bemühen, sich selbst nicht zu schonen und möglichst das aus dem Gedächtnis heraufzuholen, was dieses hergeben will. Daß es sich oft genug weigert, treue Dienste zu tun, ist nicht verwunderlich. Welcher Mensch brächte es wohl fertig, in hohem Alter sich des Vergangenen so zu erinnern, wie es sich wirklich zugetragen hat! Goethe hat nicht umsonst seine Erinnerungen „Wahrheit und Dichtung“ benannt.

Wie schwer ist es schon, sich dessen zu erinnern, was eine Woche hinter uns liegt! Wie sehr ist die Phantasie geschäftig, alles Vergangene umzuschaffen!

Bei uns allen, auch bei denen, die keine „Dichter“ oder „Künstler“ sind. Bei diesen natürlich erst recht. Noch mehr bei den Neurotikern. Das ist für den Psychologen selbstverständlich. Und das ist wohl für Sie die Frage, ob ich Karl May für einen Psycho-Neurotiker halte.

Hier muß ich ein wenig Halt machen. Ich gestehe, daß diese Frage für mich nicht ganz leicht zu beantworten ist. Nicht nur, weil ich von seinen Werken nur diese eine Schrift kenne, von seinem Leben nur das, was er selber in seiner Autobiographie geschrieben hat, also nur die eine Seite, was gar zu leicht zu einer einseitigen Beurteilung führen kann.

Nun kommt viel, vielleicht alles auf eine Art Einstellung ihm gegenüber an. Stelle ich mich für ihn günstig ein, so wird demgemäß die Beurteilung ausfallen, wie ich es bereits an einem doppelten Experiment erlebt habe. Sagt man sich: der arme

Kerl hat so entsetzlich gelitten, er ist ein Opfer der armseligen Verhältnisse, seiner Zeit und seines „Milieus" usw., dann ist man geneigt, mit ihm zu gehen und ihm so ziemlich alles zu glauben, was er über sich berichtet und mit seinen Erklärungen fürlieb zu nehmen, die zum guten Teile sicher Schöpfungen seiner lebhaften Einbildungskraft gewesen sind. Sagt man sich aber: es ist doch undenkbar, daß all das Berichtete sich in Wirklichkeit zugetragen hat, wie er es geschildert hat, dann kommt man zu einem weitaus ungünstigeren Urteil und lehnt viele seiner Ausführungen ab, so interessant sie für die Psychologen auch sein mögen.

Ich möchte nicht einseitig sein und beiden Richtungen bis zu einem weitgehenden Grade ihre Berechtigung zugestehen.

Ich kann es mir gut denken, daß er sich dagegen wehrte, für krank zu gelten, obwohl er es, mit den Augen des Psycho-Analytikers gesehen, zweifellos gewesen ist. Noch gestern war ein Herr bei mir, der darüber klagte, daß sein Gedächtnis ein merkwürdiges Ding sei: was er behalten wolle, was wichtig für ihn sei, das vergesse er völlig. Was er aber vergessen wolle, weil es ihm lästig, unangenehm, fatal sei, das dränge sich ihm mit ungestümer Gewalt auf und peinige ihn.

Derlei und ähnliche Beobachtungen wird jeder psychologisch geübte Nervenarzt oft genug machen müssen.

Während ich diese Zeilen niederschreibe, fällt mir ein Universitäts-Professor ein, der vor vielen Jahren bei mir Hilfe suchte gegen unsagbare Quälereien, denen er ausgesetzt war von seiten seiner vielen Feinde, die aber fast alle längst nicht mehr lebten. Es gelang mir, ihn von den Quälereien zu befreien durch Beseitigung der Feinde — das Wie würde zu weit führen und gehört auch nicht hierher — bis auf einzelne, mit denen wir, der Professor und ich einerseits — die imaginären Feinde andererseits, eine Art Vertrag schlossen, daß die eine Partei verpflichtet sei, die andere in Frieden zu lassen, wenn von keiner Partei ein Angriff erfolge.

So oft ich diesen Herrn sehe — es kommt alle paar Jahre wohl einmal vor, versichert er mir: „Welch ein großes Glück! Meine Feinde lassen mich in Ruh und Frieden — ich kann arbeiten. Ich danke Ihnen usw."

Ein deutliches Beispiel, wie weit eine Spaltung in der Persönlichkeit sich vollziehen kann. Im übrigen ist der Professor tüchtig in seinem Berufe und wirklich glücklich, seinen Peinigern auf so billige Weise entronnen zu sein.

Hierher möchte ich auch die Zwangsneurotiker rechnen, deren Zahl ja Legion ist, ein dankbares Gebiet für den Forscher auf dem Gebiet der Psycho-Neurosen.

Also angenommen, daß Karl May das glaubt, was er schreibt, ist man genötigt, ihn dem Heere der Psycho-Neurotiker einzureihen. Mir sind nun Zweifel darüber aufgestiegen, ob Karl May, der Vielleser, nicht einige Kenntnis der psycho-analytischen Literatur gehabt hat und darnach seine „Bekenntnisse" eingerichtet hat. Aber das ist kaum wahrscheinlich, wenn auch immerhin möglich. Sicher ist, daß er über eine ziemlich weitgehende Kenntnis, auch der wissenschaftlichen Psychologie, verfügt hat und über eine Sprache gebot, die es ihm ermöglichte, in eindringlicher Weise sein eigener Anwalt zu sein.

Mehr möchte ich für heute nicht schreiben. Sollten Sie enger begrenzte Fragen zu stellen haben, so bin ich bereit, nach bestem Können und Gewissen zu antworten, wenn Sie damit zufrieden sind, diese Betrachtungen als das hinzunehmen, was sie sein sollen: Eindrücke und Nachbetrachtungen.

Schriften desselben Verfassers.

Der Deutsche und sein Vaterland, politisch-pädagogische Betrachtung eines Modernen. 8. Aufl. G. K. Sarasin, Leipzig-Basel.

„Es sind dies Ausführungen und Ergebnisse eines nicht bloß modernen, sondern umfassend selbständig und objektiv denkenden Mannes, welchen Vaterlandsliebe von bester Art, freier Blick und weite Bildung zum Zeitkritiker gemacht haben."

(Deutsche Heimat, Prof. Dr. Ed. Heyck.)

Erziehung zur Mannhaftigkeit. 6. Aufl. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin SW. 11.

„Welch prachtvoller, lebendiger, hinreißender Stil kennzeichnet das Buch. Gurlitt gehört zu den wenigen Männern, die reden wie sie schreiben und schreiben wie sie reden ... Es ist ein Buch, bei dem man warm werden muß. Manchem wird es Aug' und Herz öffnen und freudigen Widerhall muß es hervorrufen bei allen, die vorurteilslos die Schäden unseres Schulwesens zu erkennen streben. Möge es jeder lesen, dem das Wohl der eigenen Kinder am Herzen liegt."

(Frankfurter Zeitung.)

Der Verkehr mit meinen Kindern. 4. Aufl., ebenda.

„Diesem Buche eine Kritik zu schreiben, ist nicht möglich, seinen Inhalt wiederzugeben, wäre Frevel, da kein Wort des Gesagten gestrichen werden könnte, empfehlende Worte zu sagen, nicht vonnöten, da der Name des Autors bei allen Einsichtigen bekannt ist, ja weit mehr: in hohen Ehren steht! Und bei den andern? Ihnen sei zugerufen: ‚Mögen Euch bald die Schuppen ... Nein! Reißet selbst die Brille der konventionellen Sitte, durch die Ihr alles gefärbt seht, von Euren Augen, schaut klaren Sinnes das Leben an!'"

(Die Literaria, Berlin.)

Mein Kampf um die Wahrheit. 3. Aufl., ebenda 1907.

„Viele Details haben kein geringes kulturhistorisches Interesse. — Das Büchlein möge ein jeder lesen, der nicht von dem erhabenen Bewußtsein imprimiert ist, daß wir in einem gesegneten Zeitalter leben."

(Die Wage.)

Schüler-Selbstmorde, ebenda 1908. 1.—5. Tausend. M. —50.

Pflege des Heimatsinnes, ebenda 1909, in der Sammlung ‚Führer ins Leben', herausgegeben von Wilhelmine Mohr.

Die Schule, Bd. XVI der **Gesellschaft**, herausgegeben von Martin Buber, Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. M. 1.50.

„Alles, was mit Macht zum Fortschreiten im Lehrerstande gärt, kommt hier in fortreißender Rhetorik zum Ausdruck." (Soziale Medizin und Hygiene.)

„Ein Buch in kernigstem Stil, echt künstlerisch empfunden und konzipiert."

(Grazer Tagespost.)

Lateinische Fibel (Sexta). Mit Bildern, 4. Aufl., geb. M. 3.—. Leipzig-Basel, G. K. Sarasin.

Lateinisches Lehrbuch (Quinta). Mit Bildern, 2. Aufl., M. 3.—, ebenda.

„Das unleugbare Geschick des Verfassers, selbst schwierigere Stoffe der kindlichen Fassungskraft anzupassen, die glückliche Vereinigung von delectare und prodesse, von interessieren und nützen, die ausgiebige Sorge für Form und Inhalt zugleich, machen dies Werk zu einer der hervorragendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete seit Jahrzehnten!"

(H. Ziemer in den Jahresberichten über das höhere Schulwesen.)
(Conrad Rethwisch, XII. Jahrg. 1899, Latein VI. 38.)

Erziehungslehre, ebenda, 353 Seiten. M. 6.—.

„Ein umfassendes Werk und zugleich ein Abschluß. Es ist der vollständige geistige und praktische Aufbau von Gurlitts Pädagogik. — — Ich möchte, dies Buch gewänne in unserer Zeit unter den pädagogischen Büchern den beherrschenden Einfluß!'

(Rudolf Pannwitz.)

PT2625
.A848 Z6



DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET

